Nordische Staaten-gründer

Dir, lieben Ammi zum
Sommertag von

Deiner Hilde

Im Juli 43

Otto Vehse / Nordische Staatengründer

Nordische Staatengründer

von

Prof. Dr. Otto Vehse

Hanseatische Verlagsanstalt
Hamburg

Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt A.-G., Hamburg-Wandsbek

Meinem Lehrer
Albert Brackmann

Vorwort

Die kleine Sammlung der in diesem Bande vereinigten Lebensbilder wikingischer und normännischer Heerführer und Staatengründer versucht, einem breiteren Kreise die Probleme und Leistungen des skandinavischen Heldenzeitalters, der Epoche der Wikingfahrten und der ihnen entwachsenen normännischen Staaten, deutlich zu machen. Sie gruppiert die Hauptereignisse der nordgermanischen Wanderung um die Lebensschicksale jener Männer, in denen die schöpferische und gestaltende Kraft des nordischen Menschentums vornehmlich Ausdruck findet. Sie schildert unter Ruriks Namen die Ausbreitung der schwedischen Wikinger im russischen Raum, die Entstehung des Gardariki, Blütezeit und Ende des Großfürstentums Kiew. Das Ausgreifen dänischer und norwegischer Wikinger nach dem Westen, ihre Jahrzehnte währenden Angriffe auf das fränkische Großreich, ihre schließliche Landnahme im Seinemündungsgebiet und die Begründung des Herzogtums der Normandie sind in der zweiten Skizze über Rollo dargestellt. Der Kampf der Nordleute um die britischen Inseln, ihre Versuche, auf Irland und in England dauernd Fuß zu fassen, und deren vorübergehender Erfolg in der Reichsgründung Knuds sind in dem Lebensbild dieser großen Herrscherpersönlichkeit zusammengefaßt. Die Gestalt Eriks des Roten führt auf das letzte weit ausgedehnte Tätigkeitsfeld der Wikinger im Nordatlantik, zur Landnahme in Island, zur Entdeckung von Grönland und zur Aufsegelung Amerikas. Mit Robert Guiscard beginnt die Schilderung der zweiten Epoche der nordgermanischen Wanderung, die, von der Normandie ausgehend, sich nun vor allem dem Mittelmeergebiet zuwendet, wo in Unteritalien die ersten normännischen Herrschaften errichtet werden. Dieser mittelmeerischen Expansion läuft parallel der Rückgriff der Normannen auf England unter Wilhelm dem Eroberer, der die durch Rollo und seine Nachfolger gesammelte Macht des Herzogtums an eine große Aufgabe setzen kann. Den Anteil der Normannen am ersten Kreuzzug und ihre

Festsetzung im vorderen Orient behandelt das Kapitel über den Guiscardsohn Bohemund. Das Wirken der Nordmänner im Mittelmeerbereich kulminiert schließlich in der Begründung des sizilisch-unteritalienischen Einheitsreiches durch Roger II.

Diese acht Lebensbilder sind in den Jahren 1939 bis 1941 bereits im „Norden", der Zeitschrift der Nordischen Gesellschaft, veröffentlicht worden und werden hier mit geringen Änderungen, die durch die Einfügung des einleitenden Kapitels über die nordgermanische Wanderung erforderlich wurden, nochmals zum Abdruck gebracht. Der Gedanke, die Skizzen in einem Buche zusammenzufassen, ging von dem damaligen Herausgeber des „Nordens", Herrn Dr. W. Zimmermann, aus. Ihm und der Nordischen Gesellschaft wie auch den steten Bemühungen des Verlages ist es zu danken, wenn die nicht unerheblichen Schwierigkeiten, die sich der Drucklegung des Buches infolge der Kriegsverhältnisse entgegenstellten, glücklich überwunden werden konnten.

Der Verfasser hofft, daß die kleine Sammlung ihr Ziel, Probleme und Leistungen der großen nordgermanischen Wanderbewegung zu verdeutlichen, erreichen wird. Wendet sie sich auch an einen breiteren Leserkreis, so ist doch die Basis wissenschaftlich begründeter und gesicherter Erkenntnis nirgends verlassen, und jahrelange eigene Forschungen haben hier vielfach eine erste andeutende Formulierung gefunden. Die Aufteilung und Anordnung des Stoffes - das muß zum Schluß noch betont werden - entsprang keineswegs äußeren Gründen, sondern der Überzeugung, daß die entscheidenden Wendungen der Geschichte immer von großen Führerpersönlichkeiten ausgehen.

Inhalt

Die nordgermanische Wanderung

Am Anfang aller germanischen Geschichte steht die große Wanderung nach dem Süden. Von seinen Ursitzen an den Gestaden des westlichen Beckens der Ostsee aus hat sich das germanische Volkstum in zweitausendjähriger Wanderung über weite Gebiete des heutigen Europa, von Rhein, Maaß und Schelde bis zur Weichsel und zum Schwarzen Meere hin ausgebreitet, hat schließlich durch seine Angriffe das römische Reich zum Einsturz gebracht und dessen westliche Provinzen: Gallien, Spanien, Jalien und Nordafrika in Besitz genommen. Auch an dieser Ausdehnung ist der skandinavische Norden schon beteiligt gewesen. Zahlreiche Stämme entsandte er damals über die Ostsee, um die weitausgreifende ostgermanische Volksgruppe mitbilden zu helfen. So stark war die Abwanderung, daß der Norden nach dieser ungeheuren Blutabgabe auf Jahrhunderte erschöpft in ein von der germanischen Gesamtentwicklung fast völlig losgelöstes Sonderdasein zurücksank.

Erst über ein Vierteljahrtausend später, als die Ostgermanen längst zugrunde gegangen und die Westgermanen im Gebiet zwischen Rhein und Elbe, Alpen und Nordsee zu dauernder Niederlassung geschritten waren, geriet der Norden wieder in Bewegung und sandte alljährlich über weite Meere und durch den unbegrenzten russischen Raum seine Wikingerscharen. Neuere Forschungen haben erwiesen, daß dieser Aufbruch nicht so plötzlich um die Wende des achten zum neunten Jahrhundert einsetzte, wie es nach den Berichten abendländischer Geschichtswerke aus dieser Zeit den Anschein hat. Wie der Zug der Angeln, Sachsen und Jüten über die Nordsee nach England die Westfahrt der Wikinger vorbereitet, so sind auch die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zwischen dem Nord- und dem Süduser der Ostsee angeknüpften Verkehrsbeziehungen kaum jemals ganz abgerissen, wenn wir das quellenmäßig auch noch nicht einwandfrei nachzuweisen vermögen. Erst mit dem ausgehenden achten Jahrhundert aber hat die nordische Expansion ihren vollen Umfang erreicht, so daß an der

üblichen zeitlichen Festsetzung des Beginns der eigentlichen skandinavischen Ausbreitungsbewegung festgehalten werden darf.

Von da an hat es fast vier Jahrhunderte gedauert, bis die nordgermanische Wanderung wieder zum Stillstand kam. Die Skandinavier haben sich während dieser Zeit vor allem nach dem Westen und Osten, weniger direkt nach Süden gewandt. Wir wissen zwar auch von wikingischen Siedlungen an der Oder- und Weichselmündung in Pommern und Preußen, wo man zum Beispiel auf Wollin, in Truso bei Elbing und an der Kurischen Nehrung in Wiskiauten durch Grabungen Wohnplätze der Nordleute festgestellt hat, aber wie weit sie in das Hinterland dieser Küste, vor allem elbaufwärts gelangt sind, muß noch genauer erforscht werden. Nur für das mittlere Weichselgebiet läßt sich mit guten Gründen schon heute eine wikingische Reichsgründung behaupten, aus der sich im ausgehenden zehnten Jahrhundert das polnische Reich entwickelte.

Dagegen liegen sowohl die Ost- wie die Westfahrt der Wikinger im hellsten Lichte geschichtlicher Überlieferung. Bereits im achten Jahrhundert sind die kleinen Inselgruppen im Nordatlantik von Norwegern und Dänen in Besitz genommen, die von dort aus dann nach Irland vorstießen, das lange Zeit ihre Hauptetappe für den Angriff auf die langgestreckten Küsten des fränkischen Großreichs gebildet hat. Gleichzeitig haben sich die schwedischen Rus oder Waräger, wie sie von den einheimischen finnischen und slawischen Völkern später genannt wurden, im Baltikum und am Ostausgang des Finnischen Meerbusens festgesetzt. Schon in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts sind die Wikinger im Westen auf den großen Strömen Frankreichs, auf der Seine, Loire und Garonne bis tief in das Innere des Landes eingedrungen und von der Biskaya aus an der Westküste der Iberischen Halbinsel entlang, durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer vorgestoßen, wo sie an der afrikanischen Nordküste heerten, sich vorübergehend an der Rhône-Mündung aufhielten und die italienische Westküste beunruhigten. Im Osten sind sie aus dem Raum zwischen Ladoga-, Ilmen- und Peipussee auf der Wolga bis zum Kaspischen Meere gelangt und haben die Verbindung mit Bagdad aufgenommen.

Die folgenden Jahrzehnte bringen die ersten Rückschläge. Im Osten wird die Wolgastraße durch Unruhen am Mittel- und Unterlauf des Stromes gesperrt und die Wikinger dadurch veranlaßt, sich über den

Wolchow an den Dnjepr heranzuarbeiten, auf diesem dann vordringend Kiew in ihren Besitz zu bringen und das Schwarze Meer mit dem dahinterliegenden Byzanz zu erreichen. Im Westen zwingt der wachsende Widerstand des Frankenreichs vorübergehend zur Aufgabe dieses Operationsgebietes und zur Konzentration aller Kräfte auf die Eroberung Englands, die indessen nur teilweise glückte, weil die von Alfred dem Großen geleitete angelsächsische Abwehr nicht überwunden werden konnte. Unabhängig davon setzt nun aber um 870 die Besiedlung Islands ein, die nach zwei Menschenaltern abgeschlossen ist. Während die Rus oder Waräger nun ihre große Handelsstraße am Wolchow-Dnjepr politisch sichern und von Nowgorod bis Kiew ihr Gardariki errichten, tritt im Westen der erste große Schrumpfungsprozeß der wikingischen Ausbreitung zu Tage. Das aus unzähligen kleinen Gefolgschaften und Fahrtgemeinschaften gebildete „Große Heer" kann lediglich die kleine, nach den Nordmännern später benannte Landschaft an der Seine-Mündung behaupten und dort einen Staat begründen. Das übrige Frankreich wird frei von wikingischer Bedrohung, der Vorstoß ins Mittelmeer nicht wiederholt. Dagegen gehen die skandinavischen Angriffe auf England zunächst ohne Erfolg weiter. Am Ende des zehnten Jahrhunderts greifen die Isländer auf Grönland über und segeln Nordamerika auf.

Im beginnenden elften Jahrhundert erhöht sich noch einmal die Aktivität des Nordens. Unter Sven Gabelbart und seinem Sohn Knud kommt es zur Unterwerfung der Angelsachsen unter die dänische Herrschaft und zur Verbindung Englands und Schottlands mit Dänemark und Norwegen, die indessen nicht lange Bestand hat. Zu eben dieser Zeit setzt eine zweite Wanderepoche der Nordgermanen von der Normandie aus ein, die sich vorwiegend auf den Bereich des Mittelmeeres richtet, nach Spanien, Süditalien, Griechenland geht und während des ersten Kreuzzuges sogar in den vorderen Orient, nach Syrien vorstößt. 1066 erfolgt der Rückgriff der Normandie auf England unter Wilhelm dem Eroberer. Mit ihm steht der zweite Schrumpfungsprozeß der nordgermanischen Wanderung in ursächlichem Zusammenhang. Auch im Mittelmeergebiet müssen die Normannen sich seit dem beginnenden zwölften Jahrhundert auf kleinere Räume zusammenziehen, auf Unteritalien und Sizilien. Die Außenpositionen gehen verloren. Mit dem Abschluß dieses Jahrhunderts ist das Ende

der skandinavischen Ausbreitungsepoche erreicht. Der süditalienische Normannenstaat geht in den Besitz der Staufer über, die Normandie wird durch Philipp August von Frankreich fester in den französischen Staat hineingezwungen, der Tartarensturm macht dem seit Jahrzehnten fortschreitender Slawisierung unterworfenen Rurikidenreich von Kiew ein Ende, in England ist die Verschmelzung von Normannen und Angelsachsen fast abgeschlossen.

Als Endergebnis bleibt nach dem äußeren Befunde von der nordgermanischen Wanderung also nicht sehr viel übrig. Lediglich auf den kleinen abseits gelegenen Inseln des Nordatlantik hat sie neuen skandinavischen Volksboden geschaffen, der wenigstens auf Island bis in die Gegenwart hinein behauptet werden konnte. Alles andere ging entweder durch Überfremdung wie im abendländischen und russischen Raum oder durch Einwirkungen des Klimas wie in Grönland wieder verloren. Wer die ungeheure Reichweite der wikingisch-normännischen Ausbreitung bedenkt und mit ihr die Größe und Volksdichte des Ausgangslandes vergleicht, wird das nicht erstaunlich finden. Fraglos war diese Wanderung eine ungeheure Überanstrengung der nordischen Volkskraft. Das um so mehr, als nirgends eine einheitliche Planung und Lenkung des Einsatzes der Nordmänner sichtbar wird, anscheinend auch keine große politische Idee und kein gestaltender politischer Wille hinter ihnen steht. Es ist fast unmöglich, sich durch das verwirrende Gestrüpp dieser unzähligen Unternehmungen und Fahrten kleiner und kleinster Einheiten, ja sogar einzelner einen Weg zu den wesentlichen Ereignissen zu bahnen. Das Gegeneinander und Durcheinander der verschiedenen Aktionen erschwert jede größere Linienführung, macht die ganze Bewegung auf den ersten Blick hin zu einem völlig unverständlichen Vorgang, in dem der Zufall die Hauptrolle zu spielen scheint.

Eine Erklärung dafür müßte die Beantwortung der nun dringend gewordenen Frage nach den Ursachen der skandinavischen Auswanderung geben. Was eigentlich hat die Nordleute im neunten und zehnten Jahrhundert, was die Normannen im elften bewogen, in so großer Zahl die Heimat zu verlassen? Was suchten sie in der Fremde, und was hat ihre Ausbreitung dem Mutterlande eingebracht, wenn schon die draußen gemachten Erwerbungen nicht dauernd gehalten werden konnten? Die bequemste und zunächst überzeugende Antwort auf diese

Frage würde lauten: die Landnot in Skandinavien habe zur Auswanderung gezwungen. Lange Zeit hat man sich mit dieser einfachen und auf den ersten Blick einleuchtenden Lösung des Problems begnügt. Aber sie ist nicht richtig und sie führt vor allem nicht zum wirklichen Verständnis der ganzen Bewegung. Zunächst will der schlüssige Nachweis, daß Skandinavien im achten und neunten Jahrhundert wirklich übervölkert gewesen sei, nicht recht gelingen. Diese Behauptung bleibt unwahrscheinlich, selbst wenn man die beschränkte Anbaufähigkeit des Landes berücksichtigt. Dann läßt sich einwandfrei nachweisen, daß bei den Wikingern wie später auch bei den Normannen der Wille zur Landnahme zunächst gar nicht vorhanden war. Wie wäre das möglich, wenn wirklich nur die Landnot, die Unmöglichkeit, in der Heimat eine Existenz zu begründen, sie in die Fremde getrieben hätte! Im russischen Raume hätte es Land genug gegeben, und zwar fruchtbares, durchaus geeignet für die Begründung bäuerlicher Siedlungen. Statt dessen sehen wir die schwedischen Wikinger sich dort in den Städten festsetzen, Herrschaften begründen und Handel treiben. Im Westen führen sie unaufhörlich Krieg. Die gleichen Scharen tauchen bald hier, bald dort auf, ständig auf der Suche nach neuer Beute. Irgendeine Abgrenzung ihrer Wirkungsbereiche ist nicht zu erkennen. Und wenn sie später häufiger auf Inseln in der Nähe des Festlandes den Winter über sitzen bleiben, so geschieht das lediglich, um im Frühling dem Schauplatz ihrer kriegerischen Tätigkeit näher zu sein, nicht schon um dauernde Niederlassungen zu begründen. Man kann sich bei den reinen Männerbünden, um die es sich hier ja noch handelt, auch schwer vorstellen, daß ein wirkliches Bedürfnis nach festen Wohnsitzen vorhanden gewesen sei. Es regte sich wahrscheinlich erst, als es zur Bildung des „Großen Heeres" kam, das wegen seines Trosses und der mitgeführten Weiber und Kinder nicht mehr so beweglich war wie die kleinen Gefolgschaften der früheren Zeit. Nun war man stärker auf das Land und auf die Errichtung fester Lager angewiesen, konnte sich nicht mehr durch schnelle Flucht über das Meer dem feindlichen Zugriff entziehen. Auch die Versorgung mit allem, was zum Leben nötig war, wurde immer schwieriger. Trotzdem hat es noch Jahrzehnte gedauert, bis sich der Gedanke der Landnahme wirklich durchgesetzt hat. Vom Heere Guttorms in England spalten sich starke Gruppen von Wikingern in dem Augenblick ab, wo dieser nach seiner Übereinkunft mit Alfred dem Großen zu

dauernder Niederlassung schreitet. Sie wollen das Schwert noch nicht mit dem Pfluge vertauschen, sondern ihre alten wikingischen Lebensgewohnheiten beibehalten. Sie setzen die Freiheit und Ungebundenheit ihres Kämpferdaseins höher an als die Ruhe bäuerlichen Lebens, fürchten instinktiv wohl auch den Zwang, den die dauernde Niederlassung unweigerlich im Gefolge haben muß. Sie wenden sich nach Nordfrankreich zurück, um freilich auch hier von der gleichen Notwendigkeit, unterzugehen oder sich durch neue Verwurzelung im Boden zu behaupten, zur Landnahme gezwungen zu werden. Aber Rollo und seine Nachfolger haben noch Jahrzehnte hindurch Mühe genug gehabt, die Unruhe ihrer Landsleute zu dämpfen und sie von weiteren Einfällen in die angrenzenden westfränkischen Gebiete abzuhalten.

Nach einem Jahrhundert der Ausrichtung aller Kräfte auf die Konsolidierung der staatlichen Verhältnisse in der Normandie bricht indessen der alte Wikingtrieb von neuem durch. Hier hätte der Hinweis auf vorliegende Landnot schon eher Sinn. Denn zweifellos hat das strenge Ersterbenrecht in vielen Fällen den äußeren Anlaß zum Aufbruch zahlreicher einzelner und kleiner normännischer Gruppen gegeben. Aber auch hier scheint nicht sie das letztlich Entscheidende gewesen zu sein. Nach einer sagenhaften Überlieferung soll Tankred von Hauteville, der Stammvater des sizilischen Herrschergeschlechts, jedem seiner Söhne ein Schwert und ein Roß gegeben und sie mit dem Rat entlassen haben, sich in der Fremde Ruhm zu erwerben und Herrschaften zu erobern, die ihnen die Heimat nicht geben könne. Es geht den Normannen also weniger um die nackte Existenz als um ein standesgemäßes Dasein, ein Ausleben der Kraft, die sich in den Nachkommen der kühnen wikingischen Seefahrer regt, um die Bewährung vor großen Aufgaben. Wo die Normannen im Mittelmeer fechten, da fechten sie nicht um bäuerlichen Acker, um Hof und Scholle, sondern gleich um Fürstentümer und Königreiche.

Nur in einem Falle läßt sich eindeutig erweisen, daß wirklich Landnahme von Anfang an das Ziel der Auswanderer gewesen ist: auf Island. Auf dieser Insel wie auch auf Grönland, ihrer Kolonie, ist tatsächlich sofort nach ihrer Ankunft von den Skandinaviern gesiedelt worden. Sieht man aber auf die Zusammensetzung der hier entstehenden Bauernschaft, so erkennt man, daß wiederum nicht eigentliche Landnot der bewegende Grund für die Aufgabe der Heimat gewesen

sein kann. Denn zum großen Teile besteht sie aus reichen Grundbesitzern, Odalsbauern, die mit Weib und Kind, mit Hausgerät und Vieh, mit ihren Hintersassen, Knechten und Mägden bereits nach Island kommen. Diese Männer haben zu Haus sicher keinen Mangel an Land gehabt. Wenn sie den Boden ihrer Väter im Stich ließen, so müssen andere Ursachen dafür maßgebend gewesen sein. Und gerade das isländische Beispiel hilft uns nun weiter in der Erkenntnis der eigentlichen Gründe der nordischen Auswanderung. Wir erfahren nämlich aus den Quellen, daß die isländischen Siedler die Heimat aufgaben, um das zu retten, was ihnen das Wertvollste schien: ihre Freiheit! Ein ideelles Motiv also bestimmt sie, nicht so sehr materielle Gesichtspunkte. Und wie stark muß es gewirkt haben! Denn die isländischen Auswanderer machten im allgemeinen ja einen sehr schlechten Tausch. Der Boden ihrer neuen Heimat war karg und das Klima nicht günstig. Wir hören aber niemals davon, daß sie sich nach Norwegen zurückgesehnt hätten oder dorthin zurückgekehrt wären. Sie waren froh, in ihrem isländischen Bauernstaat der alten Freiheit eine sichere Heimstatt geschaffen zu haben.

Wer bedrohte nun ihre Freiheit? Es war Harald Schönhaar, der im ausgehenden neunten Jahrhundert den norwegischen Stammesstaat und das Einkönigtum begründete. Diese neue politische Ordnung hob die alte der bäuerlichen Kleinkönige und Tälergemeinschaften auf oder schränkte sie zum mindesten erheblich ein. Eine tiefgreifende Umwälzung der ganzen bisherigen politischen Ordnung und des sozialen Gefüges, des bisher geltenden Rechts war die Folge. Der alte freie Großbauer sollte jetzt sogar zinsen und dem König Dienste leisten. Darin sah er einen unerträglichen Angriff auf seine Freiheit, und da er dem König nicht mit Gewalt zu widerstehen vermochte, zog er es vor, lieber die Heimat zu verlassen, als in persönliche Abhängigkeit zu geraten. Was hier von Norwegen erwiesen ist, gilt ebenso auch für Dänemark und für Schweden. Denn auch dort bildete sich in derselben Zeit und mit den gleichen Mitteln das Einkönigtum und setzte den Stammesstaat durch. Mit anderen Worten: es ist eine große politische und soziale Krise des Nordens gewesen, die als letzte bewegende Ursache des nordischen Aufbruchs anzusehen ist. Sie hat zweifellos auch ihre geistigen Hintergründe gehabt, obwohl wir diese aus Mangel an Quellen nicht so deutlich vor uns sehen. Aber die

Annahme, daß das innere Gefüge der nordischen Welt ins Wanken gekommen, ihre letzten und höchsten Werte zweifelhaft geworden waren, ist doch wohl berechtigt. Selbst unter den Vorkämpfern der alten Überlieferung und Freiheit finden sich schon solche, die dem Götterglauben abgeschworen und sich ganz auf die Kraft ihrer Arme und die eigene Einsicht gestellt haben. Durch einfachen Schiedsspruch des Gesetzsprechers kann bereits zwei Menschenalter nach der Landnahme in Island das Christentum eingeführt werden, ohne daß es zu weiteren Kämpfen kommt. Die neuen Mächte in Skandinavien, die Stammkönige, haben sich dem neuen Glauben schon früher zugewandt und ihre Entscheidung ist für den endlichen Erfolg der seit Ludwigs des Frommen Zeiten unternommenen Missionsanstrengungen des Abendlandes maßgebend gewesen.

Mit dieser allgemeinen Auflockerung der Gesetze und Bindungen der nordischen Welt vereinigen sich nun natürlich jene zahlreichen persönlichen Antriebe, die wir bereits gestreift haben: das Streben nach Tatenruhm, reine Entdeckerfreude, die Lust am Abenteuer in der geheimnisvoll lockenden Fremde, kurz das Fernweh des Nordländers. Es fehlen daneben auch materielle Beweggründe nicht. Der Handelstrieb des Skandinaviers hat besonders im Osten starke Ausprägung gefunden. Die Möglichkeit, auf Kriegsfahrt Beute zu machen und seinen Besitz zu vergrößern, hat sicher als kräftiger Anreiz gewirkt. Aber das alles hätte kaum eine so gewaltige Bewegung in Gang setzen können, wenn nicht dahinter entscheidendere Dinge gestanden hätten. Der Norden war zur Lösung einer weltgeschichtlichen Aufgabe erwacht. Er fühlte die Kraft zu neuer Gestaltung in sich und suchte sie zu betätigen, genau so wie später im elften Jahrhundert die Normannen des Seine-Mündungsgebiets. Mochte dem einzelnen auch noch nicht klar werden, welche Strömung ihn mit sich fortriß. Er erfüllte dennoch einen geschichtlichen Auftrag, indem er auf seinem Langschiff fremde Gestade ansteuerte, in fernen Ländern Handel trieb oder Kriegsdienst tat. Er sah das Ende dieses großen weltgeschichtlichen Ablaufs nicht vor sich, aber er ging furchtlos und wagemutig hinein in die ungewisse, von schweren Wolken verhangene Zukunft. Darin, nicht so sehr in großen Plänen und Entwürfen liegt das Heroische der nordgermanischen Wanderzeit.

Diese Begründung erklärt nun auch das eigentliche Wesen der skandinavischen Ausbreitungsepoche. Wenn sie nicht Landsuche sondern freie Entfaltung des nordischen Menschentums war, wird ihre Ungebundenheit, ihre Reichweite, ihre Planlosigkeit, das ganze verwirrende Durcheinander und Gegeneinander der einzelnen Wikingfahrten verständlich, begreift sich die Uferlosigkeit des Vordringens der Nordleute und ihr Untergang. Dieser naturhafte Ausbruch überquellender Kraft in einer krisengeladenen Epoche neuen Anfangs konnte durch staatliche Mächte, die selbst eben erst entstanden, nicht gebändigt werden. Wie ein gewaltiger Sturm riß er alle schützenden Dämme hinweg. Er mußte sich austoben, bevor er zu neuer Ordnung und neuem Gesetz gelangte. Die staatlichen Gewalten des Nordens haben kaum etwas mit der Wikingbewegung zu tun gehabt, so wenig wie der Herzog der Normandie im elften Jahrhundert Einfluß auf die Ausbreitung seiner Normannen im Mittelmeerbereich gewann. Sie hatten Mühe genug, sich selber durchzusetzen in der Weite des skandinavischen Raums, bei den unentwickelten Verkehrsverhältnissen der Zeit und der Härte des Widerstandes, auf den sie überall im eigenen Lande trafen. Wenn sich der fränkische Kaiser, wie das zur Zeit Ludwigs des Frommen geschah, an den dänischen König hielt und ihn für die Angriffe der Nordleute auf die Küsten des Reichs verantwortlich zu machen suchte, so war das ein völlig vergebliches Unterfangen. Der König konnte den wikingischen Unternehmungen beim besten Willen nicht steuern - es half nicht das geringste, wenn er, wie uns berichtet wird, einmal etliche Seekönige, deren er gerade habhaft geworden war, hängen ließ. Die Wikingfahrten erlitten dadurch keine Unterbrechung. Sie gingen ja gerade von den Kreisen aus, die dem Königtum feindlich gegenüberstanden. Wie hätten die langgestreckten Küsten Skandinaviens und Dänemarks denn auch überwacht werden sollen, um die Auswanderung zu verhindern! Harald Schönhaars Verbot blieb eine unbeachtete Vorschrift, und mehr als der Zugriff auf verlassene Höfe stand nicht in seiner Macht.

Diese Spannung zwischen einheimischer staatlicher Gewalt und wikingisch-normännischer Ausbreitung ist ein kennzeichnender Grundzug der ganzen Wanderzeit des Nordens. Es ist verständlich, daß die skandinavischen Könige sich immer wieder gegen diese Bewegung stemmten, weniger vielleicht, weil sie die Gefahr des sinnlosen Ver-

strömens nordischer Kraft in unendliche Weiten erkannt hätten, als weil ihnen mit dem Wikingertum die besten Aufbaukräfte des Landes verlorengingen. Sie haben deshalb auch von sich aus der Ausbreitung, wo sie konnten, entgegenzuwirken gesucht. Ihre Anstrengungen mußten freilich ergebnislos bleiben. Die Folge davon war, daß es weder in der wikingischen noch in der normännischen Epoche zu einer dauernden Verbindung von Mutterland und Kolonie gekommen ist. Als einziger skandinavischer Herrscher hat Knud der Mächtige im Anfang des elften Jahrhunderts den Versuch unternommen, eine solche Vereinigung durchzuführen. Aber das von ihm errichtete Großreich zerbrach nach seinem Tode sofort wieder an der Unfähigkeit seiner Nachfolger und an inneren Spannungen. Mit den Mitteln der Zeit wäre es wohl überhaupt sehr schwer gewesen, so weit gespannte und verschieden geartete Herrschaftsgebiete, wie sie von den Wikingern erobert und später von den Normannen in Besitz genommen wurden, auf die Dauer zusammenzuhalten und von einem Mittelpunkt aus zu regieren.

Die Spannung zwischen den staatlichen Gewalten Skandinaviens und den Wikingern wie die zwischen dem normännischen Herzog und den fahrenden Rittern des Mittelmeerbereichs hat sich zweifellos schädlich auf die Konsolidierung und Festigung der Kolonien ausgewirkt. Das läßt sich vor allem für die normännische Epoche feststellen, in der die Eroberung Englands, also ein staatlich gelenktes Unternehmen, so viel von den überschüssigen Kräften der Normandie auf sich zog, daß für die Behauptung der im Mittelmeer gewonnenen Positionen nicht mehr genügend übrigblieb. Aber letztlich entscheidend für den frühen Untergang der Nordländer und für ihre Aufsaugung durch fremdes Volkstum ist das doch wohl nicht gewesen. Denn die ablehnende Haltung der staatlichen Mächte hat besonders in den Anfangszeiten der Wanderung nicht verhindern können, daß die in der Fremde kämpfenden Wikinger von der Heimat dauernd Nachschub erhielten. Verwandtschaftliche Beziehungen und der Ruhm einzelner Wikingführer sorgten ebenso wie die Erzählungen heimgekehrter Seefahrer immer dafür, daß der Zuzug neuer Mannschaft nicht abriß. Oft ist es zu regelrechten Werbungen in der Heimat gekommen, deren Erfolg nicht gering war. So sind der Normandie im zehnten Jahrhundert immer wieder größere skandinavische Aufgebote zu Hilfe gekommen, um den Landsleuten in ihren Kämpfen gegen den

westfränkischen König und seine Großen beizustehen oder die Bedrohung der alten Freiheit durch das emporwachsende Herzogtum abzuwenden. So hat auch Wladimir ein zahlreiches Gefolge in Schweden sammeln können, mit dem er dann die Alleinherrschaft in Kiew erstritt. Und das gleiche gilt für die Söhne Tankreds von Hauteville und ihre Gefolgen.

Wirklich entscheidend für den Ablauf der nordgermanischen Wanderung und den Untergang der Nordmänner war doch nur, daß dieser Nachschub nicht ausreichte, um alle eroberten Gebiete zu halten, geschweige denn zu germanisieren oder doch wenigstens die nordische Oberschicht so zu stärken, daß sie widerstandsfähig blieb. Das zeigt sich überall im Bereich des wikingisch-normännischen Tätigkeitsfeldes: im hohen Norden, wo zwar noch das völlig leere Island besetzt und behauptet werden konnte, aber schon die grönländische Kolonie einfach ausstarb und das an sich gute Siedlungsmöglichkeiten bietende Nordamerika lediglich entdeckt, dann aber nicht weiter festgehalten wurde, wie im Westen, wo Irland nur an der Küste besetzt, England lediglich in den östlichen Teilen vorübergehend dänischer Volksboden wurde und in Frankreich allein die kleinräumige Landschaft an der Seine-Mündung als fester Besitz in den Händen der Skandinavier blieb, und im Osten, wo schon im elften Jahrhundert die Slawisierung der dünnen nordgermanischen Herrenschicht beginnt. Und obwohl die Normannen während des ersten Kreuzzuges die Führung auf dem vorderorientalischen Kampffelde des Abendlandes in ihren Händen hielten und Syrien in ihren Besitz brachten, vermochten sie auf die Dauer weder hier noch im griechischen Bereiche oder auf der iberischen Halbinsel eine ausschlaggebende Rolle zu spielen, weil ihnen einfach die Menschen fehlten. In Süditalien aber behaupteten sie sich noch ein Jahrhundert nur durch ihre großartige staatsschöpferische Leistung, die indessen den Mangel an völkischer Geschlossenheit nicht dauernd auszugleichen vermochte.

Dieser Ausgang der nordgermanischen Wanderung zeigt indessen nur die schicksalhafte Bedingtheit ihrer Ursprünge und ist genau so tragisch wie der Untergang der ostgermanischen Völker auf dem Boden des römischen Reiches. Er darf auf keinen Fall zur Abwertung der ganzen Ausbreitungsepoche des Nordens und ihrer Leistung führen. Denn diese hinterließ ein weiterwirkendes Erbe, Vorbilder, die wieder

zu Geschichte wurden, ohne die das dem christlichen Abendland nun allmählich entwachsende moderne Europa undenkbar wäre. Vor allem ist es die staatliche Entwicklung unseres Erdteils, die sie in entscheidender Weise beeinflußt hat. Sie traf im Westen auf eine der gefährlichsten politischen Krisen, die Europa je durchgemacht hat, im Osten sozusagen auf einen leeren Raum. Im Westen brach gerade das Reich Karls des Großen auseinander, das den Kreis der germanisch-romanischen Völker zum erstenmal staatlich gefaßt und eine übervölkische Ordnung für fast den gesamten Bereich des katholischen Bekenntnisses begründet hatte. Zum neuen Träger politischer und kultureller Gemeinschaft des Abendlandes konnten die Nordleute hier noch nicht sogleich werden. Sie mußten sich erst die Aufbauelemente der christlichen Welt, in die sie nun eintraten, angeeignet und sie mit den ihrer Art und ihrer schöpferischen Kraft entspringenden Antrieben verschmolzen haben. Die Führung des Abendlandes fiel zunächst dem im zehnten Jahrhundert entstehenden deutschen Reiche zu, das unter Otto dem Großen das universale Kaisertum erneuerte. Aber in den anarchisierten Grenzzonen im Westen, Nordwesten und Süden setzten sie sich fest und schufen hier ihre eigenen Staaten, die sich sofort von aller bisherigen abendländischen Staatlichkeit abhoben. Es waren kleinräumige Gebilde, höchstens Mittelstaaten, die ein ganz anderes Maß von Konzentration aller herrscherlichen Machtmittel gestatteten, als sie in den damaligen Großreichen möglich war. So entstanden neue Kraftzentren der politischen Entwicklung, die zunächst auf die angrenzenden Gebiete, später auch auf die Mitte des germanisch-romanischen Völkerkreises zu wirken begannen. Von der Normandie aus übertrug Wilhelm der Eroberer die Grundsätze dieser normännischen Staatlichkeit bereits im elften Jahrhundert auf England. Im ausgehenden zwölften und beginnenden dreizehnten Jahrhundert wurden sie Vorbild der kapetingischen Reform des französischen Staates. Um die gleiche Zeit übten sie auch schon ihren Einfluß von England her auf die Welfen, von Sizilien her auf die Staufen und auf den entstehenden Staat des Deutschen Ordens in Preußen aus. Je stärker das staatliche Denken des Abendlandes von seinen bisherigen religiösen Voraussetzungen und völkischen Bindungen sich ablöste, um so reiner trat die Wirkung der normännischen Beziehung aller Äußerungen staatlichen Lebens auf eine in seinem Mittelpunkt stehende fürstliche Gewalt in Erscheinung

und leitete zur Ausbildung der neuzeitlichen Fürstenstaaten hinüber, die vielfach erst den Rahmen der heutigen Nationalstaaten schufen.

Was im Bereich des Abendlandes Jahrhunderte in Anspruch nahm, prägte sich im staatenlosen Osten sehr viel schneller aus. Die gestaltlose Masse der vielen slawischen Völkerschaften des weiten russischen Raumes wurde durch die staatsschöpferische Leistung der Waräger schon im neunten und zehnten Jahrhundert zu einer ersten politischen Gemeinschaft geformt, die zwar noch locker und unfertig war, aber doch schon die gleichen Grundsätze staatlicher Organisation wie die westlichen Normannenreiche, vor allem das Streben nach Konzentration aller Macht im Fürsten zeigt. Bis zum Tatarensturm des dreizehnten Jahrhunderts blieb das warägische Großfürstentum von Kiew die einzige staatliche Ordnung wenigstens eines Teiles der russischen Ebene, und selbst die moskowitische Erneuerung des fünfzehnten Jahrhunderts mußte an seine Tradition anknüpfen. Im Weichselgebiet bildet ebenfalls eine wikingische Staatsgründung im ausgehenden zehnten Jahrhundert den Anfang aller politischen Entwicklung dieses Raumes, nur daß die nordische Epoche hier sehr viel kürzer war als am Dnjepr. Aber mochten auch spätere Zeiten diese frühesten Schichten östlicher Staatenbildung immer wieder verschütten, die überragende Bedeutung des nordischen Anfangs wird dadurch nicht gemindert. Sie sind ebenso wie der auf die staatlichen Formen des Westens geübte Einfluß ein wichtiger und unerläßlicher Beitrag der nordgermanischen Wanderung zum politischen Aufbau Europas gewesen.

Die Nordleute haben diese Leistung unter Zuhilfenahme aller Anregungen und Einrichtungen vollbracht, die ihre Umwelt ihnen darbot. Sie übertrugen nicht einfach Gewohnheiten und Vorstellungen der Heimat, die sie etwa fertig mitgebracht hätten, auf ihre neuen Herrschaftsbereiche. Solche Vorbilder hätte der Norden, der ja selbst erst im Aufbau eigener Staaten begriffen war, damals gar nicht bieten können. Und im übrigen stand ja doch die ganze Wikingbewegung in schärfstem Widerspruch zu diesen politischen Neubildungen des skandinavischen Raumes. Vor allem um ihre alte Freiheit, d. h. die überkommene Rechtssatzung zu verteidigen und zu bewahren, hatten, wie wir sahen, die Wikinger die Heimat verlassen. Um so erstaunlicher ist es, daß gerade sie zu Begründern politischer Gemeinwesen wurden, deren Hauptkennzeichen die straffste Zusammenfassung aller Macht-

mittel und allen politischen Rechts im Staatsoberhaupt bildet. Will man das verstehen, so ist es notwendig, sich klarzumachen, daß wikingische Ungebundenheit nichts mit Disziplinlosigkeit zu tun hat. Innerhalb der kleinen Fahrtgemeinschaften herrschte ein strenges Gesetz, das den einzelnen, der sich ihr freiwillig angeschlossen hatte, unbedingt band. Wir haben in unseren Quellen Beispiele genug dafür, daß jede Verletzung dieser selbst gesetzten Ordnung auf das schwerste geahndet wurde. Die grundsätzliche Gleichberechtigung der Fahrtgenossen schloß eine feste Führungsgewalt keineswegs aus. Schon die Seefahrt setzte sie geradezu voraus. Im übrigen wog bei den Wikingern wie bei allen andern Germanen sicher auch von Anfang an die persönliche Autorität des erprobten und erfolgreichen Führers. Ansätze zur Überwindung des alten Freiheitsbegriffes sind also schon früh vorhanden. Der Druck der Außenwelt, in die sich die Wikinger und Waräger dann gestellt sehen, bewirkt die weitere Entwicklung dieser Ansätze. Am „Großen Heer" in Flandern und Nordfrankreich können wir deutlich verfolgen, wie allmählich eine bevorrechtete Führerschicht sich über die Masse der Nordleute lagert, aus der sich schließlich der Fürst über alle anderen erhebt.

Daß diese Entwicklung nicht ohne schwerste innere Auseinandersetzungen und Kämpfe vor sich gehen konnte, ist einleuchtend, gerade weil es sich um die zentrale Idee des ganzen wikingischen Aufbruchs handelte. Aber die Ersetzung des auf den einzelnen bezogenen Freiheitsbegriffs durch eine höhere Form der Freiheit, die die Selbständigkeit und Selbstbehauptung des nordischen Volkstums in fremder Umwelt umschloß, war eine unabweisbare Notwendigkeit. Nur wo den Nordleuten diese Selbstüberwindung gelang, haben sie noch eine Zukunft gehabt. In solchen Krisen kam fast alles darauf an, ob den einzelnen Gruppen, die um ihren Bestand rangen, ein wirklicher Führer geschenkt wurde, der den Übergang durch die Autorität seiner überragenden Persönlichkeit und Leistung erleichterte. Im Osten haben Rurik und seine Nachfolger die einheitliche Führungsgewalt durchgesetzt, im Westen, in der Normandie, Rollo, in Süditalien die Söhne Tankreds von Hauteville. England geriet ins Hintertreffen, weil den Wikingern dort kein Führer erstand. So mußte die Sicherung normännischer Herrschaft auf der Insel von außen kommen, durch Knud erst, dann durch Wilhelm den Eroberer. Im hohen Norden ist diese

Entwicklung ganz ausgeblieben, weil der Zwang zur Selbstbehauptung gefehlt hat. Der isländische Bauernstaat kennt keinen Führer und Fürsten, und in seiner grönländischen Kolonie ist der Ansatz zur Ausbildung einer Zentralgewalt, der in der Stellung Eriks des Roten und seiner Nachfolger auf Brattahlid im Keime angelegt war, niemals zu voller Reife gediehen. Sonst aber führt der Prozeß der Staatwerdung bei allen Wikingern und Normannen über die Seekönige und Gefolgschaftsführer hin zu den großen Staatsgründern, in deren Werk die eigentliche Leistung der nordgermanischen Wanderzeit gipfelt.

Im Osten war der Staatsaufbau verhältnismäßig einfach. Den Grundstock der warägischen Macht bildete hier die Fahrtgemeinschaft der bewaffneten nordischen Kaufleute, die sich schon an einzelnen Handelsplätzen festsetzten und dort Stadtherrschaften errichteten. Sie wurden dann von den Rurikiden, den Beherrschern der Mittelpunkte des ganzen russischen Handels- und Verkehrsgebietes, zusammengefaßt und zuerst von Nowgorod, später von Kiew aus geleitet. Das slawische Volkstum bot den Nordleuten keinerlei für ihren Staatsaufbau brauchbare Elemente. Es mußten nur die Verkehrsbedingungen und geographischen Verhältnisse des Landes berücksichtigt werden. Wesentlich schwieriger war die Staatsgründung im Westen, wo die Wikinger auf eine geschlossene und hochentwickelte Kulturwelt stießen. Hier kamen sie um eine Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt und deren Einrichtungen nicht herum und mußten ihre Eigenständigkeit in der Verarbeitung und Überwindung abendländischer Herrschaftsformen erweisen. Das haben sie auch in überraschendem Maße getan. Wie sie zum Beispiel das abendländisch-fränkische Lehnrecht in ihren Staat einbauten, muß höchste Bewunderung erwecken. Denn sie übernahmen es nicht einfach, sondern wußten es so umzubilden und weiter zu entwickeln, daß seine auflösenden und zersetzenden Tendenzen, die sich später besonders im Deutschen Reiche so unheilvoll auswirkten, in ihren Herrschaftsgebieten nicht nur völlig überwunden wurden, die Betonung des Herrenrechts hier im Gegenteil zur Stärkung der Zentralgewalt führte. Gleichzeitig brachten sie es fertig, die eigentliche Staatsverwaltung von diesem lehnrechtlichen Kreise völlig zu trennen und damit jede Feudalisierung des Behördenapparates zu verhindern. Der süditalienisch-sizilische Staat Rogers II. ist im übrigen das klassische Beispiel dafür, mit welchem Geschick die Normannen es verstanden,

alle Anregungen ihrer Umgebung aufzunehmen und für den Aufbau ihres Staates zu verwenden. Sie waren die ersten, die im Abendland eine geordnete staatliche Finanzwirtschaft entwickelten. Sie schritten auch mit ihrer Landfriedensgesetzgebung der übrigen christlichen Welt um fast ein Jahrhundert voran. Ihre Staatlichkeit erhält durch die Verwendung aller von der Umwelt dargebotenen Anregungen und Einrichtungen etwas Buntes und in vielen Farben Schillerndes. Man fragt sich oft unwillkürlich, wie ein so vielgestaltiger Apparat so reibungslos funktionieren konnte. Die Lösung dieses Rätsels ist, daß in allen Einrichtungen der regelnde und lenkende Geist der Normannen wirkt. Er erfüllt die übernommenen Formen mit ganz neuem Gehalt. Und seine schöpferische Kraft wird nicht nur im Bereich des rein Staatlichen spürbar, sie hat sehr bald nach dem Übertritt der Nordleute zum christlichen Bekenntnis auch das geistige Leben des Abendlandes wie des russischen Raumes tiefgreifend beeinflußt.

Ihr Glaubenswechsel ist im allgemeinen wohl ohne innere Kämpfe und Hemmungen erfolgt. Schon das widerlegt die noch oft gehörte Behauptung, es habe sich bei den Kämpfen der Wikinger gegen das Abendland um eine Art von Glaubenskrieg gegen die christliche Welt gehandelt. Im übrigen müßte auch festgestellt werden, daß der Norden die zur Durchführung eines solchen Kampfes erforderliche politische und geistige Geschlossenheit längst nicht mehr besaß, als die Wikingbewegung einsetzte. Von einer Bedrohung der skandinavischen Welt durch das christliche Abendland kann ebenfalls keine Rede sein. Karl der Große war an der Elbe stehengeblieben, und ein Menschenalter, nachdem die Wikinger an allen fränkischen Küsten aufgetaucht waren, kamen die ersten christlichen Missionare nach dem Norden. Vollends versagen aber würde die These von Glaubenskriegmotiven der Nordleute gegenüber dem Osten, wo es ja weder ein Christentum noch sonst irgendeine Bedrohung gab. Nirgends haben die Skandinavier auch den Versuch gemacht, ihren Glauben und ihre religiösen Überzeugungen etwa Unterworfenen aufzunötigen. Wie fast alle Germanen bewiesen sie in diesen Fragen immer wieder eine oft die Grenzen völliger Interessenlosigkeit streifende Duldung.

Der Hauptgrund ihres Übertritts zum neuen Bekenntnis ist sicher politischer Natur gewesen. Wie die skandinavischen Könige sich dem Christentum zuwandten, um an der Kirche eine Stütze und einen

Helfer im Ringen mit der inneren Opposition zu gewinnen, wie die Isländer auf dem Allthing des Jahres 1000 die Entscheidung ihres Gesetzesprechers für den neuen Glauben kampflos hinnahmen, um der norwegischen Königsmacht jeden Vorwand zur Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten und damit zur Beseitigung ihrer Selbständigkeit und Freiheit zu nehmen, so traten auch Guttorm, Rollo, Wladimir und andere Wikingführer aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen zum Bekenntnis der Kulturwelt über, in die sie aufgenommen zu werden wünschten. Und wenn die Großfürsten von Kiew eine Zeitlang geschwankt zu haben scheinen, welcher der beiden sich ihnen darbietenden Bekenntnisformen sie sich zuwenden sollten, so bedeutet auch das keine Überprüfung der Glaubenswahrheiten, die in ihnen erhalten waren. Wie der Merowinger Chlodowech sich aus rein politischen Erwägungen schließlich gegen den Arianismus der Goten für den Katholizismus entschied, der ihm dann auch ein wichtiger Bundesgenosse bei der Eroberung Südgalliens wurde, so brach Wladimir die unter seiner Großmutter Olga und seinem Vater Swjatoslaw über Otto den Großen bereits angebahnten Beziehungen zum römischen Bekenntnis wieder ab und wandte sich der griechischen Orthodoxie zu, weil ihm das die Feindschaft zu dem katholischen Boleslaw von Polen und die wichtigen Handelsbeziehungen zu Byzanz nahelegten.

Für Rollo und Knud gab es eine solche Wahl nicht mehr. Sie hätten nur noch Heiden bleiben können. Aber sie erkannten die außerordentliche Bedeutung ihres Übertritts zum Christentum für die Festigung und Sicherung ihrer Herrschaft und die Unerläßlichkeit der Überbrückung des ihre Normannen von der abendländischen Welt trennenden Glaubensgegensatzes. Für Knud war diese Entscheidung noch zwingender als für Rollo. Denn niemals hätte er die Anerkennung der strenggläubigen Angelsachsen gefunden, wenn er Heide geblieben wäre. Er hat denn auch alles getan, um keinen Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit und seinem kirchlichen Eifer aufkommen zu lassen. Wie er die angelsächsische Kirche durch reiche Schenkungen auf seine Seite zog, nach angelsächsischer Tradition eine Pilgerfahrt nach Rom unternahm und auf dieser Reise überall die Gelegenheit benutzte, um der abendländischen Welt seine Frömmigkeit zu beweisen, so verzichtete er sogar auf den Plan der Begründung einer englisch-dänischen Landeskirche, um nicht durch Verletzung der jurisdiktionellen Rechte des

Erzbischofs von Hamburg-Bremen die damals das Papsttum völlig beherrschende deutsche Reichskirche gegen sich aufzubringen und so in einen Gegensatz zur höchsten kirchlichen Autorität des Abendlandes zu geraten.

Aber auch Rollo hat großen Nutzen aus seinem Bündnis mit der Kirche gezogen. Sie dankte ihm für die Wiederherstellung ihrer Organisation in der Seine-Landschaft, die während der Wikingstürme völlig zusammengebrochen war, durch treue Dienste. Sie setzte alle ihre Wirkungsmöglichkeiten ein, um die fürstliche Autorität zu steigern, die ja auch ihr einziger Rückhalt war. Sie wurde die große Lehrmeisterin des seßhaft gewordenen Wikings, den sie in die geistigen Zusammenhänge der Welt einführte, in der er in Zukunft leben sollte. Je mehr sie ihre Interessen mit denen der Herzogsgewalt gleich setzte, um so heftiger wurde allerdings der Widerstand der normännischen Barone gegen sie. Fast das ganze zehnte Jahrhundert hindurch ist in der Normandie der Gegensatz von Heidentum und Christentum mit dem von Herzog und Großen identisch gewesen. Entscheidend war auch hier nicht das religiöse, sondern das politische Moment. Gekämpft wurde im Grunde nur um den Anteil, der den früher gleichberechtigten, jetzt allmählich in Abhängigkeit vom Herzog absinkenden Baronen am politischen Regiment zugestanden werden sollte, nicht aber um die Erhaltung oder Aufgabe des bereits zweifelhaft gewordenen Glaubens der Väter. Und Sieger blieben die beiden auf Zusammenfassung aller Kräfte der Gemeinschaft gerichteten Mächte.

Die Stärke und ausschlaggebende Bedeutung der politischen Gründe beweist im übrigen auch der Aufbau der normännischen Staatskirche. Sie blieb fest in der Hand des Herzogs, der keiner fremden Instanz, auch nicht dem römischen Papsttum, eine Einmischung in die jurisdiktionellen Verhältnisse seines Klerus gestattete, die Bistümer von sich aus mit seinen Vertrauten - oft Angehörigen des eigenen Hauses - besetzte und alles Kirchengut als zu seiner Domäne gehörig betrachtete, es infolgedessen auch ohne weiteres zu Leistungen für den Staat heranzog. So wenig wie die baronalen Lehnsträger erhielten aber auch die Prälaten hohe Staatsämter und dadurch Einfluß auf die Verwaltung. Der Klerus blieb neben seinen priesterlichen Funktionen ausschließlich auf kulturelle Aufgaben hingewiesen. Auf diesem Gebiete haben sich vor allem die Klöster der Normandie bewährt. Die Herzöge

hatten sich nicht damit begnügt, die hierarchische Organisation wiederherzustellen. Sie hatten in steigendem Maße auch das Klosterwesen zu erneuern und zu reformieren gesucht. Darüber gewannen sie bald Anschluß an die stärkste geistige Bewegung des ganzen Hochmittelalters, an die cluniazensische Reform, und traten durch Cluny's Vermittlung mit dem Papsttum in engere Beziehungen. Die Folgen dieser Anknüpfung mit den hochkirchlichen Kreisen des Abendlandes sollten sehr bedeutende sein. Sie zeigten sich zunächst in der wachsenden Zahl von Reformklöstern in der Normandie, die wie Bec, St. Wandrille, Fécamp und andere zu bedeutenden Bildungszentren wurden, an denen angesehene und berühmte Lehrer wie Wilhelm von Dijon und Lanfranc von Pavia wirkten. Der Schulbetrieb belebte sich außerordentlich. Das Studium der Wissenschaften, Literatur und Kunst blühten auf. Das hob nicht nur den Bildungsstand der Nordmänner, es trug auch viel dazu bei, die Meinung der christlichen Völker über die Nachkommen der einst so gefürchteten und verabscheuten Wikinger völlig in ihr Gegenteil zu verwandeln.

Aber die Wirkungen der Annäherung des Normannenherzogs an Cluny und Rom gingen noch erheblich weiter. Die Reformpartei, die ihre Unabhängigkeit vom deutschen Kaisertum und der Reichskirche anstrebte, suchte nach Bundesgenossen und fand sie unter anderen auch in den Nachkommen der Wikinger. Die cluniazensische Geschichtsschreibung erkennt und feiert als erste die aufsteigende Macht der Normannen. Immer stärker wird die Einflußnahme kirchlicher Kreise und religiöser Ideen auf sie. Religiöse Vorstellungen wirken bereits maßgebend auf die Ausrichtung der neuen normännischen Wanderbewegung des elften Jahrhunderts auf das Mittelmeer ein. Pilgerfahrten zum heiligen Lande, zu den Gräbern der Apostelfürsten in Rom, nach Santiago di Compostela und anderen Kultstätten leiten die Reisen der fahrenden Ritter nach dem Süden ein. Die Staatsgründung der Hauteville vollzieht sich dann in engster Anlehnung an das Papsttum. 1059 empfängt Robert Guiscard zu Melfi von Nikolaus II. die Belehnung mit Apulien und Calabrien. Alexander II. übersendet Wilhelm dem Eroberer 1066 eine päpstliche Fahne, damit sie beim Sturm auf England vorangetragen werde. Auf der iberischen Halbinsel, bei der Eroberung Siziliens und vor allem während des ersten Kreuzzuges treten die Normannen nun als Vorkämpfer des Christentums gegen den Islam

in Erscheinung, sie, deren wikingische Vorfahren die ärgsten Feinde der christlichen Welt gewesen waren! Der Wandel konnte kein größerer sein.

Freilich wird man sich hüten müssen, seine Tiefenwirkung zu überschätzen. Gewiß waren die Normannen des elften und zwölften Jahrhunderts Kinder ihres von religiösen Ideen stark bestimmten Zeitalters. Aber durch diesen christlichen Firnis bricht doch immer wieder in unverminderter Stärke ihre kampfesfreudige, nüchterne und wirklichkeitsnahe nordische Art hindurch. Bei all ihrem Einsatz für die Verteidigung des Glaubens und die Rückgewinnung des Heiligen Landes, bei aller Verehrung für den heiligen Petrus und die vom Papst repräsentierte Kirche vergessen sie doch nie den eigenen Vorteil. Wilhelm der Eroberer ließ sich die Übersendung der Petersfahne gern gefallen, weil diese Geste des Papstes sehr geeignet war, seinen Angriff auf England in den Augen der Zeitgenossen zu rechtfertigen. Weitergehende Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, wie später Gregor VII. es versuchte, lehnte er indessen sehr energisch ab. Robert Guiscard und seine Nachfolger zahlten der römischen Kirche Zins und leisteten ihr wiederholt kriegerischen Zuzug, aber sie duldeten keine Einmischung in ihre staatlichen Verhältnisse. Nur um eine moralische Rechtfertigung für ihre Eroberungen zu gewinnen, hatten sie sich ihm ergeben, nicht, um in ihm ihren wirklichen Herrn zu sehen. Gegen den bewaffneten Widerstand ihres Lehnsherrn setzten sie im zwölften Jahrhundert ihren Einheitsstaat durch. Und die normannischen Kreuzfahrer haben so wenig wie die mit ihnen ziehenden Angehörigen anderer abendländischer Völker ausschließlich an das Heil ihrer Seele und an Gotteslohn gedacht. Von ihren Führern - insbesondere dem Guiscardsohn Bohemund - wissen wir jedenfalls genau, daß sie in erster Linie an den Erwerb eigener Herrschaften im Heiligen Lande dachten. Und es wird uns weiter vom ersten Kreuzzug glaubwürdig überliefert, daß gerade die Spottsucht der Normannen wiederholt zu schweren Konflikten zwischen ihnen und den schwärmerisch frommen Provençalen führte.

Daß der Übertritt zum Christentum die Natur der Nordleute völlig gewandelt habe, läßt sich also kaum behaupten. Sie blieben im Grunde doch, wie sie waren. Ihre kämpferische Lebensauffassung trugen sie auch in die christliche Welt hinein wie viele Germanen vor ihnen. Die christliche Ritterethik des elften und zwölften Jahrhunderts, an deren

Ausformung die Normannen maßgeblichen Anteil hatten, stellt sich bei ihnen in ähnlicher Weise als eine Synthese nordischer Tradition und abendländisch-christlicher Anschauungen dar, wie sie in ihrem staatlichen Aufbauwerk zum Ausdruck gelangt. Von einem Bruch mit der skandinavischen Überlieferung infolge der Christianisierung und Romanisierung kann jedenfalls nicht die Rede sein. Die Stärke des skandinavischen Blutstromes nimmt zwar erheblich ab mit dem Aufhören der eigentlichen Wikingzüge, aber es bleibt doch immer ein nordischer Blutsstrom. Wie wenig sich Art und Wesen der Normannen im Grunde von der ihrer seefahrenden Vorväter unterscheidet, mag man sich an einer Persönlichkeit wie Robert Guiscard veranschaulichen, der ins achte oder neunte Jahrhundert gesetzt werden könnte, ohne daß seine Grundhaltung sich zu ändern brauchte.

Die übliche Periodisierung, die in der wikingischen und normännischen Epoche nicht nur zeitliche Abfolgen und verschiedene Entwicklungsstufen ein und derselben Bewegung sehen, sondern beide ganz verschiedenen Welten zurechnen möchte, müßte darum endlich einmal überwunden werden. Sie trägt ganz unverkennbar die Nachwirkungen des Geschichtsbildes klerikaler früh- und hochmittelalterlicher Chronisten an sich, die natürlich einen scharfen Trennungsstrich zwischen den Normannen und ihren heidnischen Vorfahren ziehen mußten. Ihre Maßstäbe aber können nicht mehr die unseren sein. Und überdies ist es ein Gebot historischer Gerechtigkeit, die Epoche der Vorbereitung und der Aussaat, wie sie der wikingische Ausgriff in die Welt darstellt, nicht zu scheiden von der Zeit der Erfüllung und Vollendung, der Reife und Ernte, wie sie mit Rücksicht auf ihre Staatsgründung und kulturelle Leistung die normännische Periode bildet. Denn die Träger der großen Wanderbewegung, die vom Norden ihren Ausgang nahm und sich durch das westliche Abendland wie durch die russische Steppe bis in den Mittelmeerbereich fortsetzte, waren nach Blut und Rasse die gleichen in beiden Epochen. Das beweist trotz allen Wandels der äußeren Formen ihr Werk.

Rurik

Nicht immer gestattet uns die Dürftigkeit der geschichtlichen Überlieferung, die Umrisse der nordischen Staatengründer klar zu erkennen und ein deutliches Bild von ihnen zu zeichnen. Viele von ihnen ragen nur wie gewaltige Schatten im Dämmerlicht geschichtlichen Anfangs in unsere Zeit hinein. Zu ihnen gehört auch Rurik, der sagenumwobene Begründer des Wikingerreichs am Finnischen Meerbusen und am Ladogasee, mit dem alle Staatenbildung im russischen Raum beginnt.

Was wir von ihm wissen, verdanken wir dem Bericht Nestors, der in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts im Kloster zu Kiew seine Chronik schrieb und damit den Anfang aller russischen geschichtlichen Überlieferung macht. Den arabischen und griechischen Geschichtsschreibern, die uns sonst vielfache Kunde von den Fahrten und Taten der Wikinger Rußlands zutragen, ist der Beginn einer großen politischen Entwicklung fast völlig verborgen geblieben. Nestor erzählt, daß die Waräger zuerst im Jahre 859 nach Rußland gekommen seien und dort eine Herrschaft errichtet hätten. Sie seien von den Tschuden, Slawen und Kriwitschen indessen bald wieder verjagt worden und hätten keinen Tribut mehr erhalten. Dann aber hätten sich die befreiten Völker als unfähig erwiesen, die Ruhe und Ordnung in ihrem eigenen Lande aufrechtzuerhalten und hätten die Waräger selbst zurückgerufen, um über sie zu herrschen.

„Und es wurden drei Brüder mit ihrer Sippe ausgewählt. Diese nahmen ein zahlreiches Gefolge mit sich und kamen zuerst zu den Slawen und legten die Feste Aldeigjuborg (Ladoga) an. Rurik der Älteste, setzte sich in Aldeigjuborg, Sineus, der Zweite, in Beloozero, der Dritte, Tuwor, in Isborsk nieder. Und nach diesen Warägern erhielt das russische Land um Holmgard (Nowgorod) den Namen. Seitdem sind die Holmgarder aus warägischem Geschlecht, vorher waren sie Slawen. Im Jahre 864 ... wurden die Holmgarder übler Laune und sagten: wir sind Slawen und erleiden viel Böses auf vielerlei Weise

von Rurik und den Seinen. In demselben Jahre erschlug Rurik Wladim den Tapferen und ermordete viele andere Holmgarder, die dessen Anhänger waren... nach zwei Jahren starben Signut und sein Bruder Thorward, und Rurik übernahm die Alleinherrschaft. Und er kam an den Ilmensee und gründete eine Burg am Wolchow und nannte sie Holmgard und lebte da als Häuptling. Die Landschaften verteilte er unter seine Mannen. Dem einen gab er Polotsk, einem anderen Rostow, einem Dritten Beloozero... Über alle diese herrschte Rurik... Im Jahre 879 starb Rurik, nachdem er siebzehn Jahre regiert hatte. Er übergab seine Herrschaft dem Helgi (Oleg), der sein Verwandter war. Auch gab er seinen Sohn Ingwar (Igor) dem Helgi, da dieser noch ein kleines Kind war."

Wenn wir bedenken, daß dieser karge Bericht von den Taten des Reichsgründers fast drei Jahrhunderte nach seinem Leben aufgezeichnet wurde, werden uns seine Mängel nicht in Erstaunen setzen. Was Nestor erzählt, ist nicht mehr und nicht weniger, als was eine sagenhafte Tradition zu seiner Zeit noch von den Anfängen des russischen Staates zu künden wußte. Es gilt hier zunächst, den historischen Kern von allen Schlacken zu befreien. Dabei ergibt sich, daß Nestors Zahlenangaben höchstwahrscheinlich eine spätere Konstruktion auf Grund von Vergleichen mit den Berichten seiner griechischen Vorlagen sind. Die Bodenfunde erweisen einwandfrei, daß die schwedischen Wikinger bereits im achten Jahrhundert ins Baltikum kamen und in der ersten Hälfte des neunten ausgedehnte Siedlungen am Ladogasee gehabt haben müssen. Was der Mönch von Kiew als plötzlich auftretendes Ereignis schildert und in einmaliger Handlung verdichtet: die warägische Landnahme, hat sich also über einen längeren Zeitraum erstreckt. Aber durchaus glaubhaft ist, daß die entscheidende Wendung zur Begründung einer wirklichen Herrschaft der schwedischen Wikinger über die finnisch-slawischen Völker von einem überragenden Führer, eben Rurik, ausging, daß dieser den Widerstand der Einheimischen endgültig überwand und die vielen kleinen Waräger-Stützpunkte im Quellgebiet der großen russischen Ströme zu einer politischen Einheit zusammenfaßte, die dann zur Keimzelle des russischen Staates wurde. Für seine Bedeutung spricht auch, daß alle Herrschaftsberechtigung in russischen Landen jahrhundertelang ausschließlich aus der Abkunft von Rurik abgeleitet wurde. Nestors Erzählung selbst ist

ein beredtes Zeugnis dafür. Denn seine genealogischen Angaben sind vermutlich ebenso erfunden wie seine Jahreszahlen. Für Helgi-Oleg besitzen wir nur ein sicheres Datum: er schloß als Großfürst von Kiew 911 den ersten Handelsvertrag mit den Griechen. Und Ingwar-Igor ist erst 941 bezeugt. Er wird also kaum der Sohn des Reichsgründers gewesen sein können. Aber Nestor hält es offenbar für unerläßlich, diesen engen Zusammenhang der beiden ersten Kiewer Großfürsten mit Rurik herzustellen, um dem seine Stadt regierenden Fürstengeschlecht, das zu seinen Lebzeiten schon weitgehend slawisiert gewesen sein muß, ein festes Fundament für seinen Rechtsanspruch zu geben. Mit anderen Worten: die nur schemenhaft greifbare Gestalt des großen Warägerführers aus edlem, vielleicht königlichem Geschlecht ist in der russischen Überlieferung zum Symbol russischer Staatlichkeit überhaupt und herrscherlicher Legitimität geworden. Sein Name bezeichnet nicht nur kühne Wikingtat, Anfang und Begründung einer staatlichen Gemeinschaft in der Unermeßlichkeit der russischen Steppengebiete, sondern zugleich die ganze Geschichte und rechtliche Grundlage dieses Staates bis in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wo der Tatarensturm die einstige Schöpfung der Nordmänner zerbrach. In Ruriks Namen und Gestalt lebt die Erinnerung daran fort, daß nicht die Slawen aus eigener Kraft ihr politisches Gemeinwesen schufen, sondern die staatenbildende Fähigkeit der nordischen Einwanderer ihnen diese Voraussetzung großen geschichtlichen Daseins brachte. Auch darin spiegelt der legendenhafte Bericht Nestors von der Zurückberufung der vertriebenen Waräger durch die einheimischen Völker ein historisches Faktum von entscheidender Bedeutung deutlich wider.

Für den Ausbau und die Weiterentwicklung der Gründung Ruriks wurde nun ein Zug im Wesen der Wikinger, der im Westen nur wenig in Erscheinung tritt, im Osten dafür um so beherrschender ist, vor allem bedeutsam. Sie waren nicht nur kühne Seefahrer und wilde, beutelüsterne Krieger. Sie waren gleichzeitig wagende Händler und kühl berechnende Kaufleute. Was sie an Beute und Tributen aus der Ferne zusammenbrachten, verwandelte sich unter ihren Händen oftmals in Ware, mit der sie Handel trieben, wie ja Meerfahrt, Seeraub und Handel in früheren Zeiten immer unlösbar miteinander verbunden sind. Auch diese Seite der reichen Anlagen der nordischen Rasse hat die Wikingzeit zu vollster Entfaltung gebracht.

Handelsbeziehungen, die über Rußland liefen, haben sicher nachweisbar schon im Altertum zwischen Orient, östlichem Mittelmeergebiet und dem skandinavischen Norden bestanden. Ganz abgerissen sind sie offenbar selbst nach dem Zusammenbruch der Antike nicht, als die weiten russischen Steppengebiete das Durchgangsland immer neuer asiatischer Völkerstämme: der Hunnen, Bulgaren, Avaren, Chasaren und Magyaren wurden. Aber es hat den Anschein, als wenn dieser Handel kein durchgehender und direkter, sondern mehr ein Etappenhandel von Volk zu Volk gewesen ist. Den Charakter eines Fernhandels gewann er erst wieder, als die Nordgermanen festen Fuß am Finnischen Meerbusen gefaßt hatten und nun auf den großen russischen Strömen mit ihren kleinen, leichten Schiffen nach Süden fuhren, wo sie mit Arabern und Griechen in direkten Austausch traten. Mit diesen Handelsfahrten steht die warägische Staatsgründung in unmittelbarster innerer Verbindung, denn sie erwuchs aus den verschworenen Gemeinschaften kriegerischer Kaufleute, die gemeinsam ihre gefahrvolle Reise unternahmen und gemeinsame Stützpunkte zur Sicherung ihres Handels anlegten, aus denen die ersten Burg- und Stadtherrschaften entstanden. Mit der Entwicklung ihres Handels hängt auch Entwicklung und Schicksal ihrer politischen Ausdehnung und Herrschaft untrennbar zusammen.

Zwei natürliche Verkehrswege durch Rußland boten sich den Nordgermanen dar, als sie im neunten Jahrhundert ihre Fahrten begannen. Den einen bildete die Wolga, die vom Finnischen Meerbusen und dem Ladogasee über die Mologa leicht zu erreichen war. Er führte die nordischen Kaufleute durch das Gebiet der Nordbulgaren und Chasaren zum Kaspischen Meer und über dieses hinweg zu den Arabern und nach Bagdad. Bis um die Mitte des neunten Jahrhunderts etwa war dieser Wolgahandel der Wikinger sehr rege und einträglich, wie die zahlreichen Funde arabischer Münzen im Baltikum, in Schweden und auf Gotland beweisen. Dann trat eine politische Störung ein. Das Chasarenreich mit der Hauptstadt Itil (Astrachan) an der Mündung der Wolga in das Kaspische Meer, bis dahin der Schützer und Förderer des nordländischen Warenaustausches mit dem Orient, geriet unter den Angriffen neuer asiatischer Völkerschwärme ins Wanken und brach schließlich zusammen. Dadurch verlor die Wolga ihre Bedeutung als Verbindungslinie zwischen Skandinavien und dem Orient, und

nun trat die zweite große binnenrussische Wasserstraße in den Mittelpunkt aller Verkehrsbeziehungen zwischen Nord und Süd: der Dnjepr. Auch dieser Strom war von dem Ausgangspunkt der schwedischen Wikinger am Ladogasee über den Wolchow, Ilmensee und Lowat gut zu erreichen. Er führte die nordländischen Kaufleute über das Schwarze Meer nach Konstantinopel, der altehrwürdigen, prunkvollen Kaiserstadt am Bosporus, die zugleich einen bedeutenden Handelsmittelpunkt bildete und durch ihren Reichtum den wikingischen Abenteurer mächtig anzog.

Die Auswirkungen dieser Verlagerung des Fernhandelsweges spüren wir sofort auch in der Expansionsrichtung des Wikingerstaates am Finnischen Meerbusen. Wenn Nestor von Rurik berichtet, daß er seine Residenz Aldeigjuborg nach Holmgard-Nowgorod am Einfluß des Wolchow in den Ilmensee, also weiter landeinwärts, verlegte, so war damit allerdings eine Entscheidung für den Dnjeprweg noch nicht gegeben. Denn von Nowgorod aus war die Wolga ebenso schnell und leicht zu erreichen wie der Dnjepr. Die Wahl dieser Residenz zeigt vielmehr deutlich, daß die Beherrschung und Kontrolle der beiden großen Wasserstraßen den Lebensnerv der rurikschen Staatsgründung ausmachte. Also muß zu Ruriks Zeiten die Wolga dem Fernhandel noch in vollem Umfang geöffnet gewesen sein. Dafür spricht auch, daß Rurik zwei wikingische Gefolgschaftsführer, Askold und Dir, die nach Nestors Angabe nicht von seinem Geschlecht waren und denen er weder Städte noch Dörfer gegeben hatte, ruhig an den Dnjepr ziehen ließ, wo sie sich in Kiew festsetzten und eine neue Warägerherrschaft begründeten. Solange beide Wasserwege befahrbar waren, erwuchs daraus noch keine Gefahr für den Nowgoroder Fürsten. Denn die günstige Lage am Endpunkt beider Handelsrouten gab ihm ein natürliches Übergewicht. Das änderte sich indessen sofort, als in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts der Wolgaweg durch die politischen Wirren am Kaspischen Meer versperrt wurde und den nordischen Fernhändlern nur noch die Dnjeprstraße zum Schwarzen Meer und nach Konstantinopel offenstand. Jetzt war Nowgorod in Gefahr, aus seiner beherrschenden Mittelpunktstellung verdrängt zu werden. Denn Kiew besaß vermöge seiner größeren Nähe zur Hauptstadt des oströmischen Reichs und seiner Lage inmitten einer große Mengen der damals gängigen Handelswaren (Honig, Wachs

und Pelze) produzierenden slawischen Bevölkerung nun die besseren Aussichten für die Durchführung eines gewinnbringenden Handels. Es konnte im Ernstfalle den Nowgoroder Handel sogar völlig sperren und ihn auf diese Weise ganz abhängig von sich machen. Welche Kraft die jüngere Staatsgründung von Kiew im übrigen schon bald gewonnen hatte, läßt der kühne Überfall Askolds und Dirs und ihrer Mannen auf Konstantinopel im Jahre 860 ahnen. Zwar gelang es ihnen nicht, Miklagard, wie sie die kaiserliche Residenz im Norden nannten, zu erobern. Aber mit reicher Beute beladen zogen sie ab, die Griechen in Verwirrung und Schrecken hinter sich lassend.

Und nun vollzieht sich die erste entscheidende Wende in der schicksalhaften Entwicklung der wikingischen Staatsgründung auf russischem Boden: Helgi, oder wie ihn die slawische Überlieferung nennt: Oleg, der Nachfolger Ruriks und Erbe seiner politischen Idee, greift auf Kiew über! Nach den Angaben der Kiewer Chronik fällt dies Ereignis in das Jahr 882. Aber es muß dem Ausbruch offenen Krieges zwischen den beiden warägischen Staatsgründungen schon eine längere Zeit latenter Spannung voraufgegangen sein. Denn es läßt sich erweisen, daß Askold und Dir, vor Nowgorod Rückendeckung suchend, in engere Beziehung zu den Griechen traten und daß diese ihnen sehr entgegenkamen, um die Beziehungen zu ihren nördlichen Nachbarn friedlich zu gestalten und einer Wiederholung der Ereignisse des Jahres 860 vorzubeugen. Der Patriarch von Konstantinopel suchte die Kiewer Machthaber und ihre Gefolgen für das Christentum zu gewinnen, und Kaiser Basileios I. schloß mit ihnen einen Friedensvertrag. Der Mangel an Quellen gestattet uns nicht, zu erkennen, wie weit die Missionserfolge der Griechen gingen. Aber es scheint, daß sie nicht unbeträchtlich waren. Vor allem gelang es höchstwahrscheinlich, Askold der neuen Lehre zu gewinnen. Über seinem Grabe wurde später eine Kirche errichtet! Hier bahnte sich also eine Entwicklung an, die das nordische Herrentum, das als zahlenmäßig geringe Oberschicht über den Slawen saß, aus seiner arteigenen und artgemäßen Vorstellungswelt in eine fremde überführen und damit an der Wurzel brechen sollte. Sie wurde für diesmal noch aufgehalten dadurch, daß Oleg in dem beginnenden Kampf mit Askold und Dir Sieger blieb. Nestors Bericht über das Ringen zwischen Nowgorod und Kiew trägt wieder unverkennbar sagenhafte Züge. Aber diese charakterisieren nicht schlecht

die listenreiche Art der Wikinger und finden in so zahlreichen Episoden aus der Geschichte der Normannen im Westen ihre Parallele, daß man fast an einen darin enthaltenen historischen Kern glauben möchte. Als Oleg, so erzählt die Kiewer Chronik, mit seinen Gefolgen dnjeprabwärts nach Kiew gelangte, gab er sich und seine Begleiter als Kaufleute aus, die von Nowgorod zu den Griechen fahren sollten, und lud Askold und Dir zum Besuch seines Schiffes ein. Als die beiden das Fahrzeug betraten, wurden sie erschlagen, und nun ergriff Oleg Besitz von ihrer Stadt. Die Anwendung solcher Listen ist, wie schon gesagt, mehrfach von den Wikingern bezeugt, und es mag sein, daß Askold und Dir wirklich in einen ihnen von Oleg gelegten Hinterhalt gerieten und dabei umkamen. Darüber darf aber nicht vergessen werden, daß sich hinter der Episode, so bezeichnend für wikingische Art sie auch sein mag, doch ein regelrechter Machtkampf mit großem Kräfteaufgebot auf beiden Seiten verbirgt, in dem die Nowgoroder wohl deshalb Sieger blieben, weil das kriegerische nordgermanische Element bei ihnen sehr viel stärker war als in Kiew.

Der Sieg Olegs bedeutet also zweifellos nicht nur einen Sieg Nowgorods über Kiew, sondern mehr noch eine Bestätigung der Stellung des nordgermanischen Herrentums im mittelrussischen Gebiet. Die Gefahr einer Entfremdung von der Heimat, die den ersten wikingischen Herren von Kiew durch ihren Gegensatz zu Nowgorod und durch ihre enge Verbindung mit Byzanz gedroht hatte, wurde noch einmal abgewandt. Die griechische Mission hörte sofort wieder auf. Das Dnjeprgebiet blieb unter heidnisch-germanischem Einfluß. Die Einheit der politischen Leitung im Geschlecht der Rurikiden war gewahrt. Freilich, der Sieg Olegs hat auch noch eine andere Seite. Denn Oleg blieb in Kiew sitzen. Es fand also eine Verlagerung des machtpolitischen Mittelpunkts der warägischen Staatsführung nach dem Süden statt. Der Grund dafür wird in der schon geschilderten günstigeren Lage Kiews in handelspolitischer Beziehung zu suchen sein, und dieser Zusammenhang läßt wieder tiefe Einblicke in das eigentliche Wesen wikingischer Staatsgründung auf russischem Boden tun. Nicht Schutz für die offenbar bald wieder abgebrochene Landnahme der Waräger im nördlichen Rußland sollte dieser Staat gewähren. Es war im letzten Grunde Sicherung des Handels durch politische Herrschaft, was man erstrebte. Und deshalb war es für Oleg nicht so schwerwiegend, daß

er sich durch diesen Schritt, vom Standpunkt der Erhaltung seines nordischen Volkstums aus gesehen, in große Gefahr begab. Denn die Verbindung mit der Heimat war von Kiew nicht mehr so leicht aufrechtzuerhalten wie früher von Nowgorod aus, und die nordische Herrenschicht war in Kiew naturgemäß ihrer Zahl nach viel geringer als im Bereich des Ladoga- und Ilmensees. Oleg hat wohl damit gerechnet, diesen Gefahren begegnen zu können. Er ließ sich vorerst jedenfalls nicht auf ähnlich weitgespannte militärische Unternehmungen ein, wie sie Askold und Dir von Kiew aus gleich eingeleitet hatten, sondern sicherte zunächst sehr sorgsam die Verbindung mit dem Norden, indem er starke Besatzungen nach Smolensk und Ljubetsch legte. Dann führte er mehrere erfolgreiche Feldzüge durch, die ihm die verschiedenen slawischen Stämme am Dnjepr unterwarfen, und erst als weite Gebiete zu beiden Seiten der großen Handelsstraße vom Ilmensee bis zum Schwarzen Meer fest in seiner Hand waren, wagte auch er den großen Schlag gegen die Griechen.

Erweist schon der umsichtige und nichts übereilende Ausbau seiner neu gewonnenen Stellung in Kiew die Staatsmannschaft und Größe Olegs, so zeigt sie in vollstem Licht erst das Unternehmen gegen Konstantinopel. Die große Flotte, mit der er 907 den Marsch nach dem Süden antrat, war nicht eigentlich zum Angriff auf die griechische Hauptstadt bestimmt, sondern sollte den Forderungen des Großfürsten nur den nötigen Nachdruck verschaffen. Der Fortschritt ist unverkennbar. Es ging jetzt nicht mehr um wildes Beutemachen, sondern darum, daß dem stolzen Bau des Warägerstaates der Schlußstein eingefügt wurde. Was nützte alle Sicherung der großen Handelsstraße des Dnjepr und alle Organisation des Verkehrs unter der politischen Herrschaft der Rurikiden, wenn die Ware keinen gesicherten und einträglichen Absatz fand. Natürlicher Endpunkt des Wikinghandels blieb, seit die Verbindung mit den Arabern abgerissen war, Byzanz. Dort befand sich der große, dem nordländischen Kaufmann unentbehrliche Umschlagplatz. Die politischen Spannungen, gepaart mit persönlichen Übergriffen von hüben und drüben, störten die Handelsbeziehungen zwischen Norden und Süden immer wieder empfindlich. Um diesem Übelstand abzuhelfen, den griechischen Markt dem nordländischen Handel dauernd offenzuhalten und die Stellung des Warägers dort zu sichern, zog Oleg aus.

Er hat sein Ziel vollkommen erreicht. Das Jahr 911 sah in Konstantinopel den Abschluß eines höchst bedeutsamen und interessanten Handels- und Freundschaftsabkommens zwischen Russen und Griechen, dessen Text uns die Kiewer Chronik überliefert hat. Der wichtigste Punkt dieses ganz modern anmutenden Vertrages, der in einer langen Paragraphenfolge den Handelsverkehr der Russen in Byzanz regelt, ist die Bestimmung, daß nur diejenigen Kaufleute seine Vergünstigungen genießen sollen, die ein goldenes oder silbernes Siegel des Großfürsten von Kiew vorweisen können. Damit übernimmt dieser die Garantie für ihr Wohlverhalten, denn im Vertrag ist ausdrücklich festgelegt, daß der Großfürst seinen Kaufleuten jede Art von Übergriff und Gewalttätigkeit auf byzantinischem Boden untersagen soll. Auf der anderen Seite gewinnt der Kiewer Machthaber aber eine Kontrolle über den Handel, wie sie stärker nicht gedacht werden kann. Denn in seinem Willen steht es nun ganz, den nordländischen Kaufleuten, die nach Byzanz reisen wollen, günstigere Bedingungen zu verschaffen. Es ist fast eine Art von staatlichem Handelsmonopol, das hier begründet wird und wiederum die enge Verknüpfung politischer Herrschaft mit händlerischen Zwecksetzungen deutlich erkennen läßt. Der Handel mit Byzanz wurde in der Folgezeit die wichtigste wirtschaftliche Grundlage des russischen Reiches. Von seiner Inganghaltung hing alles ab, und der Großfürst entwickelte sich zu einem Kaufherrn großen Stils, der den Handel nicht nur regulierte, sondern zum großen Teil auf eigene Rechnung betrieb.

In wunderbarer Harmonie griffen die verschiedenen Funktionen seines Staates, der zugleich den unterworfenen Slawenstämmen wie dem Handel Schutz zu gewähren hatte, ineinander. Herbst und Winter verbrachte der Großfürst mit seinem kriegerischen Gefolge, der Drushina, bei den unterworfenen slawischen Stämmen, rechtsprechend und Tribute einsammelnd. Im Frühjahr, wenn das Eis des Dnjepr schmolz und damit die Handelsstraße frei wurde, war er wieder zurück, und nun verwandelte sich ein großer Teil der Naturalabgaben seiner Untertanen (Wachs, Honig, Pelze) in Ware, die auf den Booten des Fürsten eingeschifft und von einem Teil seiner Gefolgschaft nach Konstantinopel geleitet wurde. Diesem fürstlichen Warenzug schlossen sich viele Kaufleute an, die ihren Handel auf eigene Rechnung betrieben. Denn sie waren ja durch die Bestimmungen des Vertrages von 911

gezwungen, die großfürstliche Einwilligung zu ihrer Reise einzuholen, und nahmen gern auch den Schutz des fürstlichen Geleits in Anspruch. Den Sommer über hielt sich die russische Handelskarawane dann in Byzanz auf, wo sie von der kaiserlichen Regierung bis zu sechs Monaten verpflegt wurde und in aller Freiheit und Muße den Eintausch ihrer Waren gegen die Erzeugnisse griechischer Kultur (vornehmlich feinere Stoffe, Metallarbeiten und Geld) vornehmen konnte. Erst wenn der Herbst kam, trat sie die Rückreise an.

Man mag ermessen, was dieser sich alljährlich wiederholende Handelszug nach Byzanz für das Reich am Dnjepr bedeutete. Er machte nicht nur die Naturalabgaben der unterworfenen Slawen zu wertvollen Einnahmen für den Fürsten und gestattete diesem den Ausbau seiner Macht durch Vermehrung seines Gefolges und die Vergrößerung seiner Hofhaltung, das gemeinsame wirtschaftliche Interesse, dem er lebendigsten Ausdruck verlieh, band das weite, vom Finnischen Meerbusen bis zu den Stromschnellen des Dnjepr reichende Herrschaftsgebiet des Großfürsten von Jahr zu Jahr straffer zusammen. Er bildete weiter einen mächtigen Impuls für die Entwicklung städtischen Lebens an der großen Wasserstraße, die die Achse des Ganzen darstellte. Vor allem die Hauptstadt, der Sammelpunkt aller Kaufleute für die gemeinsame Reise, zog Vorteile aus der mächtigen Belebung des Handelsverkehrs. Die Oleg in den Mund gelegten Worte, daß Kiew die Mutter der russischen Städte werden solle, erfüllte sich wirklich. Und auch das wirkte auf die politische Stellung des Großfürsten zurück. Er nahm, wie schon sein Titel zum Ausdruck bringt, die Oberhoheit über alle anderen warägischen Stadtfürstentümer in Anspruch. Aber seine Machtstellung war unter Oleg und auch das ganze zehnte Jahrhundert hindurch noch nicht so gefestigt, daß er als alleiniger Regent im russischen Land hätte gelten können. In den Verhandlungen mit Byzanz erscheinen neben ihm andere Warägerfürsten als Auftraggeber der Gesandten, und häufig genug ist der Großfürst gezwungen gewesen, gegen selbstherrliche und eigenwillige Fürstengenossen mit Gewalt vorzugehen, weil sie, gestützt auf ein ebenso kriegerisches Gefolge von Wikingern, sich seinem Befehl nicht fügen wollten. Nicht selten sind dann die aufständischen Fürstentümer dem Großfürstentum einfach einverleibt worden oder mit Mitgliedern des Hauses der Rurikiden besetzt worden, so daß sich mit der Zeit jene Vorstellung einleben

konnte, die wir schon bei Nestor antrafen, daß alle Herrschaft in russischen Landen ausschließlich den Rurikiden gehöre.

Eine Germanisierung des Landes war mit dieser fortschreitenden Festigung der Herrschaft des Hauses Rurik allerdings nicht verbunden. Als dünne Oberschicht saßen die Skandinavier über den finnischen und slawischen Stämmen. Sie konnten sich halten nur vermöge ihrer kriegerischen Überlegenheit und weil sie alle Fäden des Handels und Verkehrs in ihren Händen hielten. Sie bekamen noch fortdauernd Zuzug aus ihrer nördlichen Heimat. Aber dieser reichte natürlich in keiner Weise aus, um die weiten Steppengebiete längs des Dnjepr mit germanischem Volkstum zu füllen. Es kam gar nicht erst zur Landnahme dieses Nachschubs, der in den fürstlichen Gefolgen und in der Handelstätigkeit lohnendere Beschäftigung fand. Solange die Masse der Slawen die Kluft, die auch kulturell zwischen ihnen und ihren nordgermanischen Herren bestand, noch nicht zu überbrücken imstande war, und solange die Oberschicht sich rein erhielt und sich nur aus der Heimat ergänzte, war auch kein Grund zur Besorgnis vorhanden. Die gefährliche Lage, in der sich die Germanen befanden, wurde erst in dem Augenblick sichtbar, wo die Verbindung mit dem Norden abriß, der Nachschub unterblieb und das Slawentum in Anlehnung an die griechische Kultur sich zu heben begann.

Ein Jahr nach dem Abschluß des Handelsvertrags mit Byzanz ist Oleg gestorben. Sein Nachfolger war Ruriks angeblicher Sohn Ingwar oder, slawisiert, Igor. Das wenige, was wir von ihm wissen, berechtigt uns nicht, ihn den beiden ersten großen Warägerfürsten auf russischem Boden an die Seite zu stellen. Er lenkte den Griechen gegenüber offenbar in die alte wikingische Raubtradition zurück, hatte aber kein Glück mit seinem Überfall auf Konstantinopel im Jahre 941. Denn die Byzantiner, rechtzeitig gewarnt, vermochten den Angriff der russischen Flotte vor allem durch die Anwendung des griechischen Feuers, das stärksten Eindruck auf die Wikinger machte und ihnen großen Schaden tat, zurückzuschlagen und den Großfürsten zur Erneuerung des Handelsvertrages, also zur Rückkehr zur Verständigungspolitik Olegs zu nötigen. Auf das Ganze gesehen bedeutete dieser Fehlschlag noch keine Gefahr für die Weiterentwicklung des russischen Staates. Denn es gelang den Russen, die wesentlichen Punkte ihrer Vorzugsstellung in Byzanz zu retten, wenn auch die

Griechen die Kontrolle erheblich verstärkten und die Ausfuhr beschnitten. In eine Krise trat die Gründung Ruriks und Olegs erst ein, als das fürstliche Gefolge größere Macht gewann und seinen Herrn von sich abhängig zu machen suchte.

Dieser Kampf erfüllt die ganze zweite Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Hinter ihm verbirgt sich nicht nur die Rivalität der beiden den Staat eigentlich tragenden Machtfaktoren, sondern etwas sehr viel Tiefergreifendes: eine Krise des Wikingertums selbst, aus dessen Kraft und Tüchtigkeit das Werk der beiden großen Staatsgestalter Rurik und Oleg allein erwachsen konnte. Gewiß war in seinem Wesen der händlerische Zug stark ausgebildet. An allen normännischen Staatsgründungen wird das sichtbar, auch wo nicht unmittelbar Handel und Wirtschaft in Frage stehen. Den ganzen Verwaltungsorganismus dieser Staaten durchzieht ein rechnerisches Element, eine ganz modern gefühlte, berechnete Zweckmäßigkeit, die ihren Ursprung in dem wirklichkeitsnahen, nüchternen Denken dieser nordischen Menschen hat. Dennoch bildet diese Seite nicht den eigentlichen Kern des Wikingertums. Der ist vielmehr im heldischen Einsatz, im Drang in die Ferne und nach abenteuerlichem Erlebnis, im Streben nach Kriegsruhm und Beute zu finden. Solange sich Händler und Held, Kaufmann und Krieger in einer Person verbanden, so daß man das eine vom andern nicht scheiden konnte, empfand kein Wiking eine innere Spannung. Die Entwicklung des russischen Staates hatte aber – besonders seit Oleg das staatliche Handelsmonopol begründete – zu einer ganz einseitigen Betonung der händlerischen Seite im Leben des Wikings geführt und die aus wirtschaftlichen wie politischen Gründen ständig zunehmende Beschränkung des unbezähmbaren Abenteurerdranges der Gefolgen, die aus der Heimat gekommen waren, um ruhmvolle Taten zu tun und nicht nur, um ihren Herrn auf seinen Umzügen bei den unterworfenen Slawen oder seine Handelswaren nach Konstantinopel zu begleiten, ließ diese immer unbefriedigter. Sie wünschten sich weite Kriegszüge und Gewinn und Ruhm bringendes Abenteuer. Ihr Aufbegehren entsprang weniger dem Streben nach größerem Anteil an der staatlichen Macht, als dem unbändigen Trieb in die Ferne.

Das erste Opfer dieser neu auftretenden inneren Spannung war der Großfürst Igor selber. Die Kiewer Überlieferung erzählt, daß der

Großfürst von seinen Gefolgen gedrängt worden sei, von den Slawen höhere Abgaben zu erheben, damit er sie wie andere normännische Herzöge besser und reicher versorgen könne. Als Igor, an seiner Ehre gepackt, um dieses Verlangen zu befriedigen, von den Slawen doppelten Tribut erheben wollte, empörten sich diese und erschlugen ihn. Dieser Aufstand der Slawen gegen ihre germanischen Herren hätte bei der zahlenmäßigen Unterlegenheit der Germanen sehr gefährliche Folgen haben können. Sie verhütet zu haben, ist das Verdienst der Witwe Igors mit Namen Olga (Helga), die für ihren unmündigen Sohn Swjatoslaw die Regentschaft übernahm. Die Forderung des Staatsinteresses klang hier zusammen mit der Pflicht der Blutrache. Der wilde Rachezug dieser Großfürstin gegen die Mörder ihres Gatten, von dem Nestor einen lebhaften Bericht hinterlassen hat, offenbart die noch ungebrochene Kraft der herrschenden Schicht und gemahnt in vielen Einzelzügen an die Kriemhild des Nibelungenliedes. Es gelang Olga, die Autorität der Regierung wieder herzustellen. Aber dabei blieb sie nicht stehen. Mit sicherem Blick erkannte sie die krisenhaften Anzeichen der inneren Spannung ihres Staates. Das Großfürstentum war in Gefahr, zwischen der immer ungebärdiger werdenden kriegerischen germanischen Oberschicht und der breiten Masse des langsam erwachenden Slawentums zerrieben zu werden. Sie suchte darum beizeiten nach einem Rückhalt und glaubte ihn im Anschluß an das Christentum zu finden, dessen Annahme ja den kulturellen und rassischen Ausgleich der beiden in ihrem Staat vereinigten Volkstümer fördern und damit auch zur Festigung der fürstlichen Position beitragen mußte. 957 hat Olga in Byzanz die Taufe genommen. Mit größtem Pomp ist dies wichtige Ereignis von der griechisch-orthodoxen Kirche und nicht minder vom Kaiser, der ihr Pate wurde, gefeiert worden, schien es doch den endgültigen Friedensschluß zwischen Russen und Griechen und die Eingliederung des Dnjeprstaates in den griechischen Kulturbereich zu bedeuten. Was unter den Patriarchen Photius und Ignatios in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts Episode geblieben war, sollte nun zu gutem Ende geführt werden.

Diese Erwartungen der Griechen erfüllten sich indessen nicht. Zunächst zeigte sich Olga keineswegs gesonnen, ihr Reich in politische Abhängigkeit von Byzanz zu geben. Sie wollte zwar das Christentum

und damit den Anschluß an die Kulturwelt des Südens, weil sie überzeugt war, damit gewaltige geistige Kräfte in ihren Dienst zu ziehen, die zur inneren Festigung ihres Staats beitragen sollten. Aber nicht mehr! Nach ihrer Rückkehr vom Bosporus schickte sie im Sommer 959 eine Gesandtschaft nach Deutschland an Otto den Großen und bat ihn um die Entsendung eines Missionsbischofs. Diese überraschende Wendung ist in mehr als einer Beziehung aufschlußreich und eröffnet historische Perspektiven von riesigen Ausmaßen. Im fernen Kiew, das einstweilen noch völlig außerhalb der eigentlichen Kulturwelt zu liegen schien, zum mindesten mit dem Abendland keinerlei Berührungspunkte hatte, wußte man also genau, daß sich zu eben dieser Zeit das Deutsche Reich unter seinen sächsischen Herrschern zur Vormacht des Westens erhob, daß es gleichzeitig in erfolgreichem Vordringen gegen den Osten begriffen war und diese Ausbreitung Hand in Hand mit der Christianisierung der westslawischen Völker ging. Die Großfürstin muß - das Außerordentliche ihres Entschlusses, für den es kein Vorbild und kein Beispiel in der russischen Geschichte gab, zwingt zu diesem Schluß - die innere Verwandtschaft ihrer Bestrebungen mit den Leitgedanken der Politik des deutschen Königstums empfunden haben. In beiden Fällen handelte es sich doch um Ausbreitung und Festigung germanischer Herrschaft über die zur Staatenbildung unfähigen Slawen. Man mag sich ausmalen, welch andere Wendung die geschichtliche Entwicklung Rußlands nicht nur, sondern ganz Europas genommen haben würde, wenn diese erste Berührung der germanischen Vormacht im Westen mit der germanischen Herrschaft im Osten zu dauernder Verbindung und gegenseitiger Stützung geführt hätte. Das mittelalterliche Abendland, das die Slawen nur soweit umfaßte, wie der deutsche Einfluß vordrang und mit ihm das römisch-katholische Bekenntnis, hätte damals bis in die endlosen Steppen Rußlands hinein erweitert werden können, und zwar unter Führung des Germanentums. Der Anschluß Rußlands an die griechisch-orthodoxe Welt, das Moskowitertum und Peter der Große wären vermutlich niemals Wirklichkeit geworden. Vor allem hätte sich die Isolierung und daraus notwendig folgend die Slawisierung der nordgermanischen Herrenschicht am Dnjepr dann vielleicht vermeiden lassen, und der nordischen Rasse wäre ein Lebensraum geschaffen worden, der ihr zur Entfaltung ihrer Lebenskräfte in der Gegenwart fehlt. Freilich, so verlockend diese Per-

spektive auch sein mag, man darf ihren realen Wert nicht überschätzen. Selbst wenn es zu einer festeren, dauernden Verbindung des Warägerreiches mit Deutschland gekommen wäre, woher hätte man in den mittelalterlichen Jahrhunderten das germanische bäuerliche Siedlertum nehmen sollen, um die weiten Gebiete zwischen Elbe und Dnjepr zu besetzen? Denn das allein: die Verwurzelung im Boden hätte der germanischen politischen Herrschaft die sichere Grundlage geben können. Solchen Menschenüberfluß besaß aber damals weder Deutschland, noch konnte ihn der skandinavische Norden abgeben. Man muß in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß der machtpolitischen Expansion des Deutschen Reiches im zehnten und elften Jahrhundert noch keine bäuerliche und städtische Siedlungsbewegung gefolgt ist, daß diese erst im zwölften Jahrhundert einsetzte und in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts bereits wieder erschöpft war.

Aber zu solchen Überlegungen ist es zur Zeit Olgas und Ottos des Großen natürlich nicht gekommen, weil die eben angebahnte Verbindung zwischen Rußland und Deutschland aus einem ganz anderen Grunde sofort wieder abgebrochen wurde. Zwar erschien 961 der vom deutschen König entsandte Missionsbischof Adalbert, bis dahin Mönch des Klosters St. Maximin zu Trier, am Hofe der Großfürstin in Kiew. Aber seine Missionsarbeit endete mit einem völligen Mißerfolg. Dabei kann an der persönlichen Eignung und Fähigkeit Adalberts nicht der geringste Zweifel sein, denn er hat sich als erster Erzbischof von Magdeburg in der Slawenmission später durchaus bewährt. Sein Scheitern ist auf den Widerstand gerade der kriegerischen Oberschicht des russischen Staates zurückzuführen. Mit dieser Feststellung lenken wir wieder zur eigentlichen Problematik der Gründung Ruriks und Olegs zurück. Die Versuche Olgas, die sich verschärfende innere Spannung im Dnjeprreich mit Hilfe des Christentums und der Einordnung ihres Machtgebietes in die größeren Zusammenhänge der abendländischen Kulturwelt zu überwinden, erwiesen sich als undurchführbar. Es gelang der Großfürstin nicht einmal, ihren eigenen Sohn für ihren Plan zu gewinnen. Die Begründung, mit der Swjatoslaw den Übertritt zum Christentum ablehnte, ist ebenso bezeichnend für ihn selber wie für die innere Lage des Staates. Er entgegnete seiner Mutter, er könne nicht Christ werden, denn seine Mannen würden darüber nur lachen! Trotz seines slawischen Namens war der Thronfolger ein echter

Wiking, der ganz im Gedanken- und Interessenkreis seiner waffenfreudigen Gefolgschaft aufging. Nach Ruhm, großen Taten und Abenteuern dürstend, wußte er mit dem Christentum so wenig anzufangen wie seine Gefolgen. Ihm war der neue Glaube gleichgültig, wenn nicht lächerlich.

Damit ist die nächste Entwicklungsphase des russischen Staates schon angedeutet. Unter Swjatoslaw erlebt das Wikingerreich am Dnjepr sein heroisches Zeitalter. Die lange unterdrückten echten Wikingerinstinkte brechen noch einmal durch, und der russische Raum hallt auf ein Jahrzehnt wider vom Klirren der Waffen des Großfürsten von Kiew und seines kriegerischen Gefolges. Grenzenlos wie die Unermeßlichkeit der russischen Steppe ist der Aktionsbereich des jungen Helden aus Ruriks Geschlecht. Uferlos sind seine Pläne. Aber alle glänzenden Taten und alle unbestreitbar großen Waffenerfolge, die er mit seinen Mannen erstritt, können darüber nicht hinwegtäuschen, daß keine wirkliche Staatsmannschaft die wilde Abenteurerlust des Wikings in ihm zu zügeln wußte, daß er die Kraft der Gründung Ruriks und Olegs verzehrte und seinen Staat an den Rand des Abgrundes geführt hat. Er eroberte das Gebiet der Wjatitschen, in dem sich später der Mittelpunkt des zweiten russischen Reiches, Moskau, erheben sollte. Das war noch sein bleibendes Verdienst. Er stieß bis an die Wolga vor und warf hier das Reich der Nordbulgaren nieder. Aber er dachte nicht daran, die Wolgastraße wieder dem nordländischen Handelsverkehr zu öffnen. Er ließ sich auf Wunsch der Griechen in einen großen Krieg mit den Donaubulgaren ein und wurde nach großen Erfolgen von seinen Bundesgenossen, die zwei gefährliche Nachbarn nur gegeneinander ausgespielt hatten, um sie beide zu schwächen, verraten. Er scheiterte beim Angriff auf Konstantinopel und wurde in Silistria vernichtet. Mit kleinem Gefolge in sein Reich zurückkehrend, erschlugen ihn die Petschenegen 972 an den Stromschnellen des Dnjepr. Das war das ruhmlose Ende dieses echtesten Wiking, den das Geschlecht Ruriks hervorgebracht hat.

Es war gleichzeitig auch das Ende des Wikingertums im russischen Staat, das von dieser Zeit ab nur noch eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Denn Swjatoslaws natürlicher Sohn von der Slawin Maluscha Wladimir, dem die griechische Kirche später den Namen „Der Heilige" gab, führte die entscheidende Wendung in der geschichtlichen

Entwicklung des nordgermanischen Reiches in Rußland herbei. Zwar gegen seine legitimen Halbbrüder konnte er sich zunächst nur durchsetzen, indem er die kriegerische Kraft der nördlichen Heimat zu Hilfe rief. Er ging selbst nach Skandinavien, wo er umfangreiche Werbungen veranstaltete und durch glänzende Versprechungen und den Hinweis auf die in Aussicht stehende Beute großen Zulauf fand. 980 hat er mit diesem letzten Nachschub, den der Norden an den Südosten abgegeben hat, den Marsch auf Kiew angetreten und die Mutter aller russischen Städte, zugleich damit die Alleinherrschaft im Reiche Ruriks erobert. Aber er dachte nicht daran, mit seinen nordischen Helfern nun die schon gelichteten Reihen der germanischen Oberschicht aufzufüllen und dadurch ihrer Herrschaft wieder Festigkeit zu geben. Sobald sich für ihn die Möglichkeit ergab, seine unbequemen Bundesgenossen, die Kiew als gemeinsame Kriegsbeute betrachteten und deren Loskauf vom Großfürsten verlangten, loszuwerden, hat er sie fortgeschickt. Kaiser Basileios II., der sich von dem Usurpator Bardas Phokas in seiner Herrschaft auf das äußerste bedroht sah, richtete damals ein dringendes Hilfegesuch an den russischen Großfürsten. Wladimir hat diese Lage sehr geschickt genützt. Er erklärte sich bereit, ein warägisches Hilfskorps zu senden - d. h. den nordischen Zuzug, den er selber angeworben hatte und nun loszuwerden wünschte - wenn ihm die Hand einer purpurgeborenen byzantinischen Prinzessin zugesichert würde. Der Preis war hoch, denn selbst den Kaisern des Westens war der Wunsch nach Verschwägerung mit der echten rhomäischen Dynastie, die nach der allgemeinen Überzeugung des christlichen Kulturkreises an erster Stelle stand und die Tradition des römischen Kaisertums ebenso hütete wie die unverfälschte orthodoxe christliche Lehre, stets versagt geblieben. Wie sollten sich nun die Byzantiner bereitfinden, den heidnischen Barbarenfürsten von Kiew als ebenbürtig anzuerkennen!

Indessen Wladimir war sofort bereit, den Haupteinwand der Griechen dadurch zu entkräften, daß er seinen und seines Volkes Übertritt zum Christentum in Aussicht stellte. Schließlich ließ auch die immer bedrängtere Lage des Kaisers keine Verzögerung mehr zu. So willigte Basileios endlich ein, dem Großfürsten seine Schwester Anna zu vermählen. Nun entsandte Wladimir sofort das zugesagte Hilfskorps in Stärke von sechstausend Mann, und die kriegerische Tüchtigkeit dieser

Truppe konnte die wankende Dynastie im letzten Augenblick retten. Es war dem geschickten Großfürsten nicht schwer gefallen, seine Skandinavier zum Aufbruch zu veranlassen. Denn für jeden echten Wiking hatte eine Fahrt nach Miklagard mit der Aussicht auf reiche Beute immer etwas Verlockendes. Bezeichnend für Wladimirs Denkart aber ist es, wenn uns berichtet wird, daß er seinem zukünftigen kaiserlichen Schwager den Rat zukommen ließ, er möge die Waräger nicht in seiner Hauptstadt verwenden, weil sie dort Unheil anrichten könnten, sondern in kleinen Gruppen über das Land verteilen, und sie vor allem nicht nach Rußland zurückkehren lassen. Sie sind denn auch wirklich in griechischen Diensten verblieben und gaben hier den Grundstock ab für die durch nordischen Zuzug immer wieder aufgefüllte Kerntruppe der byzantinischen Armee, die bis zum Untergang des oströmischen Reiches im Jahre 1453 eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Die gelichteten Reihen seiner Gefolgschaft füllte Wladimir unterdessen mit Finnen, Slawen und Bulgaren auf. Es waren bezahlte Söldner, deren sich der Großfürst zur Durchführung seiner weitgespannten kriegerischen Unternehmungen bediente. Der germanische Gefolgschaftsgedanke mit seiner gegenseitigen Verpflichtung von Herrn und Mann trat immer stärker zurück und machte einem einseitigen Herrenrecht Platz, einer Despotie, die unverkennbar slawisch-asiatische Züge trägt. Das war der Beginn einer völligen Entgermanisierung des russischen Reiches. Persönliche wie politische Gründe trieben Wladimir zu diesem Entschluß. Seiner slawischen Mutter wegen hatte er in seinen Anfängen den ganzen Hochmut des auf seine Blutreinheit und Echtheit stolzen Wikingertums, das ihn nicht als rechten Großfürsten anerkennen wollte, erfahren müssen. Bezeichnend dafür ist eine Anekdote, die Nestor uns überliefert hat. Auf seinem Marsch nach Kiew berührte Wladimir Polozk, wo der Waräger Rogwolod als Fürst residierte. Bei diesem hielt er um die Hand seiner Tochter Rogned an. Das Mädchen weigerte sich aber, Wladimirs Werbung Gehör zu schenken, weil sie dem Sohn einer Slawin nicht die Schuhe lösen wolle, sondern den vollbürtigen Großfürsten zum Manne begehre. Wladimir rächte diese Beleidigung, indem er Rogwolod mit seinen beiden Söhnen erschlug und Rogned mit Gewalt zur Heirat zwang. Aus der persönlichen Sphäre rückt indessen schon sein Konflikt mit seinen selbst geworbenen nordischen Helfern in Kiew heraus. Ihre

hohen Geldforderungen hätte er ohne Zerrüttung der Finanzen seines Staates und ohne beträchtliche Schwächung seines herrscherlichen Ansehens kaum erfüllen können. Der Ausgang seines Vaters Swjatoslaw zeigte ihm überdies deutlich, wohin es führte, wenn der Fürst nach dem Wunsch und Willen seiner nordischen Gefolgschaft regierte. Die Bindung an die Zustimmung und den Beifall seiner Vasallen mag dem selbstherrlichen Wladimir auch persönlich unerträglich gewesen sein. Die Maßnahmen seiner Regierungszeit beweisen jedenfalls einen starken Trieb zur schrankenlosen Durchsetzung seines Willens. Er ist der erste große Autokrat Rußlands, der erste wirkliche Zar gewesen. Wie sich in seinen Adern germanisches und slawisches Blut mischten, so spiegelt auch sein ganzes Leben bald kriegerisches Wikingertum, bald slawischen Hang zur Despotie und Grausamkeit wider. Er hat keinen seiner Untertanen danach gefragt, ob er zum Christentum übertreten wolle. Die freiherzige Art, mit der die Germanen in der Regel solche Gewissensfragen zu behandeln pflegten, war ihm völlig fremd. Nachdem er 989 zu Cherson vom Bischof der Stadt die Taufe empfangen hatte und mit der griechischen Prinzessin Anna vermählt worden war, zwang er seine Untertanen mit brutaler Gewalt, ebenfalls das Christentum anzunehmen. Die Kiewer Chronik hat uns ausführlich von diesem Bekehrungsakt berichtet. Als Wladimir in seine Hauptstadt zurückgekehrt sei, so erzählt sie, habe er alle Götterbilder umstürzen und vernichten lassen. Das Standbild des Hauptgottes Perun ließ er an den Schweif eines Rosses binden und zum Dnjepr hinunterschleifen, wobei es von zwölf Männern fortwährend mit Stöcken geschlagen wurde, um den darin wohnenden Dämon dafür zu bestrafen, daß er die Menschen solange zum Irrglauben verführt habe. Dann wurden sämtliche Einwohner von Kiew, alt und jung, arm und reich, in den Strom getrieben, und während sie dort bis an den Hals oder die Brust im Wasser standen, sprachen die Priester ihre Gebete. Der Taufakt war vollendet!

Die groteske Szene, die man in der Schilderung des Chronisten nicht ohne Lächeln liest, läßt deutlich erkennen, daß dieser Herrscher keinen Widerspruch gegen seinen Willen zu dulden bereit war. Es handelte sich freilich in diesem Falle nicht um eine flüchtige Laune des Großfürsten, sondern eben um die entscheidende Wende in der Geschichte des Warägerstaates. Sie läßt sich an Bedeutung völlig dem

Übertritt des Merowingers Chlodowech zum Christentum an die Seite stellen. Wie durch diesen das Germanentum dem Katholizismus ausgeliefert worden ist, so wurde durch jenen das griechisch-orthodoxe Bekenntnis in Rußland zum Siege geführt. Der Glaubenswechsel beider Herrscher entschied die Eingliederung ihrer Völker in einen bestimmten Kulturkreis und damit bis in die Gegenwart hinein das Gesetz ihrer geistigen Entwicklung und die Grundlage ihres geschichtlichen Seins. Mehr noch als die Entgermanisierung der Gefolgschaft hat dieser eine Akt die innere Struktur der Staatsgründung Ruriks umgestaltet. Die kulturelle Überlegenheit der nordgermanischen Oberschicht über die einheimischen Slawen wurde mehr als ausgeglichen, als jetzt mit den griechischen Priestern die griechische Kultur ihren Einzug in das Land hielt. Aus den reichen Anregungen des Südens bildete sich nun eine eigenständige slawische Kultur, die ihren Mittelpunkt in Kiew fand und die trotz aller Wandlungen und Umsturzversuche immer noch die Grundlage der modernen russischen Kultur ist. Denn das politisch völlig gestaltungsunfähige Slawentum erwies seine innere völkische Widerstandskraft, indem es sich wohl die fremden Kulturelemente aneignete, sie aber in durchaus selbständiger und eigener Weise weiterbildete. Für sein kirchliches Leben wurde von größter Bedeutung, daß es sich den Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienst bewahrte und nicht wie der abendländische Westen der Sprache des Bekenntnismittelpunktes verfiel. Es übernahm auch nicht das griechische Alphabet wie wir das lateinische, sondern hielt sich an das bei den Südslawen entstandene und von den slawisierten Donaubulgaren übernommene kyrillische Alphabet.

Wladimir hat diesen Schritt in klarster Erkenntnis seiner Folgen getan. Er sah, wie sein Reich isoliert inmitten großer sich befehdender Kulturkreise lag. An der Wolga breitete sich damals der Islam aus, an der Weichsel der römische Katholizismus, am Schwarzen Meer, in Kleinasien und auf dem Balkan herrschte das griechisch-orthodoxe Bekenntnis. Daß Rußland heidnisch war wie der Norden, aus dem der Staatengründer Rurik und seine Gefolgen gekommen waren, bedeutete kein innerliches Band, denn das Heidentum war keine kulturelle Einheit. Jeder Stamm der Slawen hatte seinen eigenen Sonderkult, und bei den Warägern vermischten sich diese religiösen Vorstellungen ihrer slawischen Untertanen in seltsamer und mannig-

facher Weise mit eigenem Brauchtum. Zudem begann gerade damals das katholische Christentum seine Wirkung auch auf den skandinavischen Norden auszuüben. Es mußte also eine Entscheidung getroffen werden, sollte der russische Staat noch eine Zukunft haben. Daß Wladimir nach Konstantinopel ging, war politisch wohl das zweckmäßigste, und er konnte sich dabei auf die alte traditionelle Südausrichtung der Gründung Ruriks und Olegs berufen.

Durch diese feste Einordnung in den griechischen Kulturkreis aber zerriß endgültig die Verbindung des russischen Staates mit der germanischen Welt. Wladimir errichtete - und wenn man auf seine Gefolgschaftspolitik und sein Verhalten gegenüber den Warägern, die er nach Konstantinopel schickte, blickt, wird man sagen dürfen: mit Bewußtsein und Absicht - einen für die damalige Welt unübersteigbaren Wall zwischen sich und dem abendländischen Westen, der schon katholisch war, wie dem skandinavischen Norden, der es bald wurde. Er trennte Rußland vom germanisch-romanisch-westslawischen Europa und gab ihm das Gesetz seiner eigenen Entwicklung, das erst Peter der Große zerbrach, ohne daß er und seine Nachfolger mehr als eine dünne Oberschicht des russischen Volkes jemals der westlichen Kultur erschließen konnten. So tief und unzerstörbar haben sich die vom griechischen Süden empfangenen kulturellen Impulse in die Seele des russischen Volkes gesenkt.

Der Staat Ruriks, in dem seit Wladimir nun wirklich nur noch Rurikiden regierten - welche Ironie des Schicksals -, hat noch bis ins dreizehnte Jahrhundert gedauert, und nach dem Tatarensturm haben die Moskauer Großfürsten wieder an seine Tradition angeknüpft. Aber das war schon längst keine germanische Tradition mehr. Außer dem Namen des wikingischen Staatsgründers, den das Volk gefühlsmäßig längst als Slawen sah, haftete diesem Staat nichts Germanisches mehr an. Der Slawisierungsprozeß hat sich ziemlich rasch vollzogen. Kein Wunder, denn die warägische Oberschicht war zahlenmäßig stets sehr gering gewesen. Im elften Jahrhundert hören wir noch von gelegentlichen Zuzügen aus Skandinavien. Vor allem sind es landflüchtige Könige und Prätendenten gewesen, die in Kiew vorübergehend Zuflucht gesucht haben. Es kommen auch noch Heiraten zwischen den Rurikiden und schwedischen, norwegischen und dänischen Königsgeschlechtern vor. Aber ebenso häufig oder häufiger nehmen die Nach-

folger Ruriks griechische, bulgarische, slawische Frauen. Sie alle tragen nur noch slawische Namen, und ihr Denken ist ebenso slawisch wie ihre Regierungsform. Das Seniorrat, d. h. die Regierung des Ältesten unter Beihilfe sämtlicher anderer regierungsfähigen Mitglieder des Herrscherhauses, zeigt deutlich die Einwirkung der slawischen Vorstellung vom Kollektivbesitz der Familie auf den Staat. Und diese Wirkung war unheilvoll genug, denn sie zersplitterte die Einheit des Staates völlig. Im zwölften Jahrhundert regierten zeitweilig über hundert Rurikiden gleichzeitig nebeneinander! Wie hätte ein dermaßen zerfetztes politisches Gemeinwesen wohl dem Ansturm Asiens widerstehen sollen!

Nordgermanen haben den Staat zu den Slawen gebracht und ihnen damit die entscheidende Voraussetzung großen geschichtlichen Daseins erst geschaffen. Die unendliche Weite Rußlands hat die wenigen Wikinger, die dieses Werk verrichteten, verschlungen. Völkisch gesehen war Kiew eine Überanstrengung, weil es an bäuerlichem Siedlertum und an dem Willen zur Landnahme und Verwurzelung im Boden fehlte. Aber die Wikinger trugen damals ein anderes Gesetz und Schicksal in ihrer Brust. Als wagende Fernhändler, als kühne Abenteurer und als todesmutige Helden haben sie sich auch im Osten bewährt. Über allem aber steht ihre größte Leistung: die Gründung und der Ausbau eines mächtigen Staates, dessen Gebiet vom Finnischen Meerbusen bis zum Schwarzen Meer reichte. Symbolhaft verkörpert als Idee und geschichtliche Wirklichkeit diesen ersten russischen Staat der Name ihres Gründers: Rurik.

Rollo

Wie mit Rurik die wikingische Staatsgründung im Osten in der unendlichen Weite Rußlands, so ist mit Rollos Namen die wikingische Staatsgründung im Westen auf sehr beschränktem Raum in der später nach den Normannen genannten Landschaft an der Seine-Mündung unlöslich verknüpft. In diesen beiden großen Führerpersönlichkeiten gipfelt die geschichtliche Leistung des Wikingertums im ersten Jahrhundert seines großen Aufbruchs, spiegelt sich wieder, was Dauer haben und weiter wirken sollte. Sie beide waren es, die der gefährlich und schicksalhaft verströmenden Kraft des Nordens neue Sammelpunkte gaben, an denen sie sich zu staatlichem Aufbau verdichten und Zeugnis von ihren schöpferischen Fähigkeiten ablegen konnte.

Freilich hat es im Westen sehr viel länger gedauert, bis diese positiven und aufbauenden Kräfte des Nordens zum Durchbruch gelangten. Die Wikinger stießen hier ja nicht in praktisch unbegrenzte, nur schwach bevölkerte und völlig unentwickelte Räume vor, die sofort zur Entfaltung ihrer organisatorischen Fähigkeiten reizten, ja, diese ordnende und gemeinschaftsbildende Arbeit förmlich erzwangen. Sie trafen hier auf ein machtvolles Universalreich, das damals gerade auf der Höhe seiner Entwicklung stand. Sie mußten mit dieser fremden feindlichen Welt zunächst genau so erbittert um ihre Zukunft ringen wie die Germanen in den Zeiten der Völkerwanderung mit dem römischen Reiche. Sie fügten sich also zwangsläufig in die Front der Feinde des Abendlandes ein, wurden bald die schlimmsten Peiniger der christlichen Welt. Vielfach ist noch die Vorstellung weiter Kreise vom Wikingertum durch das Jahrhundert der Plünderungen und Brandschatzungen bestimmt, das sie über den germanisch-romanischen Völkerkreis brachten. Es wäre falsch, über diese Periode hinwegzugleiten, um moralisierenden Einwendungen zu entgehen. Denn, ganz abgesehen davon, daß die kühnen Kriegsfahrten der Normannen ihr furchtloses Kämpfertum erst in seiner ganzen Größe enthüllen und die

gewaltigen Kräfte des Nordens offenbaren, war gerade diese Auseinandersetzung mit dem Abendland entscheidend für ihre Weiterentwicklung im Westen und ihr Zusammenwachsen zu neuer völkischer Gemeinschaft. Man kann ihre Staatsgründung in der Normandie schlechterdings nicht verstehen, wenn man sich über den Verlauf ihres Kampfes gegen die christliche Welt nicht Rechenschaft gegeben hat.

Dem gewaltigen Auszug aus der Heimat, der um die Wende vom achten zum neunten Jahrhundert mit der elementaren Wucht eines großen Naturereignisses einsetzte und in den nächsten Jahrzehnten immer mächtiger anschwoll, hätte nur eine ebenso gewaltige Seerüstung des fränkischen Großreiches wirksam begegnen können. Daß es dazu infolge seiner inneren Krise nicht mehr fähig war, hat seinen Untergang wesentlich beschleunigt und den Wikingern die Möglichkeit zur Durchführung ihrer Kriegszüge erst geschaffen. Im Jahre 834 überfielen sie Dorstadt, den damaligen Handelsmittelpunkt des Nordwestens. Daß sie fünfundfünfzig Kirchen hatte, spricht für die Größe der Stadt und ihrer Einwohnerschaft, ihren Reichtum und ihre Bedeutung. Von Dorstadt aus gingen damals die Handelswege nordwärts über den Kanal nach England, ostwärts an der friesischen Küste entlang über Schleswig-Haithabu nach der Ostsee und Skandinavien, südwärts den Rhein hinunter zur Donau und über die Alpen nach Italien. Diese Handelsmetropole nun vernichteten die Wikinger durch einen einzigen großen Überfall. Die Stadt ging in Flammen auf und wurde vollkommen zerstört. Bevor die fränkische Abwehr zur Stelle war, hatten die kühnen Angreifer beutebeladen bereits das Weite gesucht. Was dieser Katastrophe entronnen war, fiel in den beiden folgenden Jahren den Normannen zum Opfer. Nie hat sich Dorstadt von diesen Schlägen wieder erholen können. Wie mußte das Ansehen des Reiches, das die Ausplünderung seiner wichtigsten Handelsstadt mitten im Frieden ungerächt hinzunehmen gezwungen war, durch solche Vorkommnisse geschwächt werden! Was half es, daß der Reichstag von Nymwegen umfassende Abwehrmaßnahmen beschloß, wenn sie dann doch nicht durchgeführt wurden, und daß man den Dänenkönig Horik veranlaßte, einige Seekönige hinrichten zu lassen. Die Wikingnot wurde dadurch nicht im geringsten gelindert. Alljährlich wiederholten sich die Angriffe auf alle fränkischen Küsten und immer kühner wurde der Mut der Normannen. Drei Jahre nach jenem Tage

von Nymwegen drangen sie das erste Mal auf einem der großen Flüsse Frankreichs, der Seine, in das Innere des Landes vor. Sie gelangten bis Rouen und plünderten ungestraft die reichen Abteien von St. Wandrille und Jumièges. Wieder zwei Jahre später erschienen sie auf der Loire, die sie bis Nantes herauffuhren, um während eines Kirchenfestes unter der völlig ahnungslosen Bevölkerung ein furchtbares Blutbad anzurichten. Das Jahr darauf sah eine große Wikingflotte auf der Garonne, die bis nach Toulouse vorstieß, aber anscheinend keine größeren Plätze bewältigen konnte, weil die Aquitanen auf ihrer Hut gewesen waren. Im Jahre 845 erlebte Hamburg einen großen Normannenüberfall und wurde völlig zerstört dabei. Nur mit Mühe konnte sich Anskar damals retten. Im gleichen Jahr drang einer der berühmtesten aller wikingischen Seekönige, Ragnar Lodbrock, mit einer großen Flotte wiederum in die Seine ein, schlug einen Teil des westfränkischen Heeres, das Karl der Kahle zur Abwehr der Angriffe herangeführt hatte und plünderte Paris. Dann ließ er sich seinen Abzug noch durch eine große Summe Geldes abkaufen. So ging es nun Jahr für Jahr fort, bis um 862 bis 864 der Höhepunkt der Normanneneinfälle ins Frankenreich erreicht war. Im Gebiet der Garonne wurde Bordeaux von ihnen nach regelrechter Belagerung erobert, Clairmont, Limoges und Toulouse verheert. Im Loire-Gebiet gingen Angers, Poitiers und Tours mit dem Nationalheiligtum in Flammen auf. Bis Orléans gelangten die Normannen hier. Im Seine-Gebiet wurden Bajeux, Chartres, Evreux zerstört und geplündert, Paris 857 zweimal und 861 sogar dreimal binnen Jahresfrist mit stürmender Hand genommen. Rheinaufwärts fuhren die Wikinger bis nach Xanten.

Die Wirkung dieser unaufhörlichen Angriffe war furchtbar. Ganze Landschaften verödeten. Die Bevölkerung zog sich massenweise von den bedrohten Küsten und Flußläufen in das Innere zurück, wo sie häufig verknechtet wurde. Das Ansehen der königlichen Gewalt, die keinen Schutz mehr zu gewähren vermochte, sank von Tag zu Tag. Skrupellos nutzten die Großen ihre Notlage aus, um Vorteile für die eigene Stellung zu gewinnen. Der Staat drohte sich völlig aufzulösen. Ungeheuer war auch der Verlust an kulturellen Werten. Er führte zu fast völliger Stagnation des geistigen Lebens. Indessen gerade diese höchste Not bewirkte nun einen Umschwung, der nicht nur für die

fortwährend bedrohte und gequälte Reichsbevölkerung von Bedeutung wurde, sondern auch die Entwicklung der Normannen in entscheidender Weise beeinflußt hat. Den Beginn der großen Wende stellen die Beschlüsse des Reichstages von Pîtres (864) dar. Auf ihm rafften sich die Franken endlich zu entschlossenen und wirksamen Abwehrmaßnahmen auf. Die großen Flüsse, die den Normannen vornehmlich als Angriffswege gedient hatten, wurden nun durch befestigte Brücken und Ketten gesperrt und dauernd bewacht. In den am meisten bedrohten Landschaften, wie dem Seine- und Loire-Mündungsgebiet, setzte man besondere militärische Befehlshaber ein, Markgrafen gegen die Normannen, die alle Abwehrkräfte organisieren und zusammenfassen sollten. Der alte Volksheerbann, den das aufkommende Lehnswesen längst in den Hintergrund hatte treten lassen, wurde erneuert und Erhebungen unter den Wehrpflichtigen veranstaltet. Jegliche Unterstützung der Wikinger wurde strengstens verboten, auf Pferde- und Waffenhandel sogar die Todesstrafe gesetzt. Die Folgen dieser Beschlüsse, denen - das war das Entscheidende - die Ausführung auf dem Fuße folgte, waren zunächst außerordentliche. Fast mit einem Schlage hörte die Normannennot auf. Über ein Jahrzehnt (867 bis 878) herrschte völlige Ruhe in den großen Flußgebieten Frankreichs. Die Wikinger hatten sofort erkannt, daß sie gegen derartige Abwehrmaßnahmen nur schwer etwas auszurichten vermochten und hatten sich daher meist nach England gewandt. Es kam hinzu, daß Frankreich schon so ausgesogen war, daß man Beute dort nur noch in sehr geringem Umfange machen konnte.

Aber diese Zeit der Ruhe sollte noch nicht ein für allemal das Ende der Wikingereinfälle bedeuten. Es war nur die Ruhe vor dem letzten großen Normannensturm, den das Reich zu bestehen hatte, bevor die Skandinavier endgültig zur Landnahme schritten und sich in das Gefüge der abendländischen Welt einordneten. In England waren sie bald auf eine ähnlich entschlossene Abwehr gestoßen, wie sie die Not in Frankreich erzeugt hatte. Die Rückwirkung des gesteigerten Widerstandes der bis dahin mühelos ausgeplünderten abendländischen Gebiete auf die Normannen wurde nun von entscheidender Bedeutung. Diese waren zunächst, wie wir schon feststellten, als kleine Flotten unter ihren Seekönigen in Erscheinung getreten, und jede hatte für sich und ohne festen Plan gehandelt. Wohin der Wind und das Schicksal sie

trieben, suchten die Wikinger ihr Kämpfertum zu bewähren, Tatenruhm und Beute zu gewinnen. Anfangs war es wohl die Regel, daß sie nach erfolgreicher Fahrt, und wenn der Winter nahte, die Kiele ihrer Schiffe wieder nordwärts wandten und in die Heimat zurückkehrten, um dort in Ruhe ihre Beute zu verzehren. Dann, als ihr Aktionsradius sich ständig vergrößerte, bildete sich die Gepflogenheit heraus, auf besonders geschützten, den Küsten vorgelagerten Inseln zu überwintern, um im nächsten Frühjahr die ertragreichen Plünderfahrten schneller wieder aufnehmen zu können. Als solcher Stützpunkt hat vor allem die Insel Noirmoutier in der Loiremündung eine bedeutende Rolle gespielt. Das Geheimnis ihrer großen Erfolge beruhte vor allem auf der Schnelligkeit der Normannen. Sie verfolgten bei ihren Vorstößen in das Innere von vornherein die Taktik, die Bergfahrt möglichst rasch und ohne Aufenthalte durchzuführen, damit sie am Schauplatz ihrer Taten früher anlangten als die warnende Kunde von ihrem Herannahen. Nur aus der meist völligen Überraschung des Gegners erklären sich ihre Siege, vor allem die Eroberung großer Städte, und der lähmende Schrecken, der bald alles befiel und oft zur Ergebung führte, wo der Widerstand durchaus möglich und wahrscheinlich auch erfolgreich gewesen wäre. Denn die wikingischen Scharen waren ja zahlenmäßig sehr gering, besonders im Anfang des neunten Jahrhunderts. In den vierziger Jahren kam es zwar auch schon zur Ansammlung größerer Streitkräfte, aber sie waren doch nicht so beträchtlich, daß darum ganze Städte ohne weiteres vor ihnen hätten kapitulieren müssen. Erst nach 870 vollzog sich innerhalb des Normannentums die entscheidende Wende.

Sie lag im Übergang zum „großen Heere". Diese neue Organisationsform ergab sich aus der immer dringender werdenden Notwendigkeit, die zersplitterten Kräfte gegen den sich steigernden Widerstand zusamenzufassen. Die kleinen Gefolgschaften der Wikinger und die zu bestimmten Unternehmungen vorübergehend vereinigten Flotten reichten nicht mehr aus, um den Kampf gegen Franken und Angelsachsen noch mit einiger Aussicht auf Erfolg durchzuführen. Das Normannentum geriet jetzt selbst in die schwerste Gefahr. Nur der Zusammenschluß konnte es retten. Und er hat ihm in der Tat noch einmal für ein Menschenalter den Weg zu neuen Erfolgen geöffnet, denn mit ihm verband sich ein innerer Strukturwandel. Im „großen

Heere" formte sich aus den vielen kleinen bis dahin unverbundenen Gruppen und Gefolgschaften ganz allmählich ein neuer Volkskörper, und erst dadurch gewann das Normannentum im Westen noch eine Zukunft.

Die Teile, aus denen das neue Ganze entstand, sind bei dem „großen Heere" noch deutlich zu erkennen und blieben noch lange ein wichtiger Faktor seines inneren Aufbaues. Als es 878 an der flandrischen Küste von England kommend landete, stand es unter der Leitung mehrerer Gefolgschaftsherren. Die Könige Godfried und Siegfried, die Jarle Wurm und Hals werden uns in den Quellen genannt. Sie mögen die Hervorragendsten unter den normännischen Führern gewesen sein. Neben ihnen hat es aber wahrscheinlich noch viele andere gegeben, die weniger in Erscheinung traten. Sie bildeten in ihrer Gesamtheit wohl zunächst den Kern und das Rückgrat der neuen Einheit. Was in ihrem Rat beschlossen wurde, war dem Heere Gesetz. Als besondere Schicht erhoben sie sich allmählich über die Masse der Gefolgen. Man erkennt das deutlich an einem für diese Wikinger sehr wesentlichen Punkte, an der Art der Beuteteilung. Die alte Fahrtgemeinschaft hatte strenge Disziplin gehalten. Das war eine Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit auf See und auch in Feindesland gewesen. Bezeichnend dafür ist eine Episode, die uns ein fränkischer Chronist erzählt. Bei der Plünderung eines Klosters (St. Bertin) hatten zwei Normannen einige Beutestücke beiseite geschafft, um sie für sich zu behalten. Als das ruchbar wurde, versammelte ihr Führer den Kriegsrat, der über die beiden das Todesurteil aussprach. Sie wurden am nächsten Baum erhängt! Die Beute war also gemeinsamer Besitz, bis das Los über den künftigen Eigentümer des einzelnen Stückes entschieden hatte. Auch der Gefolgschaftsherr unterstand diesem Gesetz. Nur auf See und während militärischer Unternehmungen war man ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Sonst war er ein allen andern gleichgestellter Genosse. Mit dieser Gleichheit wurde nun im „großen Heere" schon weitgehend gebrochen. Bei einer Beuteteilung erhielten die Führer jetzt das Gold, die Gefolgen nur das Silber und die Waffen! Die Gefolgschaftsherren waren danach also bevorrechtet. Das Genossenschaftsprinzip wich langsam einer ständischen Schichtung. Auch sie ist ein Zeichen dafür, daß der bündische Zusammenschluß zu gemeinsamen militärischen Aktionen der Aus-

gangspunkt einer Entwicklung wurde, die allmählich das Heer in eine neue völkische Einheit verwandelte. Dieser Wandlungsprozeß reicht bis weit in das zehnte Jahrhundert hinein. Aber sein Beginn ist schon vor der Landnahme festzustellen.

Die zahlenmäßige Stärke des „großen Heeres" und der erhebliche Troß von Frauen, Kindern und Greisen, den es mit sich führte, stellte die Normannen vor neue Probleme. Ihre Beweglichkeit verminderte sich in hohem Maße, und damit verengerte sich notwendig auch ihr Aktionsradius. Sie mußten ferner ihre Kampfesweise nun völlig ändern. Mehr und mehr verlagerte sich ihr Schwerpunkt von der See auf das Land. Wenn auch die Flotte natürlich nicht fehlte, so stellte sie doch nicht mehr wie früher die eigentliche Kampfbasis und im Notfall Rückzugslinie dar. Sie diente nur mehr als Transportmittel, vor allem für den Troß. Ein großer Teil des Heeres wurde jetzt beritten gemacht, und dieser führte die eigentlichen kriegerischen Handlungen durch, beschaffte vor allem die Lebensmittel und was das Heer sonst dringend brauchte. Die Kampfbasis wurden nun in immer mehr steigendem Maße die befestigten Lager, von denen aus die Normannen ihre Streifzüge unternahmen, und in die sie sich vor Angriffen ihrer Gegner zurückzogen. Daraus spricht die Tatsache, daß sie ihren Feinden nicht mehr so weitgehend das Gesetz des Handelns vorschreiben konnten wie in der Zeit der kleinen Flotten. Sie waren durch den Ausbau der gegnerischen Abwehrmaßnahmen also schon stark in die Defensive gedrängt. Sie waren auch nicht mehr so unverwundbar wie früher, weil sie im Ernstfall nicht einfach den Rückzug antreten konnten, sondern ihres Trosses wegen standhalten mußten. Das Überraschungsmoment fiel mehr und mehr fort. Mit einem Wort: ihre Lage hatte sich erheblich verschärft, aber ihr Leben war dadurch auch in neue zukunftsreichere Bahnen gelenkt worden. Von der allmählichen Volkwerdung bis zur dauernden Niederlassung war nur noch ein Schritt. Die Zeit des „großen Heeres" bildete so das natürliche Mittelglied zwischen Wikingfahrt und Landnahme.

Als Kampfgebiet trat während dieser Jahre vor allem der Westen des ostfränkischen Reiches hervor. Die Garonnelandschaften blieben völlig frei von Normannen. An der Loire hielten sich kleinere Scharen von Skandinaviern abgesondert von der großen Masse. Aber ihre Bedeutung war nicht groß. Aus dem Seinegebiet trieb sie der ener-

gische Widerstand eines Enkels Karls des Kahlen, Ludwigs III. Als das „große Heer" nach seiner Landung in Flandern bei Kortrigk an der Lys, einem Nebenfluß der Schelde, ein befestigtes Lager aufgeschlagen hatte und von dort aus Streifzüge bis nach Reims unternahm, gelang es Ludwig, bei Thiméon 879 eine plündernde Abteilung der Normannen völlig aufzureiben und zwei Jahre später an der Sommemündung bei Saucourt einen glänzenden Sieg über sie zu erfechten, dessen Andenken im Ludwigsliede fortlebt. Das „große Heer" wandte sich darauf nach Ostfranken, das bis dahin von der Normannengefahr ziemlich verschont geblieben war, und hier war es zunächst wieder sehr erfolgreich. Eine Schlacht im westlichen Sachsen, deren Ort wir nicht mehr zu bestimmen vermögen, vernichtete die Blüte des sächsischen Heerbannes. Mit dem Herzog Brun, dem Onkel Heinrichs I., fielen damals die Bischöfe von Minden und Hildesheim, elf Grafen und achtzehn königliche Vasallen. Auch Ludwig von Ostfranken, Sohn Ludwigs des Deutschen, der sofort zum Entsatz heranrückte, vermochte nichts gegen die Normannen auszurichten und konnte ihren Abzug nur mit Geld erkaufen. Diese verlegten ihr festes Lager nun aus Flandern an die Maas, nach Elsloo, in das Herzstück des Frankenreiches. Von dort aus führten sie, während Ludwig in seiner Pfalz zu Frankfurt im Sterben lag und die Abwehrkraft des Ostreiches dadurch gelähmt war, fast ungestört noch einmal die schlimmsten Raubzüge durch. Maastricht, Tongern, Lüttich, Jülich, Neuß, Köln und Trier gingen in Flammen auf. Cornelimünster, Stablo, Malmedy und Prüm, die berühmten karolingischen Ardennenklöster, die Zentren fränkischer Kultur, wurden völlig ausgeplündert und verödeten. Ja, selbst Aachen, die Residenz des großen Karl, der symbolische Mittelpunkt des Reiches, wurde gebrandschatzt, die Kaiserpfalz zerstört, das Marienmünster in einen Pferdestall verwandelt. So war auch für das Ostreich nun die Normannennot ins Unerträgliche gesteigert worden. Erst jetzt raffte man sich auch hier zu energischen Abwehrmaßnahmen auf. Der Reichstag von Worms beschloß den Angriff auf Elsloo. Aber das ostfränkische Ritterheer war nicht imstande, die in ihrem Lager verschanzten Normannen wirksam zu bekämpfen. Statt sie zu vernichten, mußte man ihren Abzug wieder durch Tribute erkaufen. Aber es war doch wenigstens erreicht, daß sich das „große Heer" wieder an die Schelde zurückzog, wo das Lager von Condé und später das

von Löwen Stützpunkt ihrer Aktionen wurde, die sich nun erneut gegen den Westen wandten. Flandern, das Hennegau- und das Seinegebiet hatten wiederum furchtbar unter Plünderungen zu leiden. Karl der Dicke, an den jetzt die Leitung des Gesamtreiches gekommen war, versagte völlig. Aber Paris unter seinem Bischof Gauzlin und dem Grafen Odo verteidigte sich heldenhaft. Dennoch ließ Karl die Normannen nach Burgund abziehen, wo sie 886 bis 887 überwinterten. Der Schandvertrag entzog dem Kaiser das letzte Vertrauen. Seine Absetzung machte die Bahn frei für den tapferen Arnulf von Kärnten, der 888 das Lager von Löwen erstürmte und damit die Macht der Normannen endgültig brach. Der Sieg wurde zwar nicht richtig ausgenützt. Man ließ die Normannen nach England entkommen, aber was das Festland verlassen konnte, war doch nur noch ein Rest des „großen Heeres". Durch die unaufhörlichen Kämpfe war es innerhalb eines Jahrzehnts bis auf ein Drittel seiner ursprünglichen Kampfkraft herabgesunken. Es zeigte sich mehr und mehr, daß die Wikingzeit unwiderruflich zu Ende ging, und daß sich die Normannen nur würden behaupten können, wenn sie seßhaft wurden und an die Gründung eines festen politischen Gemeinwesens dachten.

Die Landnahme wurde zunächst in England versucht. Aber nicht alle Wikinger konnten sich schon entschließen, ihre bisherige Lebensweise aufzugeben. Sie wandten sich in kleineren Verbänden teilweise wieder nach Westfranken zurück und faßten im letzten Jahrzehnt des neunten Jahrhunderts während der heftigen Thronkämpfe zwischen Odo und Karl dem Einfältigen besonders im Seinegebiet um Rouen wieder Fuß. Hier sollte sich nun der Aufstieg des Mannes vollziehen, dessen persönlichstes Verdienst der bald erfolgende entscheidende Schritt zur Landnahme und zum Aufbau eines eigenen normännischen Staates war.

Wir wissen von dieser großen Führerpersönlichkeit nicht eben viel. Aber sie tritt doch wesentlich klarer aus der Überlieferung heraus als etwa Rurik. Eine zeitgenössische Quelle nennt Rollos Namen freilich erst 918. Indessen hat uns der erste Geschichtsschreiber der Normandie, Dudo von St. Quentin, der allerdings nicht vor Beginn des elften Jahrhunderts schrieb und selber kein Normanne war, ein wohl in allen wesentlichen Zügen zutreffendes Bild unseres Helden hinterlassen. Jedenfalls überragt sein Werk alle anderen Quellen, die uns zu Ge-

bote stehen, sehr erheblich an Wert, vor allem die historisch wenig ergiebige Sagaliteratur. Diese Feststellung muß mit allem Nachdruck getroffen werden, denn sie berührt einen der Hauptstreitpunkte der gegenwärtigen historischen Forschung über Rollo. Norwegische Forscher haben die Sagas von Harald Harfragr, ja sogar das Landnamaboc herangezogen, um damit einen starken norwegischen Anteil an der Besiedlung der Normandie zu beweisen und darzutun, daß Rollo mit dem Gangerolf der Saga identisch gewesen sei, der bekanntlich seinen Namen von seiner Körpergröße empfing, die es ihm angeblich unmöglich machte, ein Pferd zu reiten. Steenstrup hat diese These mit schlüssigen Argumenten zurückgewiesen und Dudos Bericht von der Herkunft Rollos aus Dänemark wieder in seine Rechte eingesetzt, so daß es wohl als gesichert gelten kann, daß der Begründer des Herzogtums in der Normandie als politischer Frondeur gegen das dänische Königtum sein Land verlassen mußte, um mit einer kleinen Flotte von sechs Schiffen auf Wikingfahrt zu gehen. Welches im einzelnen dann seine Schicksale und die seiner Gefolgen waren, läßt die etwas verworrene und chronologisch unzuverlässige Darstellung Dudos nicht mehr genau erkennen. Soviel darf aber wohl als historisch gut beglaubigt angesehen werden, daß er bereits zu den Teilführern des „großen Heeres" gehörte und viele Schlachten in Friesland, im Hennegau, im Seinegebiet und in England mitgefochten hat. Maßgeblich hervorgetreten kann er indessen in dieser Epoche noch nicht sein, sonst müßten wir seinen Namen doch wohl schon vor 918 in zeitgenössischen Quellen finden. Er wird also erst nach der Jahrhundertwende unter den Normannen, die sich von England über den Kanal nach Westfranken zurückbegaben, hochgekommen sein. Noch in den Verhandlungen, die der westfränkische König auf den Druck besonders der Kirche hin, aber auch um seinem gefährlichsten Vasallen, Robert von Franzien, einen Rivalen im Rücken zu erwecken und sein Land endgültig von der Normannengefahr zu befreien, mit ihnen 911 anknüpfte, erscheint er nicht als unbestrittenes Oberhaupt. Als die fränkischen Boten die Seinenormannen nach ihrem Herrn fragten, antworteten diese: „Wir haben keinen Herrn, wir sind alle gleich." Das genossenschaftliche Prinzip war also noch lebendig. Aber es war schon mehr zur Theorie geworden. Denn wenn Rollo auch nicht unbeschränkter Herr jener Normannen war, die sich im Seinemündungsgebiet wieder zu einem größeren Ver-

bande zusammengeschlossen hatten, so kann doch keine Rede davon sein, daß etwa ein Rückfall in die Organisationsform der Zeit der kleinen Flotten eingetreten wäre. Vielmehr ist anzunehmen, daß die Seinenormannen wie schon das „große Heer" bereits aus zwei Schich-ten bestanden, den Gefolgschaftsführern und der Masse der Gefolgen. Die Führer bildeten hier wie dort einen engeren Rat, der die ent-scheidenden Entschlüsse zu fassen hatte, und der auch wohl die Ver-handlungen mit Karl dem Einfältigen wegen der Überlassung des bereits eroberten Seinegebietes an sie geführt hat. In diesem Rat kam Rollo höchstens die Stellung eines primus inter pares zu.

Aber gerade durch die Anknüpfung mit den Franken erhob er sich über seine Kampfgefährten und wurde durch persönliche Autorität und geschickte Politik zum eigentlichen Begründer eines normännischen Staates. Im Vertrag von St. Clair sur Epte, der als endgültiger Friedensschluß der Normannen mit der abendländischen Welt und als Gründungsakte des Herzogtums der Normandie weltgeschichtliche Bedeutung besitzt, erscheint Rollo bereits in einer besonderen Stellung. Ihm übertrug der westfränkische König das Seinegebiet, er allein begab sich dafür in die formelle Lehnsabhängigkeit von Karl und ver-sprach, sich taufen zu lassen! Wie ist das zu verstehen? Widerspricht diese Vertretung der normännischen Gesamtinteressen vor dem west-fränkischen Könige nicht der Stellung, die Rollo im Kreise seiner Landsleute einnahm? Wenn er nur einer der Führer des Heeres war, wie ist zu erklären, daß Karl der Einfältige die Belehnung nicht für die Gesamtheit der Normannen aussprach, sondern einen ihrer Gefolg-schaftsherren herausgriff? Das muß mit dem Einverständnis der Nor-mannen selber geschehen sein. Denn diese kamen ja nicht als Unter-worfene, die sich jeder gestellten Bedingung hätten fügen müssen, zu Karl dem Einfältigen, sondern als gleichgestellte Bündnispartner. Darüber darf auch der einseitige königliche Belehnungsakt nicht hin-wegtäuschen. Er war nur die äußere Form, in die man den Abschluß des Friedens faßte. Karls Motive sind schon dargelegt. Die der Nor-mannen mögen in der Einsicht gelegen haben, daß sie ihr unruhiges Kriegerleben auf die Dauer nicht mehr fortsetzen konnten. Wenn sie nun einen der Ihren bestimmten, um der Form zu genügen, die der westfränkische König für nötig erachtete, so ist nicht anzunehmen, daß sie ihm dadurch ein besonderes Recht beilegen wollten, sondern höch-

stens, daß er unter allen Führern der angesehenste war oder daß er sich als der eifrigste Förderer des Vertragsschlusses mit den Franken zeigte. Nach der späteren Politik Rollos zu schließen, ist es das Wahrscheinlichste, zu vermuten, daß er sich selber in den Vordergrund geschoben hat, um den auch für die Normannen notwendigen Friedensschluß nicht an einer Äußerlichkeit scheitern zu lassen, von der er wußte, daß sie dem Stolz seiner Landsleute unerträglich war. Denn mit der Lehnsnahme war ja die Huldigung vor dem Herrn verknüpft, bei der die Sitte der Franken die Vollziehung des Fußkusses verlangte. Es lebte darin die Erinnerung an die einstige Unfreiheit des vassus fort. Wer konnte den Normannen, diesen freiheitsliebenden und trotzigen Kämpfern, eine solche Erniedrigung zumuten! Dieser Pflicht zu genügen, nahm Rollo nun auf sich. Aber auch er wollte - wohl mit Rücksicht auf sein Ansehen unter den Normannen - den Fußkuß nicht persönlich ausführen. Er bestimmte einen seiner Gefolgen dazu. Dudo hat uns die ergötzliche Szene geschildert, wie Rollos Mann sich dem auf einem Sessel sitzenden fränkischen Könige näherte und dessen Fuß, um sich nicht bücken zu müssen, so hoch zog, daß Karl unter dem Gelächter der Umstehenden mit seinem Thron umstürzte. Die Episode läßt zweierlei erkennen: einmal daß die Normannen in dem westfränkischen König, der formalrechtlich nun ihr Oberherr wurde, keineswegs ihren wirklichen Herrn, sondern nur einen Bündnispartner gleichen Ranges sahen, zum zweiten, daß sie die Lehnsnahme für sich persönlich ablehnten und offenbar froh waren, daß Rollo einsprang, um ihnen die unangenehme und fremdartige Zeremonie zu ersparen. Sie blieben auf diese Weise im Grunde genommen frei. Ihre einzige Bindung an den westfränkischen König bestand in der Verpflichtung eines der Ihren, der aber keinen gesetzmäßig begründeten Vorrang und keine feste Amtsgewalt ihnen gegenüber beanspruchen konnte. Wahrscheinlich waren noch sehr viele unter ihnen, die in den Abmachungen von St. Clair keine Dauerregelung ihres Verhältnisses zur abendländischen Welt sahen und bereit waren, das alte Kriegerdasein zu gegebener Zeit wieder aufzunehmen. Sie sahen nicht, daß Rollo in dem Augenblick, als Karl der Einfältige ihm das Seinemündungsgebiet als Lehen auftrug, eine höchst wichtige und ausbaufähige Mittlerstellung zwischen ihnen und dem rechtmäßigen Oberherrn des Landes

gewann, daß hier der Grundstein zu einer Herrschaft gelegt wurde, der ihre Nachkommen sich später sämtlich unterwerfen mußten.

Rollos staatsmännische Größe zeigt sich gerade bei dieser Gelegenheit in vollstem Lichte. Er hatte erkannt, daß die Normannen in der bisherigen Art nicht weiter existieren konnten, daß sie sich einfügen mußten in die abendländische Welt. Er war sich auch wohl von Anfang an darüber klar, daß die Lehnsnahme mehr eine äußere Form und praktisch ohne große Bedeutung war, da ja die Ohnmacht des westfränkischen Königs klar zutage lag, daß diese Form aber unter allen Umständen loyal gewahrt und die mit ihr übernommenen Verpflichtungen gehalten werden mußten, wenn nicht die Landnahme eine vorübergehende Episode bleiben sollte. Diese Verpflichtungen waren dreifacher Art: erstens gehörte dazu der Übertritt zum Christentum; zweitens ein Punkt, der in Dudos Wiedergabe der Vertragsbestimmungen übergangen ist, wohl weil er ihm als selbstverständlich galt - er muß notwendigerweise aus dem Vergleich mit allen anderen Lehnsverträgen ergänzt werden, die im neunten Jahrhundert zwischen den fränkischen Herrschern und Wikingerführern abgeschlossen wurden -, die Übernahme des Küstenschutzes; drittens die Einstellung aller Feindseligkeiten gegen andere Provinzen des Reiches. Rollo hat seinen ganzen Einfluß an die getreuliche Erfüllung aller dieser Abmachungen gesetzt, nicht ohne oft auf den erbitterten Widerstand seiner Landsleute zu stoßen, die gar zu gern einmal wieder gegen die Franken losgebrochen wären.

Nicht weniger geschickt als diese loyale und von Einsicht getragene Außenpolitik war der Ausbau seiner Stellung im Innern. Hier lag die eigentliche Schwierigkeit. Denn Rollo besaß ja keinerlei Rechtsanspruch auf die Führung der Seinenormannen. Er war weder schilderhobener Volkskönig, noch Mitglied eines Königsgeschlechtes, das auf Grund alter Überlieferung zur Leitung des Ganzen berufen gewesen wäre. Er war nur einer der Führer des Heeres, das jetzt zur Landnahme geschritten war, und ragte im Führerrat nur durch seine persönliche Autorität hervor. Er mußte vorsichtig handeln, wenn er die Mehrheit nicht gegen sich wenden wollte. Eine aus der empfangenen Belehnung resultierende Hoheitsstellung erkannten seine Normannen nicht im geringsten an. Für sie war die Landnahme eine reine Beuteteilung. Wie man früher Gold und Silber, Pferde und Waffen

durch das Los den einzelnen zugewiesen hatte, so verfuhr man jetzt mit dem eroberten Land. Man vermaß es und ließ dann das Los über den zukünftigen Besitzer entscheiden. Es ist möglich, daß Rollo dabei die Aufgabe des Zuweisers der einzelnen Landstücke übernahm, wie Dudo in seinem Bericht es darstellt. Aber es darf daraus nicht geschlossen werden, daß die Vergebung von Land in seinem freien Willen gestanden hätte, daß er etwa kraft königlichen Auftrags darüber hätte verfügen können. Er handelte vielmehr lediglich nach dem Gesetz und Brauch der Wikinger, führte nur aus, was billig war. Und weiter ist deutlich zu erkennen, daß die Aufteilung des Landes nur im großen und unter den Gefolgschaftsführern vorgenommen wurde und diese dann ihrerseits Stücke ihres Gebietes an ihre Gefolgen weitergaben, und zwar nicht in der Form von Lehen, sondern als Eigenbesitz. Auf die einheimische Bevölkerung brauchte dabei wenig Rücksicht genommen zu werden. Denn die Normandie war durch die vorangegangenen dauernden Kriegswirren weitgehend entvölkert, was schon daraus hervorgeht, daß den Normannen außer ihrem Lande die Bretagne als Verpflegungsgebiet zugewiesen wurde. Nur die Kirche wurde in ihrem Besitz wieder hergestellt.

Aus dem Wesen der Landnahme ergibt sich, daß Rollo zwar insofern eine Verstärkung seiner Stellung erreichte, als ihm - dem vermutlich größten Gefolgschaftsführer - auch das meiste Land zufiel, das er an ihm verpflichtete Getreue weitergeben konnte. Auch die Wiederherstellung des Kirchengutes kam ihm zugute. Denn der Klerus sah in ihm von Anfang an seinen eigentlichen Beschützer. Seiner Vermittlung wurde ja der ganze Vertrag von St. Clair, der Rollo aus der Masse der Wikingerführer plötzlich heraushob, in erster Linie verdankt. Aber die Landnahme räumte dem Herzog, wie der Oberführer sich nun nannte, auf keinen Fall die Rechte eines Lehnsherrn gegenüber den anderen Gefolgschaftsführern ein. Diese blieben vielmehr auf Grund ihres Beuterechtes selbständige Herren ihres Anteils, und immer noch bildete der Führerrat die entscheidende Instanz in allen, die Gesamtheit der Normannen betreffenden Fragen.

Das kommt vor allem in der Gesetzgebung zum Ausdruck. Auch hier ist die Aufgabe Rollos sicher eine ähnliche gewesen wie bei der Aufteilung des Landes. Nach Dudo setzte der Herzog mit Zustimmung der Fürsten, d. h. der Gefolgschaftsführer, seinen Normannen Recht und

Gesetz. Tatsächlich war er wohl nur ihr Verkünder und der vornehmste Garant einer Rechtsordnung, die von den Wikingern aus der nordischen Heimat mitgebracht und bei ihnen noch durchaus lebendig war. Sie war während der Kriegsfahrten vielleicht nicht mehr in allen Punkten beachtet worden, weil sich keine Gelegenheit zur Anwendung bestimmter Rechtssätze ergeben hatte, mußte jetzt nach der Niederlassung aber erneut eingeschärft werden, um die dem bäuerlichen Leben entwöhnten Krieger an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen. Was wir vom Inhalt dieser angeblichen Gesetze Rollos wissen, ist jedenfalls durchaus nordisch bestimmt. Sie setzen den Bann auf Diebstahl, Hehlerei und Straßenraub und verbieten, Vieh und Ackergerät einzuschließen. Der Herzog ist mit seinem Privatvermögen für gestohlenes Gut voll haftbar. Daraus wird zweierlei ersichtlich: einmal, daß es den Führern nach der Niederlassung vor allem darauf ankam, den Landfrieden zu sichern, um den kriegerischen Sinn ihrer Gefolgen zu dämpfen und Rückfälle in das alte unstete Wikingerdasein zu verhindern, zum zweiten, daß der Herzog allmählich in die Stellung des für die Wahrung dieses Friedens allein Verantwortlichen hineinwuchs, wie das in seiner persönlichen Haftung sprechendsten Ausdruck findet.

Es waren also eine Reihe von Ansatzpunkten für den Aufbau einer wirklichen Fürstenmacht vorhanden. Nach außen hin erschien Rollo als alleiniger Repräsentant der Normannen. Seine Mittlerstellung trug nicht wenig dazu bei, sein Ansehen auch im Innern zu festigen. Die Kirche verdankte seiner Fürsprache die Wiederherstellung ihrer Organisation und die Rückerstattung ihres Gutes. Sie war bereit, ihrem Schützer, Wohltäter und getreuen Sohn nach Kräften zu dienen und seine Absicht, die Normannen immer tiefer in die abendländischen Kulturzusammenhänge einzuführen, mit allen Mitteln zu unterstützen. Sie nahm seine Herrschaft hin als gottgesandte Fügung und wußte sich in den großen Zielen eins mit ihrem Förderer. Und wenn auch die übrigen Führer des einstigen Heeres noch immer eifersüchtig über ihren Rechten wachten, so war doch durch die maßgebliche Mitwirkung Rollos bei der Aufteilung des neuen Siedlungsraumes und durch die ihm übertragene Sicherung des Landfriedens die Stellung dieses Mannes weit über die seiner ehemaligen Fahrt- und Kampfgenossen erhöht. Es fehlte eigentlich nur noch die Ausbildung einer Dynastie, um die angebahnte Entwicklung zu völligem Abschluß zu bringen.

Wenn es Rollo gelang, die Position, die er sich in der Normandie geschaffen hatte, an seinen Sohn Wilhelm weiterzugeben, war der entscheidende Schritt zur Begründung einer dauernden und sich immer mehr verfestigenden Staatsgewalt getan. Aber die Hindernisse, die einem solchen Plan entgegenstanden, waren nicht geringe. Rollo mußte mit einer starken Opposition seiner Führergenossen rechnen, die in einer Vererbung der herzoglichen Macht nur einen Angriff auf ihre gleichberechtigte Stellung und ihre alte Freiheit sehen konnten. Der Gründer des normännischen Staates hat auch hier seine diplomatische Kunst auf das großartigste bewährt. Wie er bei der Lehnsnahme, bei der Aufteilung des Landes und Sicherung des Landfriedens das Rechtsempfinden und Brauchtum seiner Normannen klug schonte, sich nirgends Übergriffe erlaubte, die nach einer Neuerung aussehen konnten, mehr mittelbar durch seine überlegene Persönlichkeit, durch Rat und Überredung zu wirken versuchte, so hat er auch in der Regelung der Frage des Erbganges allmählich und durch geschickte Behandlung der maßgebenden Kreise sein Ziel zu erreichen gewußt. Am interessantesten ist dabei vielleicht die Feststellung, daß er sich die gemeingermanische echte Königswahl zum Vorbild nahm, bei der sich das Nachfolgerecht eines Königsgeschlechtes mit der zustimmenden Wahl des Volkes verband. Er wollte also dem immer mehr zum Volk werdenden siedelnden Heere in seinem Geschlecht den wahren Mittelpunkt seiner politischen Gemeinschaft geben. Dudo hat die Durchführung des entscheidenden Aktes allerdings sehr anders dargestellt, als man nach Lage der Dinge erwarten sollte. Nach ihm wären es die übrigen Führer des Heeres gewesen. die von dem alternden Rollo, der die Regierungsgewalt und die militärische Leitung nicht mehr tatkräftig genug wahrnehmen könne, unter Hinweis auf innere Unruhen und äußere Bedrohung einen neuen Herrn gefordert hätten, worauf sich der Herzog zur Annahme seines Sohnes Wilhelm als Mitregenten entschloß. Wahrscheinlich ist es aber wohl so gewesen, daß Rollo die maßgebenden Normannen durch geschickte Beeinflussung selber dahin gebracht hat, die erwähnte Forderung an ihn zu richten. Der dynastisch eingestellte Geschichtsschreiber rückte sie nur in den Vordergrund, um die Bildung der Dynastie als im Einklang mit dem Volkswillen vollzogen zu zeigen. Daß die ehemaligen Gefolgschaftsherren, die nun schon mehr und mehr als Barone erscheinen, von der neuen Entwick-

lung nichts Gutes erwarteten, zeigt deutlich die förmliche Wahlkapitulation, die sie erzwangen, als Rollo seinen Sohn Wilhelm als Nachfolger im Herzogamt bezeichnete. Der Herzog mußte ausdrücklich geloben, daß sein Sohn „Recht und Ordnungen helfen", d. h. sie aufrechterhalten und den Baronen ihren Landbesitz, der ihnen durch das Los zuteil geworden war, nicht beeinträchtigen, sondern vermehren solle. Sie suchten ihre Selbständigkeit also gegen ein weiteres Umsichgreifen der Fürstengewalt zu sichern. Aber es ist deutlich spürbar, wie sehr sie schon in die Verteidigung gedrängt sind, und wie sehr das Herzogtum im Begriff ist, sich endgültig zu konsolidieren. Rollo hat wieder in kluger und richtiger Abschätzung der Möglichkeiten und des im Augenblick Erreichbaren die verlangte Erklärung abgegeben, aber seinen Sohn dann sofort zum fränkischen König gesandt, damit er diesem den Lehnseid ablegte und die Sanktion des Oberherrn erlangte, die ihm gegebenenfalls auch ein Rückhalt gegen aufrührerische Normannen sein konnte. Das war Rollos letzter und größter Erfolg. Vier Jahre später (931) ist er gestorben.

So wenig wir im Grunde von seinem persönlichen Leben wissen, in seinem Werk: der Begründung des Staates in der Normandie tritt er uns als einer der größten Gestalter entgegen, die der Norden hervorgebracht hat. Seine historische Laufbahn begann er als Kämpfer für die alte Freiheit der Heimat, und er endete sie damit, daß er seinen Landsleuten, die gleich ihm Skandinavien hatten verlassen müssen und seit Jahrzehnten ein unruhevolles, höchst gefährdetes Kriegerdasein führten, eine neue Heimat gab. Seiner Umsicht und Tatkraft, seinem klugen Takt und weitschauenden Blick war die Überwindung der bei der Landnahme auftretenden Schwierigkeiten in erster Linie zu danken. Er legte den Grund eines Normannenstaates, der von Dauer sein und weltgeschichtliche Wirkungen ausüben sollte. Er fügte ihn ein in die abendländische Welt und gab ihm durch die starke Betonung der Führergewalt, in der alle Äußerungen dieses politischen Gemeinwesens gipfelten, doch ein nordisches Gesicht.

So erschöpft sich denn Rollos Bedeutung nicht darin, daß er seine Normannen vor dem sicheren Untergang rettete, als die Zeit der großen Kriegsfahrten zu Ende ging. Er erst hat die praktischen Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die staatenbildende Kraft des Nordgermanentums auch für den Westen Europas ein Aufbaufaktor aller-

ersten Ranges werden konnte, so wie es Ruriks Gründung für Rußland gewesen ist. Wie er in seiner überragenden Persönlichkeit alle Kräfte zusammenfaßte, die zur Gestaltung eines kolonialen normännischen Gemeinwesens führten, wie er anknüpfte an den Konzentrationsprozeß, der sich bereits in der Bildung des „großen Heeres" angebahnt hatte, und ihn zur Vollendung brachte, so schlug er auch tragfähige Brücken zum ehemaligen Feinde, schloß er das Normannentum der Kultur des Abendlandes auf. Alle Fäden liefen durch seine Hand. Die Mittlerstellung, die er zuerst beim Vertragsschluß von St. Clair gewann, hat er sein Leben lang behalten und seinen Nachfolgern vererbt. Darin liegt die letzte Erklärung für die starke Stellung, die der Herzogsgewalt in ihrem Staate zufiel und die ihm recht eigentlich das Gepräge gab. Diese Zusammenfassung aller staatlichen Macht in der Person des Fürsten wurde später vorbildlich für das gesamte Abendland. Sie ermöglichte einen zweckmäßigen Aufbau der Verwaltung und einen Grad von Intensität seiner Tätigkeit, wie er bis dahin nicht erlebt worden war. Die beiden hervorstechendsten Seiten nordischen Menschentums: die kühn wagende, kämpferische Haltung und die nüchtern klare Sachlichkeit rechnerischer Überlegung vereinigten sich hier zu großartiger Synthese. Auch für sie ist Rollo, der politische Frondeur, der kühne Wiking und kluge Staatsgründer, ein Symbol. Das Volk in der Normandie erinnerte sich seiner noch lange Zeit als des Schützers des Friedens, der nach der Sage zu seiner Zeit so sicher gewesen war, daß man goldene Ringe an einem Baum aufhängen konnte, ohne daß sie gestohlen wurden. Diesem Bilde entspricht die historische Wirklichkeit zwar nicht ganz. Aber eine tiefere Wahrheit verbirgt sich dahinter, daß Rollo es war, der dem Wikingertum den Frieden einer gesicherten und geregelten Existenz nach einem Jahrhundert der Wanderung gab und ihm damit ein neues Leben und eine neue Zukunft schuf.

Knud der Mächtige

Einen großen Versuch, Skandinavien mit seinen Kolonien staatlich zu verbinden, weist die Geschichte der Wikingerzeit auf. Und schon um dieser Leistung willen erhebt sich der Schöpfer und Vollstrecker dieser Idee zu ragender Größe aus der nicht geringen Zahl von Führern und Helden der nordgermanischen Wanderzeit. Es war Knud, dem man den Beinamen des Mächtigen gegeben hat, der Dänemark und Norwegen zusammen mit England und Schottland in ein Reich hineinzwang. Sein Werk ist freilich nicht von Dauer gewesen. Mit dem Tode des Gründers brach es in kurzer Zeit wieder auseinander. Das scheint gegen den großen Gedanken zu sprechen, dem Knud Gestalt und Wirklichkeit verlieh. Aber es berührt die Größe seines Wollens und die Kraft seines Handelns nicht im geringsten. Denn alles im Entstehen Begriffene braucht Zeit, um zu reifen und sich zu festigen. Knuds Schöpfung gönnte das Schicksal diese Gnadenfrist nicht. Er starb vor der Vollendung seines Werkes. Und seine Nachfolger waren Schwächlinge, unfähig, das Ererbte zu bewahren.

Als ihn das Heer seines Vaters in jungen Jahren auf den Schild erhob, lag ein bereits zweihundert Jahre dauernder Kampf um England und Irland hinter den Wikingern, ein Kampf, der über alle Höhen und durch alle Tiefen des Wikingerdaseins geführt hatte, der erfüllt war von Siegen und Niederlagen, von Treue und Wortbruch, vom Miteinander und Gegeneinander der Menschen des gleichen Blutes und der gleichen Art. So viel Opfer hat kein anderer Streit den Wikingern abgefordert wie dieses Ringen um England und Irland. Größere Kriegstaten sind nirgends von ihnen vollbracht, bessere Stoffe als Vorwurf für ihre Dichtungen und Heldenlieder den Skalden auf keinem anderen Kampfplatz geboten wie hier. Nirgends ist aber auch das Ergebnis geringer gewesen, weil den in Irland und England ringenden Nordmännern kein überragender Führer erstand, der die

verstreuten und uneinigen Kräfte zu binden und auf ein Ziel hinzulenken vermocht hätte.

Freilich wäre diese Aufgabe auf den Inseln noch schwerer gewesen, als sie es auf dem Festlande war. Denn auf das Ganze gesehen, erscheint doch das fränkische Großreich mit seinen weit gedehnten Küsten von der Elbmündung bis zur Biskaya immer als das eigentliche und letzte Ziel der Wikingflotten. England und besonders Irland sind bis zu einem gewissen Grade immer Zwischenstationen oder Rückzugslinien gewesen. Dort errichteten die nordischen Seefahrer ihre Stützpunkte, von denen aus sie dann ihre weiteren Streifzüge unternahmen. Sie konzentrierten also nie ihre Kraft auf die Eroberung der Inseln, weil sie weniger dort als auf dem Festland die eigentlichen Ziele ihrer Reisen sahen. England und Irland waren ja auch nur Randerscheinungen der damaligen abendländischen Welt, trotz der Bedeutung der von ihnen im siebten und achten Jahrhundert ausgehenden iro-schottischen und angelsächsischen Mission. Ungleich viel lohnendere Ziele schien der Angriff auf den Mittelpunkt der feindlichen christlichen Welt, auf das eben durch Karl den Großen erneuerte Imperium zu bieten. So kommt in die Wikingkämpfe um Irland und England jene Zerfahrenheit und Unübersichtlichkeit, die sich dem späten Betrachter auf den ersten Blick hin offenbaren, jenes unüberlegte Hin und Her der von einzelnen Scharen verfolgten Zielsetzungen, das alle erreichten Erfolge immer wieder zunichte machte.

Es ist zum Beispiel schon überraschend, daß nicht England, sondern zunächst Irland viel stärkere Angriffe der Wikinger auszuhalten hatte, obwohl die geographische Lage das Gegenteil vermuten ließe. Diese gingen von den Norwegern aus, die bereits im achten Jahrhundert die Shetland und Orkney besetzt hatten und unter Umgehung Schottlands die Hebriden in ihre Gewalt brachten, um von dort aus die grüne Insel aufzusuchen. Hier gelang es ihnen, an der Nordostküste Fuß zu fassen und um 830 unter Thorgisl aus dem berühmten Königsgeschlecht der Ynglingar ein Reich zu errichten, dessen Mittelpunkt Armagh, das irische Hauptheiligentum, bildete.

Dieses früheste Wikingreich des Nordwestens ist bald zusammengebrochen. 845 fiel Thorgisl mit vielen Gefolgen einem irischen Aufstande zum Opfer. In jahrelangen Kämpfen wehrte sich noch der Rest, gestützt auf einzelne Burgen und feste Plätze, bis dänische Wikinger

auftauchten, die sich auf die Seite der Iren hinüberziehen ließen und den Norwegern die entscheidende Niederlage von Carlingford-Lough (852) beibrachten. Aber nicht die Tragödie des Bruderkampfes der Wikinger, die den düsteren Abschluß der Geschichte dieser ersten nordischen Reichsgründung auf irischem Boden bildet, ist das die Katastrophe eigentlich auslösende Moment gewesen. Sie war von vornherein zum Untergang verurteilt, weil die skandinavische Herrenschicht, die sich über das dicht besiedelte Land gelegt hatte, zu dünn war und sich durch den Abzug vieler Wikinger an die französischen Küsten noch schwächte, weil die Heimat genügenden Nachschub nicht senden konnte und im übrigen der religiöse und kulturelle Gegensatz zwischen den streng an ihrem Glauben festhaltenden Nordleuten und den christlichen Iren eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen aufriß.

Wenn es gelungen wäre, die ganze Insel zu unterwerfen, so daß sich die Iren zur Abschüttelung der Fremdherrschaft nicht mehr hätten sammeln können, hätte das Wikingreich vielleicht Bestand gehabt. Dazu aber ist es auch später nicht gekommen. Immer nur waren einzelne Stützpunkte, Burgen und Häfen in den Händen der Norweger; mit wechselndem Glück ging der Kampf zwischen ihnen, den einheimischen, politisch zerspaltenen Iren und den dänischen Eindringlingen hin und her. Es ist kein rechter Fortschritt in der Entwicklung, wie er sich im Gegensatz zu diesen Verhältnissen auf dem Festland deutlich zeigt, zu bemerken. Die zweite, ebenfalls von Norwegern unter Olaf dem Weißen und Iwar ausgehende Reichsgründung in Irland erlitt um die Wende des zehnten Jahrhunderts das gleiche Schicksal wie die erste. Darauf verliert sich das Ringen in Einzelkämpfe, die nicht einmal mehr den Ansatzpunkt zu größerer Machtbildung enthalten und für den Gesamtablauf der Wikingbewegung wie für die Entwicklung Irlands völlig bedeutungslos geblieben sind. Sie bewahren allerdings die typischen Züge wikingischer Frühzeit, in der alles auf den Mut und den Einsatz des einzelnen gestellt war, in so vollendetem Maße, daß sie die nordische Sagenbildung und Lieddichtung noch lange beschäftigt haben.

Seit der Mitte des neunten Jahrhunderts tritt England stärker in den Gesichtskreis der Wikinger. Die Insel hatte zwar auch früher schon Angriffe der Nordleute erlebt. Das berühmteste Beispiel dieser Art ist der Überfall auf das Kloster Lindisfarne an der northumbrischen

Küste am 8. Juni 793, der den stärksten Eindruck im ganzen christlichen Abendland machte und lange Zeit – eben so lange man sich nur auf schriftliche Quellen stützte – als eigentlicher Beginn der Wikingbewegung angesehen worden ist. Aber in das Land selber eingedrungen sind die Skandinavier zunächst noch nicht. Der Hauptstoß der Dänen, die hier vornehmlich den Angriff des Nordens vorwärtstrugen, richtete sich auf Friesland und die südliche Kanalküste. Erst als sich die Abwehr im fränkischen Bereiche zu verstärken begann, nach der Mitte des neunten Jahrhunderts, wurde England das Hauptobjekt ihrer Pläne.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist nun die Feststellung, daß die Wikinger in England nicht mehr – wie es bis dahin die Regel war – als kleine Gefolgschaften auftreten, die lediglich die Absicht haben, Beute zu machen und mit ihr möglichst schnell das Weite zu suchen, sondern daß sie als stärkere Verbände erscheinen, deren Ziel die Landnahme ist. Die angelsächsische Überlieferung erwähnt diese neuartige Erscheinung der Wikingbewegung zum erstenmal bei ihrem Bericht über den Einfall eines großen Heeres der heidnischen Normänner in Ostanglien im Spätherbst des Jahres 865. Näheres über die Zusammensetzung und Bildung dieses Heeres wissen wir nicht. Aber die allgemeine Lage der Wikinger um diese Zeit gibt uns genügenden Aufschluß über das Zustandekommen ihres Bundes. Nur die Zusammenfassung aller ihrer Kräfte konnte ihnen damals noch weitere Erfolge ermöglichen. Die eigene Not wurde der beste Lehrmeister der Normannen.

In England haben diese ersten nordischen Kampfbünde allerdings noch nicht ihre letzte Ausgestaltung gefunden. Das geschah erst nach ihrer baldigen Rückwendung nach Frankreich, wo das „große Heer" im letzten Viertel des neunten Jahrhunderts noch einmal eine Reihe erfolgreicher Unternehmungen gegen das fränkische Reich durchführen konnte, bevor es zur Landnahme im Seine-Mündungsgebiet kam. Im Kampf gegen die Angelsachsen ist die Führung der Wikinger noch nicht so einheitlich wie später auf dem Festlande. Mehrere Gruppen, die sich auch ihrer inneren Struktur nach unterscheiden, treten hier in Erscheinung, sowie die Kriegshandlungen nach den ersten raschen Erfolgen in Ostanglien und dem politisch zerklüfteten Northumbrien durch den energischen Widerstand, den König Alfred von Wessex leistete, wieder zu stocken begannen. Die Meinungsverschiedenheiten

darüber, wie man den Kampf nun fortsetzen solle, nachdem Westsachsen sich zunächst behauptet hatte, spalteten das Wikingheer wieder auf, ein Vorkommnis, das bei dem „großen Heer" in Frankreich nicht mehr nachweisbar ist oder sich doch auf die Absplitterung geringfügiger kleiner Gruppen beschränkt. Diese Feststellung zeigt, daß die Kampfbünde der Wikinger in England ein Entwicklungsstadium zwischen den kleinen Gefolgschaften der Frühzeit und der festen, schon langsam zu einem neuen geschlossenen Volkskörper heranwachsenden militärischen Einheit des letzten großen Normannensturms auf dem Festlande darstellen.

Ein Teil des Wikingerheeres unter Halfdan, von dem uns die ersten, während eines mehrjährigen Aufenthaltes in London geschlagenen normännischen Münzen erhalten sind, war offenbar der Ansicht, daß man sich mit dem Erreichten begnügen und den von Alfred mit Tributen erkauften Frieden nicht brechen solle. Er wandte sich nach Northumbrien und schritt dort in der Gegend von York zur Landnahme. Die es ablehnten, das Schwert mit dem Pfluge zu vertauschen, zogen unter Führung Guttorms, Oskytels und Hamunds nach Cambridge, um von dort aus den längst geplanten Angriff auf Wessex nun wirklich durchzuführen. Zwischen diesen beiden skandinavischen Machtgruppen entstand ein drittes eigentümliches normännisches Herrschaftsgebilde, das sogenannte „Fünfburgenland" um Derby, Nottingham, Leicester, Lincoln und Stamfort. Es stellte unter seinen Jarlen eine Art von aristokratischer Republik dar, man möchte fast sagen: seßhaft gewordene kleine Gefolgschaften, die zu einem lockeren Zusammenschluß gekommen waren, wohl um ihre Selbständigkeit gegenüber den größeren normännischen Machtbildungen zu behaupten. Diese drei Gruppen entsprechen also bestimmten Stufen der normännischen Gesamtentwicklung.

Obwohl unter ihnen die Wikinger von York zweifellos am weitesten fortgeschritten waren, weil sie sich der immer dringlicher werdenden Einsicht nicht verschlossen, daß die Zeit des ungebundenen Umherschweifens und des ewigen Kriegeführens vorüber sei und nur die Landnahme ihnen noch eine Zukunft eröffnen könne, lag die klarere politische Erkenntnis in diesem Augenblick doch bei denen von Cambridge. Denn so lange sich Wessex behauptete, war die Stellung der Wikinger keineswegs so gesichert, daß sie die Waffen beruhigt hätten

niederlegen dürfen. Erst mußte auch der Widerstand Alfreds gebrochen werden, bevor man endgültig zur Landnahme schritt. Denn von Wessex aus konnte, wenn man es erst wieder zu Kräften kommen ließ, die Rückeroberung des ganzen Landes durch die Angelsachsen ihren Ausgang nehmen, und sein König hatte bereits im ersten unentschieden gebliebenen Waffengang mit den Dänen gezeigt, daß er aus sehr hartem Holze geschnitzt war. Die Ereignisse der folgenden Jahrzehnte sollten den Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauung bringen.

Für Alfred war es ein Glück, daß nicht die geeinte Kraft der Normannen gegen ihn ins Feld geführt wurde. Ihr wäre er am Ende wahrscheinlich doch unterlegen. Schon so wurde der Kampf schwer genug. Nach umfangreichen Rüstungen und gemeinsamen Aktionen des Landheeres und der Flotte gelang den Skandinaviern Anfang Januar 878 die völlige Überrumpelung der Sachsen, die während der Weihnachtszeit und den zwölf Nächten auf einen Angriff nicht gefaßt gewesen waren. Der größte Teil des letzten freien angelsächsischen Königreiches fiel den Dänen jetzt in die Hände. Alfred selber wurde flüchtig. Er mußte sich in der unzugänglichen Wildnis von Somerset verbergen, freilich nun nicht nur, um das eigene Leben zu retten, sondern um von der kleinen Insel Athelney im Tone aus den Widerstand des Landes aufs neue zu organisieren. Das gelang ihm in erstaunlich kurzer Zeit, weil er die Jahre nach dem ersten Friedensschluß mit den Normannen benutzt hatte, um sein Volk moralisch und militärisch auf den kommenden Entscheidungskampf mit den nordischen Eindringlingen vorzubereiten. Bei Cynwit und Ethandun schlug er die unter der Führung Guttorms und eines Bruders Halfdans heranrückenden Wikingerheere, bevor sie noch ihre Vereinigung miteinander hatten vollziehen und damit unüberwindlich werden konnten. Selbst das von den Töchtern Lodbroks gewebte, mit magischen Kräften ausgestattete Rabenbanner, das Wahrzeichen wikingischer Macht, ging in diesen Kämpfen verloren. Guttorm war es jetzt, der um Frieden nachsuchen mußte, den ihm Alfred 878 zu Wedmore gewährte.

Dieser Friede, der acht Jahre später noch durch einen besonderen Vertrag, den sogenannten „Frieden Alfreds und Guttorms" ergänzt wurde, war von entscheidender Bedeutung und weittragenden Folgen. Er stellte nicht nur die Freiheit Westsachsens und seine politische Selbständigkeit sicher. Er bedeutete schlechthin den Wendepunkt in der

Geschichte der dänischen Eroberung Englands. Denn die Dänen gaben jetzt ihre Absicht, die ganze Insel zu erobern und zu beherrschen auf und fanden sich ab mit den östlichen und nördlichen Teilen, die sie bereits in Besitz genommen hatten. Es entstand also ein Dualismus, ein Nebeneinander von angelsächsischen und normännischen Herrschaftsbereichen, die durch eine klar bestimmte Grenzlinie voneinander geschieden wurden. Was nordöstlich von der Themse und der Watlingstraße lag, sollte als dänisches Rechtsgebiet (Danelag) gelten, das übrige blieb freies sächsisches Territorium. Und diesmal sollte es nicht nur ein Waffenstillstand sein, den die miteinander kämpfenden Parteien abgeschlossen hatten, um neue Kräfte zu neuen Angriffen zu sammeln. Um eine verläßliche Bürgschaft für den dauernden Frieden zwischen den beiden blutsverwandten Völkern zu geben, entschloß sich Guttorm, dem Glauben seiner Väter abzuschwören und die Taufe zu nehmen. Er hat durch sein Verhalten später bewiesen, daß es ihm ernst mit der übernommenen Friedensverpflichtung war. Für ihn hat der Übertritt zum Christentum offenbar doch mehr bedeutet als einen äußerlichen Religionswechsel. Er war entschlossen, seine Landsleute einem friedlichen, bäuerlichen, seßhaften Leben zuzuführen. Und es gelang ihm auch, alle, die sich seinem Gebote nicht fügen wollten, zur Abwanderung zu bewegen. Sie waren freilich zahlreich genug. Denn sie haben den Kern des „großen Heeres" in Frankreich gebildet.

Die ganze weitere Entwicklung des zehnten Jahrhunderts steht nun im Zeichen des angelsächsisch-dänischen Dualismus. Er bildet das entscheidende, bis in die Zeiten Knuds hineinreichende Grundproblem Englands. Selbst wenn der feindliche Gegensatz durch das gemeinsame christliche Bekenntnis und den Willen beider Völker zu friedlichem Nebeneinanderleben allmählich ganz überbrückt wurde, blieb die Frage, wem bei der Vertretung des Ganzen die Führung zufallen sollte, noch offen. Denn daß die geographischen Bedingungen der Insel immer wieder auf die Herstellung einer politischen Einheit und völkischen Verschmelzung hinwirken würden, war den Dänen so klar wie den Angelsachsen. Trotz ehrlicher Bemühungen von Einsichtigen beider Lager mußte daraus wieder ein Rivalitätskampf entstehen, der nur durch eine klare Entscheidung beendet werden konnte.

Die Angelsachsen waren dabei zunächst eindeutig im Vorteil. Denn sie hatten ihre Freiheit erkämpft unter der Führung eines überragen-

den Mannes, Alfreds des Großen, dessen Autorität in ihrem Bereiche unangefochten war und sich auf seine Nachfolger übertrug. Dagegen blieben die Dänen nach wie vor aufgespalten in mehrere Gruppen und waren ohne einheitliche Führung. Die Macht Guttorms scheint durch die starke Abwanderung nach Frankreich so geschwächt worden zu sein, daß er die Zusammenfassung der zurückbleibenden zersplitterten Normannen nicht durchsetzen konnte. Während Alfred unablässig und mit größtem Erfolge daran arbeitete, seinen Staat zu ordnen und die Kräfte seines Landes zu entwickeln, konnte das Gebiet des Danelags keine Einheit und keinen inneren Frieden erreichen. Es ist leicht einzusehen, daß dadurch allmählich die Waage zugunsten der Angelsachsen sich senken mußte. Mit den vom Vater bereitgestellten Machtmitteln konnten Alfreds Sohn Eduard und seine Tochter Ethelfled von Mercien zum Angriff auf die Dänen übergehen. Der war erfolgreich, weil er auf keinen geschlossenen Widerstand traf. Die den Wikingern verbliebene Osthälfte von Mercien und ganz Ostanglien fiel 918 in die Hände der Angelsachsen. Nur in Northumbrien hielten sie sich einstweilen. Indessen stieg die Macht der Könige von Wessex unaufhaltsam. Die politische Führung lag jetzt eindeutig bei ihnen. Die Dänen gerieten in die Gefahr, völlig überwältigt zu werden.

Da rafften sie ihre Kräfte kurz vor der Mitte des zehnten Jahrhunderts noch einmal zu einem großen Ansturm auf Eduards Sohn Aethelstan zusammen. Die Macht der Northumbrier reichte freilich nicht mehr aus, um den Waffengang mit einiger Aussicht auf Erfolg zu wagen. Die irischen Wikinger mußten zur Hilfe gerufen werden. Olaf Quaran und seine Brüder Sigtrygg von Waterford und Iwar von Limerick verbanden sich mit Owen von Cumberland. Auch Constantin von Schottland war mit im Bunde. Ein gewaltiges Wikingheer drang von York aus gegen Süden vor. Alles stand auf des Schwertes Schneide. Aber bei Brunanburh blieb Aethelstan Sieger. Die Entscheidung war nun zugunsten der Angelsachsen gefallen. Wo sich im englischen Norden noch Wikingerherrschaften hielten, mußten sie die Oberhoheit des sächsischen Königs anerkennen, der sich stolz Kaiser von ganz Britannien nannte. Die staatliche Einheit des ganzen Landes unter angelsächsischer Führung war wieder hergestellt.

Aethelstan war ein Herrscher, der in jeder Beziehung des großen Vorbildes würdig war, das sein Großvater Alfred gegeben hatte. Er

ließ sich nicht dazu verleiten, die ihm zugefallene Macht in blindwütigem Haß zu gebrauchen, um an den besiegten Dänen alle Unbilden zu rächen, die sein Volk einst von den einbrechenden Nordmännern erfahren hatte. Er suchte sie auf gütlichem Wege zu gewinnen. Sie behielten ihr Recht ,bewahrten ihre Sitten und ihr Brauchtum. Sie wurden nicht als Unterworfene behandelt, sondern standen ebenbürtig neben den Angelsachsen. Auch die Verschmelzung der beiden nahe verwandten Völker wurde nicht mit Gewalt betrieben. Man überließ es der Zeit, die Brücke zwischen Sachsen und Dänen zu schlagen. Auf eins hielten allerdings Aethelstan und seine nächsten Nachfolger streng und unerbittlich: der Friede im Lande war unverbrüchlich. Für die ewige Unrast und Kampflust des Wikings war hier kein Raum mehr. Solche Elemente mußten das Land verlassen. Und auch nach außen hin schirmten sie kräftig die Insel ab gegen jeden Feind. Was Alfred begonnen hatte, setzten seine Nachfolger fort. Eine Flotte wurde geschaffen, stark genug, jeden Angriffsversuch auf die Insel im Keim zu ersticken.

Auf ein Menschenalter blieb England der Friede erhalten. Dann aber kamen wieder schwere Zeiten. Noch einmal fuhr ein Wikingsturm über das Land hinweg, gewaltiger als alle, die ihm vorangegangen waren. Man pflegt diese im ausgehenden zehnten Jahrhundert eintretende Wende im allgemeinen den letzten unfähigen Herrschern aus dem Hause Alfreds des Großen zur Last zu legen. Sie, insbesondere die Söhne Edgars, Eduard und Ethelred, sagt man, seien ihrer Führungsaufgabe nicht gewachsen gewesen, hätten das Recht im Innern nicht zu schützen gewußt und die Flotte verfallen lassen. Es ist sicher vieles richtig an diesen Vorwürfen. Die Kraft der Dynastie Alfreds scheint in der Tat erschöpft gewesen zu sein. Die angelsächsischen Könige dieser Zeit waren wirklich Schwächlinge und saumselige Schläfer auf dem Ruhm ihrer großen Vorfahren. Die Abwehrmittel wurden tatsächlich in verantwortungsloser Weise vernachlässigt, und die Ordnung im Innern begann zu verfallen. Zweifellos hat das alles den neuen Erfolg der Wikinger in England erheblich mit vorbereitet. Aber diese Gründe waren ebenso zweifellos nicht allein entscheidend. Vielleicht war von größerem Gewicht für den Ablauf der Dinge sogar das, was sich inzwischen im nordischen Bereich ereignet hatte und nun auf England zurückzuwirken begann.

Während der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts tritt der Kampf um die dänische Einheit und das Stammeskönigtum in seine entscheidende Phase ein. Die schwedische Dynastie von Haithabu wird gestürzt. Harald Blauzahn vollendet das Werk seines Vaters Gorms des Alten und wendet sich dem Christentum zu. Der Zusammenbruch der deutschen Vormacht im Norden und Osten in den großen Aufständen, die sich dem frühen Tode Ottos des Zweiten anschlossen, löst das geeinte Dänemark aus der politischen Abhängigkeit vom Reich. Zwar sind die Verhältnisse noch keineswegs gefestigt. Innere Wirren von großer Heftigkeit erschüttern immer wieder das eben geborene Dänenreich. Aber gleichzeitig äußert es schon eine erstaunliche expansive Kraft. Wie es bereits nach Norwegen übergreift, so setzt es nun auch seine Macht über See ein. Das ist ein Augenblick von größter Bedeutung, ein überragender Wendepunkt in der Geschichte der Wikingbewegung. Erst jetzt, in der letzten Phase der nordgermanischen Wanderzeit, tritt die staatliche Macht des Nordens an die Stelle der unübersehbar vielen kleinen Gefolgschaften und Kampfbünde der Wikinger, übernimmt sie die Führung des Kampfes gegen den Feind. Einem solchen einheitlich geführten und mächtigen Gegner hatten sich Alfreds Gegner nicht gegenüber gesehen. Daß sie ihrem Lande den Frieden so lange bewahren konnten, lag nicht nur an ihrer Umsicht und Tüchtigkeit. Es lag auch daran, daß Skandinavien wie auch die Normandie im zehnten Jahrhundert zu stark mit der Konsolidierung ihrer eigenen politischen Verhältnisse beschäftigt waren, als daß sie Kräfte für den Kampf um England hätten freigeben können. Sobald der Staatsbildungsprozeß hier abgeschlossen war, trat die Überlegenheit der Kraft des Nordens wieder in Erscheinung und führte die Sache der Wikinger doch noch zum Siege.

Sven Gabelbart, Harald Blauzahns Sohn und Nachfolger, hatte in den Jahren, als ihn der Einfall König Eriks des Siegreichen von Schweden aus seinem Lande vertrieb, die Verhältnisse in England schon aus persönlicher Anschauung kennengelernt. Zusammen mit dem ebenfalls landflüchtigen Olaf Tryggvasson war er auf Wikingfahrt gegen die Angelsachsen gezogen, ein Seekönig, der sich von den vielen Tausenden vor ihm nur durch die Größe seines Gefolges und durch das Herrschaftsrecht auf Dänemark, das er als unerfüllten Anspruch damals mit sich trug, unterschied. Es hatte harte Kämpfe gegeben,

Beute und Ruhm waren gewonnen. Aber kein entscheidender Erfolg war erzielt, als Sven in die Heimat zurückkehren mußte, um das Erbe der Väter anzutreten. Das Erlebnis dieser Jahre ließ ihn nicht mehr los. Und kaum hatte er die politischen Verhältnisse Westskandinaviens einigermaßen geordnet, als ihm König Ethelred durch eine ebenso unsinnige wie gemeine Tat den gewünschten Vorwand zum Kriege gegen England gab. Der „Unheilstifter" hatte nämlich den geheimen Befehl erlassen, am 13. November 1002, dem St.-Briccius-Tag, alle in England ansässigen Dänen zu ermorden. Gewiß erklärt der in den letzten beiden Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende wieder aufgelebte wilde Kampf zwischen Angelsachsen und Skandinaviern den Durchbruch dieses Haß- und Rachegefühls bei den Angelsachsen. Aber er war gleichzeitig doch auch ein Eingeständnis der Schwäche. Man wagte nicht mehr den offenen Kampf, durch den Alfred Wessex einst gerettet hatte. Zugleich war diese Tat eine politische Unüberlegtheit schlimmster Art. Ethelred mußte sich doch über zweierlei im klaren sein: daß der Dänenmord die Wut der Nordleute auf das äußerste steigern und sie zu gewaltigen Rachezügen veranlassen würde; zum andern, daß es einfach unmöglich war, die große Masse der in England ansässigen Dänen mit einem Schlage auch wirklich zu beseitigen. Besonders im Norden, in Northumbrien, siedelten sie so dicht, daß hier schon gar nicht erst der Versuch, den Mordbefehl des Königs zu vollziehen, gewagt werden konnte. Tatsächlich ist er auch nur da ausgeführt worden, wo die Angelsachsen die klare Überlegenheit besaßen. Aber Blut ist dennoch genug geflossen. Auch die Schwester König Svens, Gunhild, war unter den Opfern.

Es bedeutet nicht nur einen persönlich bestimmten Entschluß, daß Sven Gabelbart die Rächung der ermordeten Dänen als heilige Verpflichtung auf sich nahm. Es wird darin vielmehr jenes Zusammenwachsen wikingischer Kriegfahrt mit den imperialistischen Zielsetzungen des neu entstandenen skandinavischen Stammesreichs sichtbar, in das die Wikingzeit, sich selbst erfüllend und ihr eigenes innerstes Gesetz auflösend, ausmündet. Nun geht der Kampf nicht mehr zwischen den nordischen Auswanderern und England, sondern zwischen ganzen Völkern, und es beginnen sich am Horizont die schattenhaften Umrisse eines Reichs abzuzeichnen, das die westlichen und östlichen Uferländer der Nordsee staatlich zusammenfassen sollte.

Sven hatte geschworen, so wird uns berichtet, daß er nicht eher vom Kampfe ablassen werde, bis der letzte Däne gerächt sei und England zu seinen Füßen liege. Er hat diesen Schwur gehalten, die Rache mit nordischer Unerbittlichkeit vollstreckt. Aber ein Jahrzehnt hat das furchtbare Ringen gedauert. Es gab kein Leid, das den schwer heimgesuchten englischen Landschaften erspart geblieben wäre. Die Dänen preßten das Letzte aus ihnen heraus. Man hat errechnet, daß England in den Jahren von 1002 bis 1011 111 000 Pfund Silber an Tributen, dem sogenannten Dänengeld, aufbringen mußte. König Ethelred floh außer Landes. Als Sven zu Anfang 1014 starb, hatte er sein Ziel wirklich erreicht. Die Dänen hielten die Macht in den Händen, aber es war ein Trümmerfeld, das sie beherrschten. Das Land blutete aus tausend Wunden.

Das war Knuds Erbe. Der Vater hatte den Sieg schon errungen, die machtpolitischen Voraussetzungen schon geschaffen. Es brauchten nur noch die geringfügigen Regungen des letzten angelsächsischen Widerstandes unter Edmund, dem tapferen Sohn des schmählichen Ethelred, erstickt zu werden. Aber den Frieden zu gewinnen und das Reich zu bauen, die Wunden zu heilen, den Haß auszurotten, aus den Ruinen der Städte und Dörfer, aus dem blutgetränkten Boden neues Leben zu wecken, das war nun Knuds Aufgabe.

Das Hauptproblem war, daß eine Zweiheit im Volke bestand, das den Staat tragen sollte. Kein wikingischer Staatsgründer hatte je vor einem solchen Problem gestanden. Die Rus von Nowgorod und Kiew saßen über einer politisch unmündigen, kulturell tiefstehenden, rechtlosen Masse, die nur ihre staatliche Organisation zusammenhielt. Das Seine-Mündungsgebiet dagegen war durch die Wikingstürme des neunten Jahrhunderts weitgehend entvölkert, bevor Rollo dort zur Landnahme schritt und füllte sich bald mit großen Massen siedelnder Nordmänner, die durch weiteren Zuzug aus der Heimat fortlaufend verstärkt wurden, so daß ein geschlossener Volkskörper entstand. Beides war in dem von Sven Gabelbart und Knud eroberten England nicht der Fall. Der rassische und kulturelle Unterschied, der den von einer nordischen Herrenschicht regierten russischen Staat ermöglichte, war zwischen Dänen und Angelsachsen nicht vorhanden. Dennoch bestanden erhebliche Unterschiede in Recht und Brauchtum, in Sitte und Gewohnheit, zum Teil auch in den religiösen Dingen, weil die Mehr-

zahl der Dänen wohl noch am Glauben der Väter festhielt. Zwar gab es seit den Zeiten Alfreds Bestrebungen, die sich um eine Verschmelzung der beiden Völker bemüht hatten - wir erwähnten das schon. Aber der Kampf der letzten Jahrzehnte hatte die Kluft zwischen ihnen wieder aufgerissen und sie womöglich verbreitert. In dem Augenblick, in dem Knud in England zu regieren begann, hatten Angelsachsen und Dänen eigentlich nur eins gemeinsam: ihren Herrscher. Denn Knud war schilderhobener Heerkönig der Dänen. Indessen auch die angelsächsischen Großen hatten ihn dann in aller Form erwählt, um dem Lande endlich den Frieden zu geben.

Welchen Weg Knud einzuschlagen gewillt war, zeigte eine seiner ersten Regierungshandlungen. Er löste das Wikingheer auf, an dessen Spitze er die Eroberung Englands vollendet hatte. Die in den letzten Jahren erhobenen Dänengelder setzten ihn in den Stand, seine Kampfgenossen reich beschenkt in die Heimat zu entlassen. Er hat offenbar nicht einmal viel Wert darauf gelegt, sie in England als siedelnde Bauern zu halten. Nur ein kleiner Teil blieb, die Hauptmasse zog ab. Das war ein Programm, das keiner weiteren Deutung bedurfte. Knud bewies seinen neuen angelsächsischen Untertanen durch die Tat, daß er nicht die Absicht hatte, ein Gewaltregiment zu errichten. Und er tat ein anderes, wodurch er die Herzen der Angelsachsen noch mehr gewann. Er wurde ein eifriger Bekenner ihres Glaubens, ein Freund der Kirche, die er reich beschenkte und deren zerstörte Gebäude er wieder herstellen ließ. Heidnische Gebräuche waren nun nicht mehr geduldet. Als erster nordischer Herrscher trat dieser König 1026 eine Pilgerreise nach Rom an, um sein Gebet am Grabe des Apostelfürsten Petrus zu verrichten, der seit alten Zeiten gerade bei den Angelsachsen in so hohem Ansehn stand. Wir wissen aus zeitgenössischen Berichten, welchen Eindruck diese Haltung im ganzen Abendland gemacht hat. Um wieviel stärker wird sie in England selber gewesen sein, wo die Geistlichkeit bald einen Heiligenschein um das Haupt dieses Recken wand, der als Wiking gekommen war und nun als Freund der Christen seines Herrscheramtes waltete. Solange dieser König lebte, hat es keinen Streit mehr zwischen Dänen und Angelsachsen in England gegeben. Seine mächtige Hand hielt den Frieden aufrecht. Was unmöglich schien, den tiefgründigen Haß der beiden, seit zweihundert Jahren miteinander kämpfenden Völker zu überwinden, war Wirklichkeit geworden.

Daß er sein Heer entließ und sich ohne Schwanken zu dem neuen Glauben bekannte, sagt indessen nicht, daß er sich einseitig den Angelsachsen zugewandt und seine nordische Herkunft und Art verleugnet hätte. Im Gegenteil, er blieb durchaus, was er war. Die Stellung zum Christentum war zu seiner Zeit eigentlich kein Problem mehr. Der Sieg dieses neuen Glaubens ist um die Jahrtausendwende auf der ganzen Kampffront von Island bis hinunter nach Ungarn entschieden. Auch Skandinavien hat sich ihm seit dieser Zeit nicht mehr verschlossen. Im Grunde erkannte Knud mit seiner Hinwendung zur christlichen Kirche also nur eine vollzogene Wendung der geschichtlichen Entwicklung an. So wenig er im übrigen den Angelsachsen ihre Sitten und Gebräuche nahm, so wenig ließ er auch den in England sitzenden Dänen ihr Recht und ihre Gewohnheit kränken. Das Danelag blieb bestehen. Der König versuchte sich nicht auf dem Gebiet einer Rechtsreform. Er überließ es der Zeit, Brücken zu schlagen. Gleichberechtigt sollten die Angehörigen der beiden Völker unter einem Herrscher stehen, der sich ihnen beiden verbunden fühlte.

Und noch ein anderes: Knud tat jetzt das, was seiner Reichsgründung jene schon erwähnte besondere Stellung in der Geschichte der Wikingbewegung zuweist. Er griff auf das Ausgangsland der Wikinger des Westens, auf Dänemark und Norwegen zurück und verband sie mit England und Schottland zu einer staatlichen Einheit. Auch hier war nur die Person des Herrschers das gemeinsame Band. Noch erfüllte keine von allen seinen Teilen getragene Reichsidee dieses Machtgebilde und Knud hat so wenig wie in England in seinem Gesamtstaat versucht, durch rasche Reformen gemeinsame Grundlagen herzustellen. Er hat zum Beispiel darauf verzichtet, eine dänisch-englische Reichskirche zu begründen, indem er die Rechte des Hamburger Erzbischofs in seinem nordischen Jurisdiktionsbezirk ausdrücklich anerkannte. Aber ist seine Reichsgründung darum eine politische Unmöglichkeit gewesen, die nach seinem Tode notwendig wieder zusammenbrechen mußte? Hat nicht auch Chlodowech, der Gründer des fränkischen Reiches, die widersprechendsten Elemente in einen Staat gezwungen? Bildete sich die fränkische Großreichsidee nicht erst in dem äußeren Rahmen, den der Merowinger geschaffen hatte, und trat sie nicht erst dreihundert Jahre nach dem Tode des Gründers unter Karl dem Großen voll entfaltet in die Erscheinung? Man sollte vorsichtiger

urteilen, als es vielfach geschieht, wenn man Knuds Werk betrachtet. Es besaß zu seinen Zeiten große Machtmittel und außenpolitisch waren seine Verhältnisse aufs beste geordnet, seit den nordischen Großkönig ein enges Freundschaftsbündnis mit der deutschen Vormacht des Abendlandes verband. Wer will sagen, wie die Entwicklung weiter verlaufen wäre, wenn nicht das Schicksal diesen größten aller nordischen Staatengründer vorzeitig hinweggerafft und ihm nur Söhne gelassen hätte, die das Erbe des Vaters bald vertaten.

Gerade die geistige Spannweite dieses Mannes, der die Bedeutung der kulturellen Macht und Wirkung des Christentums genau so erkannte und förderte, wie er ein treuer Hüter nordischer Überlieferung war, macht recht eigentlich seine Größe aus. Er hat einen Kriegerorden, das berühmte Thingmannalid, um sich versammelt, der seiner ganzen Struktur nach beste wikingische Tradition verkörpert. Das war seine Leibwache, ein kleines stehendes Heer, aber keine Soldtruppe vergleichbar etwa dem Warägerkorps, das der byzantinische Kaiser sich hielt. Das Thingmannalid erinnert viel eher an den Verband der Jomswikinger, der in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts auf der Insel Wollin bei der alten Handelsstadt Jumme entstanden war. Es war eine Genossenschaft mit strengen Gesetzen, denen sich auch der König freiwillig unterordnete. Als er einmal, so wird uns berichtet, im Zorn einen seiner Huskarle erschlug, verließ er sofort den Hochsitz, um sich dem Spruche der Genossen zu unterwerfen. Unverbrüchliche Treue verband diese Gefolgen miteinander und mit dem König. Er war ihr Herr und ihr Genosse wie in der Gefolgschaft der Frühzeit.

In diesem Zusammenleben mit seinen nächsten Getreuen offenbart sich vielleicht am reinsten Knuds menschliche Art und der Kern seines Wesens und Denkens. Er steht schon auf der Wende der Zeiten. Die eigentliche Wikingepoche klingt mit ihm aus. Aber er wurzelt noch zutiefst in dem, was der ganzen nordgermanischen Wanderbewegung trotz ihrer ungeheuren Ausbreitung und der steten Gefahr des Sichverlierens in unendliche Weiten immer wieder Rückhalt und Stärke gegeben, was sie zu immer neuer Machtkonzentration und Staatenbildung befähigte, in der Gefolgschaftsidee, die auch den Führer immer in eine Gemeinschaft hineinstellte und an die Gemeinschaft band.

Erik der Rote

Als die erste Etappe des wikingischen Angriffs auf das Frankenreich schon zu Ende gegangen war, England als Operationsgebiet der Nordleute stärker in den Vordergrund zu treten und der viele kleine Flotten zusamenfassende Verband des „großen Heeres" sich zu bilden begann, als Rurik im Osten gerade im Begriff stand, sein Nowgoroder Reich zu errichten, erschloß der Zufall den Skandinaviern ein viertes, weit ausgedehntes Tätigkeitsfeld im Nordwesten. Der Schwede Gardar und der Norweger Naddodd, auf der Fahrt zu den Faröern und Hebriden vom Sturm verschlagen, fanden im Nordmeer eine Insel. die zunächst nach ihrem ersten Entdecker Gardarholm oder auch Schneeland genannt wurde. Aber ein Jahrhundert später drangen die Nordleute von dort aus nach Grönland vor und bald darauf fanden sie - wieder durch Zufall - die nordamerikanische Ostküste.

Dieser Vorstoß in die schwierigen und gefahrvollen Gewässer des Nordatlantik, diese Überwindung ungeheurer Seeräume stellt zweifellos die größte seemännische Leistung des Wikingertums dar. Alle Seefahrt war bis dahin Küstenschiffahrt gewesen. Die Beschaffenheit ihrer Fahrzeuge hatte den Menschen nicht gestattet, sich weit vom Festland zu entfernen. Auch die Wikinger waren zunächst vorwiegend an den Küsten entlang gesegelt, alten Handelsrouten folgend, die sie zu guten Beuteplätzen hinleiteten. Sie hatten auch kleinere Meere wie die Ost- und Nordsee überquert und waren tief ins Mittelmeer vorgedrungen. Nun wagten sie als erste Europäer in ihren kleinen, ungedeckten Booten die Fahrt über den offenen Ozean. Der Entdeckertrieb im Wiking tritt hier am reinsten in Erscheinung und verkörpert sich vor allem in Erik dem Roten, dem darum unter den großen Gestalten der Wikingzeit besondere Bedeutung zukommt.

Auch sonst nimmt die Nord-Westfahrt der Wikinger eine Sonderstellung unter ihren weitgespannten Unternehmungen ein. Sie bleibt völlig außerhalb des großen Zusammenhanges, der sich ganz unbeab-

sichtigt und ohne vorherige Planung doch schließlich durch die natürlichen Gegebenheiten der geographischen Verhältnisse herstellte. Wie mit zwei mächtigen Armen hatten die Nordleute durch ihre Staatsgründungen am Ilmensee und am Dnjepr, an der Seinemündung, in Irland und England, durch ihre Umsegelung der iberischen Halbinsel, ihr Eindringen ins Mittelmeer und den Vorstoß auf Konstantinopel den romanisch-germanischen Völkerkreis umschlossen und ihre normännischen Nachfahren vollendeten durch ihre kriegerische und staatengründende Tätigkeit in Spanien, Italien, auf dem Balkan und im vorderen Orient diese Entwicklung. Von mehreren Zentren aus konnte so der von ihnen ausgehende Einfluß auf die europäische Mitte einwirken. Im Gegensatz dazu sind die Ergebnisse der Nordwestfahrt der Skandinavier ohne jede Beziehung auf das Abendland geblieben. Nichts ist bezeichnender dafür als die Tatsache, daß Amerika um die Wende vom fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhundert, von Italienern, Spaniern und Portugiesen ganz neu entdeckt werden mußte und dies Ereignis jene großen Umwälzungen unseres Kontinents hervorrief, die der Neuzeit endgültig mit zum Durchbruch verhalfen. Island und Grönland machten ihre Sonderentwicklung durch, wie besonders an der staatlichen Struktur der Inseln noch zu zeigen sein wird.

Gardar und Naddodd hatten nach ihrer Rückkehr in Norwegen ausführlich von den Erlebnissen ihrer Seefahrt berichtet. Ihre Erzählungen trieben Floki Velgerdarsson aus Rogaland an, mit einer kleinen Gefolgschaft das neue Land aufzusuchen. Schon bei dieser ersten bewußten Islandfahrt tritt - auch ein Moment, das den Vorstoß in den Nordatlantik von allen anderen Unternehmungen der Wikinger deutlich scheidet - die Absicht der Landnahme hervor. Denn Floki und seine Genossen führten in ihren drei Booten auch Vieh mit sich. Aber nach zwei Wintern kehrten sie wieder in die Heimat zurück. Zu längerem Aufenthalt hatten sie sich wegen der Ungunst der Natur auf Island nicht entschließen können. Wohl fanden sie reiche Fischgründe dort, aber das Land selber sagte ihnen nicht zu. Floki gab der Insel den Namen, den sie dann auch behalten hat: Island. Sie liege unter mächtigen Schnee- und Eismassen vergraben, so berichtete er seinen Landsleuten, und noch im Frühsommer seien ihre Fjorde mit Treibeis bedeckt.

Flokis Schilderung war kaum geeignet, ein stärkeres Interesse an der neu entdeckten Insel wachzurufen. Hier fehlte alles, was den Wiking sonst zur Fahrt angereizt hätte: fruchtbares Land, das höhere Erträge abgeworfen hätte als die Kargheit der Heimat, reiche Städte, Klöster und Kirchen mit ihren Schätzen, die Gelegenheit zum Beutemachen boten. Da die Insel nach allen Berichten ihrer Entdecker völlig unbewohnt sein sollte, war auch an die Errichtung einträglicher Herrschaften nicht zu denken. Auch Handelsinteressen können die Islandfahrt nicht beeinflußt haben. Denn die Insel lag fernab von allen Verkehrsbeziehungen der damaligen Welt. Wie sollte sich da ein Gewinn bringender Handel anbahnen!

Und trotz allem setzte sofort eine starke Abwanderung nach Island ein, ein richtiger Bauerntreck über See! Wir haben den Grund dieses Aufbruchs bereits angedeutet. Bewahrung ihrer alten Freiheit, die durch das Machtstreben Harald Schönhaars, durch seinen Versuch der Errichtung des Einkönigtums in Norwegen bedroht wurde, ist das eigentliche Ziel der Islandfahrer gewesen. Die einsam gelegene, von der Natur durch keinerlei äußere Vorzüge ausgestattete Insel im Nordmeer schien die rechte Zufluchtstätte der alten Volksfreiheit zu sein, ein Glaube, der die Auswanderer nicht getrogen hat. Wenn sie - und zwar keineswegs nur besitzlose Leute oder nachgeborene Söhne, die der väterliche Hof nicht mehr ernähren konnte, sondern in der Mehrzahl reiche Bauern aus altem Geschlecht, die mit stattlichem Hausrat und vielem Gesinde aufbrachen - bereit waren, um ihrer Freiheit willen die Heimat und die väterliche Scholle aufzugeben, konnten die Unbilden des isländischen Klimas sie nicht mehr schrecken. Diese Bauern waren ein hartes Leben gewohnt, der Kampf mit der Natur war ihnen längst zur Selbstverständlichkeit geworden. Das Schicksal ließ ihnen keine Wahl. So fuhren sie mit Gleichgesinnten in das neue Land.

Es stellte sich nun zwar bei der Landnahme heraus, daß die Angabe, Island sei unbewohnt, nicht ganz stimmte. Die Nordleute fanden dort irische Einsiedler vor, die in die Wüste des Ozeans geflüchtet waren, um ihrem Gott in völliger Einsamkeit und Weltabgeschlossenheit zu dienen. Diese Eremiten zogen sich indessen beim Auftauchen der Skandinavier unter Hinterlassung ihrer Bücher, Glocken und Krummstäbe sofort zurück. Sie verwehrten den Eindringlingen den

Zutritt nicht, aber sie wollten auch nicht gemeinsam mit ihnen leben. Sie überließen ihre Zufluchtstätte kampflos den neuen Bewohnern, die sie in wenig mehr als zwei Menschenaltern ganz in Besitz nahmen.

Vergeblich suchte Harald Schönhaar dieser Abwanderung zu steuern, die ihm große Teile seiner Bauernschaft entzog. Sein Auswanderverbot blieb unwirksam. Mochte er ruhig die verlassenen Höfe einziehen und sie seinen Gefolgen geben, die Menschen waren und blieben ihm verloren. Sie hatten die gefahrvolle Meerfahrt meist bereits glücklich überstanden, wenn der königliche Zugriff erfolgte, und zogen Verwandte und Bekannte bald nach sich.

Die Auswanderung zahlenmäßig abzuschätzen, ist sehr schwierig, da uns trotz der im allgemeinen ausgezeichneten isländischen Überlieferung ausreichende quellenmäßige Grundlagen fehlen. Die Annahme, daß es zwischen zwanzigtausend und dreißigtausend Menschen gewesen seien, die in der eigentlichen Landnahmezeit zwischen 870 und 930 nach Island kamen, wird indessen wohl zutreffend sein. Diese Zahl ist, wenn man sie zu der damaligen Bevölkerungsdichte Norwegens und allgemein Skandinaviens in Beziehung setzt, auch erheblich genug. Der norwegische Anteil an ihr betrug allein etwa zwei Drittel, und es waren darunter die vornehmsten Geschlechter des Landes, Häuptlingsfamilien und Odalsbauern, bei denen der alte Freiheitsstolz am stärksten gewesen war. Sie opferten in der Regel vor Antritt der Fahrt den alten Göttern, nahmen wohl auch Erde vom heimatlichen Boden und die Pfosten ihres Hochsitzes in der Halle mit, um sie im Angesicht der isländischen Küste ins Meer zu werfen und dort ihren neuen Hof anzulegen, wo die Balken nach dem Willen der Götter ans Land trieben. Gewiß gab es schon Gottlose unter ihnen, die nicht opfern wollten und ihre Wohnstatt dort errichteten, wo ihnen die äußeren Bedingungen der Lage und des Bodens günstig schienen, ja sogar Christen, wie aus einigen Ortsnamen geschlossen werden kann. Aber sie waren zweifellos in der Minderzahl und konnten den Gesamteindruck der auf Island entstehenden Bauernkolonie als einer an der alten nordischen Überlieferung festhaltenden Gemeinschaft so wenig beeinträchtigen wie die keltische Blutbeimischung, die der Zuzug von der britischen Insel hervorrief, den rassischen Grundcharakter der neuen Inselbewohner zerstörte.

Das beweist vor allem der Staat, den die nordischen Landnehmer

auf Island begründeten. Er ruht ganz auf den Anschauungen der altgermanischen Zeit, ist völlig Ausdruck der hohen Ideale, um derentwillen die Auswanderer ihre Heimat verlassen hatten, und erhält sich Jahrhunderte hindurch in der natürlichen Isolierung, die sich aus der Lage Islands ergab. Weder die Gefahr feindlicher Angriffe von außen noch erhebliche Bevölkerungszunahme erzwangen hier eine Änderung der Verfassung und eine stärkere Konzentrierung der Kräfte. Es fehlte aber auch die befruchtende Einwirkung einer kulturell hochstehenden Umwelt. Deshalb weicht hier die staatliche Organisation so völlig ab von derjenigen anderer wikingischer Wirkungsbereiche. Zwar bleibt der kämpferische Geist hier so wach wie überall, wohin die Nordleute kamen. Da äußere Feinde fehlten, wandte man die Waffen in oft langen und blutigen Geschlechterfehden gegen den Nachbarn. Aber ein Fürst, ein Herrscher, wie sonst in normännischen Staatsgründungen, konnte hier nicht hochkommen. Dazu fehlten alle Voraussetzungen und wachte der Freiheitsstolz der einzelnen zu scharf über allen. Rücksichtslos schied er alle Elemente aus, die sich dem alten Gesetz nicht beugen wollten. Dem ist, wie noch zu zeigen sein wird, auch Erik der Rote, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die Island hervorbrachte, zum Opfer gefallen.

Die Landnahme selber, von deren Erstreckung und Einzelheiten wir durch das Landnahmebuch und zahlreiche Sagas wissen, ging zunächst ganz frei und in althergebrachten Rechtsformen vor sich. Jeder ergriff Besitz von so viel Land, wie er zu bewirtschaften hoffen konnte. Wer ein größeres Gefolge und Hörige mitbrachte, nahm mehr als der ärmere Fahrtgenosse, der allein kam. Oft sind mehrere Höfe in einer Hand und werden für den Besitzer durch Hintersassen bebaut. Erst später, als der noch verfügbare Raum knapp wurde, erließ man einschränkende Bestimmungen. Das äußere Zeichen der Inbesitznahme des Landes war in der Regel die Umfahrung mit Feuer; das heißt: der neue Besitzer umschritt sein Gebiet mit einem brennenden Zweig in der Hand. Nach alter Vorstellung vertrieb er damit alle bösen Geister, die vordem auf dem nun ihm gehörenden Grund und Boden ihr Unwesen getrieben haben mochten, und erwarb in aller Form rechtens das Eigentum daran. Die Siedlungsform ist in Island, wie es dem Charakter dieser Landnahme entsprach, der Einzelhof. Nur die Weide stand jedem offen.

An diese Einzelhöfe, oder besser an die Haupthöfe, knüpfte nun die staatliche Organisation Islands an. Sie entsprang nicht dem schöpferischen Genie eines großen Führers und Staatengründers, sondern wuchs allmählich mit der fortschreitenden Besiedlung der Insel. Die einzige Autorität, die es in den Anfangszeiten der Landnahme gab, war das Ansehen und der Besitz einzelner Männer und Geschlechter, die von vornherein über einen größeren persönlichen Anhang verfügten und ihn nicht selten noch dadurch vergrößerten, daß sie Teile des von ihnen zuerst in Besitz genommenen Landes gegen Übernahme einer Treuverpflichtung an andere abgaben. Der Gefolgschaftszusammenhang wird also gewahrt oder neu begründet. Alle politische Ordnung beruht zunächst auf diesen persönlichen Schutz- und Treuverhältnissen. Es bilden sich keine flächenmäßig abgegrenzten Herrschaftsbezirke heraus. Entscheidend bleibt die Zugehörigkeit zu einem Haupthof, dessen Besitzer nun auch die Rechtspflege übernimmt, soweit sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung innerhalb seiner Gefolgschaft und zur Vertretung der eigenen und der Interessen seiner Schutzbefohlenen nach außen hin, das heißt gegenüber anderen Gefolgschaften, erforderlich ist. Wie allgemein in der germanischen Welt beruhen diese Gefolgschaftsverhältnisse auf freiwilligen und kündbaren Verträgen. Sie binden den Herrn genau so wie den Mann und mindern die persönliche Freiheit des letzteren in keiner Weise.

Die Bedeutung der Haupthöfe und ihrer Besitzer wurde aber noch dadurch vermehrt, daß ihnen auch religiöse Funktionen zufielen. Die Großbauern, Goden, errichteten Tempel auf ihrem Eigentum und übernahmen die Durchführung des priesterlichen Dienstes an diesen Kultstätten. Danach erhielten die Gefolgschaftsverbände auch die Bezeichnung Godorde. Sie sind also nicht nur Schutz- und Rechtsgemeinschaften, sondern auch Kultgemeinschaften. Was also außer der ursprünglichen Blutzusammengehörigkeit in Familie und Sippe an verbindenden Elementen in der germanischen Welt überhaupt vorhanden war, konzentrierte sich zunächst ausschließlich auf die Godorde. Das war keine Neuerung, sondern die Fortsetzung alter Gewohnheiten, wie sie in der Heimat vor dem Aufkommen und Durchgreifen des Einkönigtums bestanden hatten. Und da man nach Island gezogen war, um sich diese alte Freiheit zu bewahren, ergab es sich von selbst.

daß der Aufbau der Ordnung innerhalb der Siedlergemeinschaft nach solchen Grundsätzen vor sich ging.

Sehr bald erwies sich indessen, daß die ausschließliche Begründung der Rechtsordnung auf die Godorde ihre Schattenseiten hatte und unbedingt der Ergänzung durch eine Instanz bedurfte, die das Gesamtinteresse größerer Teile oder der ganzen Landnehmerschaft vertrat. Die rücksichtslose Wahrnehmung ihres Vorteils durch die einzelnen Gefolgschaftsverbände führte bald zu blutigen Geschlechterfehden, die sich infolge der Blutrachepflicht durch Generationen hindurch fortzusetzen pflegten, wenn der eigentliche Anlaß des Streits längst vergessen war, weil jedes Blutopfer der einen Partei notwendig ein solches auf der anderen herausforderte. Um dieser drohenden Selbstvernichtung Einhalt zu gebieten, war es erforderlich, Friedensverbände zu gründen, die über die einzelnen Gefolgschaften und Sippen hinausgriffen und sie an ihren Schiedsspruch banden. Über den Godorden entstanden allmählich Landgemeinden, die in der Versammlung aller ihrer Angehörigen, im Thing, sichtbar werden. Dort wurden die alle angehenden Fragen beraten und vor allem Gericht gehalten. Im beginnenden zehnten Jahrhundert lassen sich zunächst auf einzelne Landschaften Islands begrenzte Things nachweisen. 930 trat dann zu Thingvellir am Thingvallavatn, dem größten Binnensee der Insel, das erste Allthing zusammen, die Repräsentation der isländischen Volksgemeinde. Damit fand die innere Verfassungsentwicklung Islands zwei Menschenalter nach dem Beginn der Landnahme bereits ihren Abschluß. Auch die Thingbildung war keine Island eigentümliche Neubildung. Auch sie ging auf die Rechtsüberlieferung der Heimat zurück, in die man, um ja nicht abzuweichen von der Tradition der Väter, kurz vorher noch Boten entsandt hatte, um das heimische Recht genau zu erforschen. Das Allthing wurde nun die höchste Instanz des isländischen Bauernstaates. Hier wurden die alle verpflichtenden Gesetze, die von der Lögretta, einem Ausschuß besonders gesetzeskundiger Männer, vorbereitet und beschlossen waren, von der Gesamtheit angenommen und verkündet. Unter ihm standen zwölf Bezirksthinge, denen wieder je drei Godorde zugehörten.

Trotz dieser äußerlich demokratischen Formen blieb der isländische Bauernstaat in seinem Wesen rein aristokratisch. Denn die wirkliche Macht behielten nach wie vor die Goden in ihrer Hand. Sie allein

bestimmten die Zusammensetzung der Lögretta, beeinflußten also die Gesetzgebung maßgeblich. Weder das Allthing noch die Bezirksthinge und die später zwischen beiden noch eingeschobenen Viertelsgerichte hatten vollziehende Gewalt. Auch die blieb bei den Goden, die allein über ausreichende Machtmittel verfügten. Sie beruhte auf der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Haupthofes, auf dem sich ja auch die Kultstätte befand. Das Godenamt mußte deshalb stets mit diesem Besitz verbunden bleiben. Es konnte von ihm nicht losgelöst werden und dem Geschlecht folgen. Verlor eine Godenfamilie ihren Hof, so verlor sie auch ihren politischen Einfluß und ihre staatlichen Funktionen, und der Rechtsnachfolger trat in alle diese Verpflichtungen ein. Es gab infolgedessen wohl ein Auf und Ab der eigentlich regierenden Geschlechter, nicht aber eine Weiterentwicklung des Staates. Denn der Grundbesitz blieb nach Lage und Größe im wesentlichen unverändert, und an ihm hingen alle politischen Rechte.

Nur einmal hat dieser abgeschlossene Bauernstaat eine wirklich ernste und schwere Krise durchmachen müssen, an der er sicher zerbrochen sein würde, wenn es nicht im letzten Augenblick gelungen wäre, den Gegensatz zu überbrücken. Das war um das Jahr 1000, als es sich um die Frage handelte, ob Island christlich werden sollte oder nicht. Weitgereiste Wikinger und einzelne Missionare hatten den Isländern Kunde von dem neuen Glauben gebracht, dem sich ihre Landsleute in der Normandie und auf den britischen Inseln zur Mehrzahl schon im Laufe des zehnten Jahrhunderts zugewandt hatten und der sich jetzt auch im Mutterlande siegreich durchzusetzen begann. Die ersten Bekehrungsversuche waren an der Geschlossenheit der isländischen Welt und ihrer zäh am Alten festhaltenden Bewohner gescheitert. Die Annahme des christlichen Bekenntnisses hätte ja auch einen völligen Umsturz aller sozialen und staatlichen Verhältnisse bedeuten müssen. Denn ein gut Teil der Macht, die von der politischen Führungsschicht der Goden ausgeübt wurde, beruhte ja auf ihrer priesterlichen Stellung und ihrem Besitz der Kultstätte ihres Bezirks. Untrennbar mit dem alten Glauben schien auch das alte Recht verbunden. Ein Religionswechsel griff also in die zentralsten Probleme des isländischen Staatsaufbaus unmittelbar ein.

Noch gefährlicher war indessen, daß der norwegische König Olaf Tryggvasson hinter allen Versuchen, das Christentum in Island ein=

zuführen, stand, also zu erwarten war, daß mit dem neuen Glauben auch der politische Einfluß des norwegischen Königtums auf der Insel stärker werden und möglicherweise die als kostbarstes Gut gehütete Volksfreiheit geschmälert, wenn nicht gar ganz verlorengehen würde. Das Christentum hatte bereits eine Anzahl von Anhängern unter den Isländern gefunden, so daß auch die innere Einmütigkeit in der Stellungnahme zu dem Problem des Glaubenswechsels nicht mehr gesichert war. Es wankte wirklich der Grund, auf dem der isländische Bauernstaat über ein Jahrhundert gestanden hatte. Nur gewaltsam schien diese Frage geklärt werden zu können. Beide Parteien bereiteten sich auf diese anscheinend nicht mehr zu umgehende Notwendigkeit vor. Da rettete der Gesetzessprecher Thorgeir die Lage. Auf dem Allthing im Sommer des Jahres 1000 erreichte er durch geschickte Verhandlungen, daß die Frage des Glaubenswechsels von beiden Parteien seinem verbindlichen Schiedsspruch überlassen wurde. Seine Entscheidung fiel zugunsten des Christentums aus. Das katholische Bekenntnis sollte in Zukunft die isländische Staatsreligion sein. Den Altgläubigen wurden ein paar belanglose Zugeständnisse gemacht: heimliches Opfer, Genuß von Pferdefleisch, Aussetzung Neugeborener, die mit der Zeit von selbst abkommen mußten, wenn sich der neue Glaube erst wirklich gefestigt hatte, die also nur den Übergang erleichtern sollten. Trotz ihrer Überraschung erhoben die Anhänger des Heidentums keinen Einspruch. Das wird nur dadurch zu erklären sein, daß die alten Götter und der ihnen gewidmete Kult schon sehr an verpflichtender Kraft verloren hatten. Gewiß brach nun ein wichtiger Stein aus dem Bau ihrer Gemeinschaft. Aber das war nicht so gefährlich, wie wenn es zum offenen Kampf zwischen Christen und Heiden gekommen und dem Norwegerkönig damit der gewünschte Vorwand zum Eingreifen in die inneren Verhältnisse Islands gegeben worden wäre. Es war das Wichtigste, die Geschlossenheit unter den Inselbewohnern wieder herzustellen. Nur dann konnte die alte Freiheit gerettet werden. Thorgeir's Entschluß ist also sicher in erster Linie von politischen Gründen bestimmt worden, und die unterlegene Partei hatte diese Gründe verstanden und gebilligt.

Nun mußte sich jeder Isländer der Taufe unterziehen. Die Tempel wurden zerstört. Aber die Kirche gewann trotz allem keine Macht. Aus der heidnischen Zeit retteten sich die eigenkirchenrechtlichen Vorstellun-

gen des germanischen Menschen in die neue christliche Aera hinüber. Die Goden behielten ihren alten Einfluß. Sie regierten weiter den Bauernstaat, gestützt auf ihren Besitz, ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und ihren persönlichen Anhang. Es war der kirchlichen Zentrale unmöglich, feste jurisdiktionelle Beziehungen zu dem weit entfernten Eiland im nördlichen Ozean herzustellen. Die Insel blieb sich selbst überlassen und ordnete ihre religiösen Verhältnisse im Sinne einer selbständigen nationalen Kirche. Die Formen des Kults und die Inhalte der religiösen Vorstellungswelt hatten sich verändert, nicht aber das Verhältnis von Kirche und Staat. Nach wie vor blieb das Religiöse dem Politischen untergeordnet.

Auch auf den einzelnen wirkte der neue Glaube zunächst nicht stärker und das Wesen der Menschen ändernd ein. Zölibat und Mönchtum setzten sich nur sehr langsam durch. Nie wurde Island wirklich ganz vom Geist des christlichen Abendlandes erfaßt und durchdrungen. Es blieb immer in gewissem Sinne eine Welt für sich, die das Erbe der heidnischen Vorzeit und der Wanderjahre weiter pflegte, hütete und gestaltete. Die gewaltige auf der Insel erwachsende Heldenlieder- und Sagadichtung, vor allem Snorri Sturlusons Edda und Heimskringla, zeugt am deutlichsten von der ungebrochenen Kraft des germanischen Volkstums, das hier in fast völliger Reinheit erhalten blieb. Die Christianisierung mit ihren Bildungsimpulsen und ihrer Förderung der Schriftlichkeit hat zwar auch auf diese literarische Bewegung des Nordens anregend und anspornend gewirkt. Aber ihren Inhalt und ihre Form hat sie kaum beeinflußt. Die mündliche Tradition der dichterisch gestalteten großen Erlebnisse des Wikingzeitalters war so stark und die geschichtliche Erinnerung an diese Begebenheiten noch so frisch im Gedächtnis der Menschen, daß auch die uns erhaltenen Niederschriften aus dem dreizehnten und späteren Jahrhunderten noch ganz unverfälscht und ungetrübt die Gedanken- und Gefühlswelt des Nordens vor seiner Einbeziehung in den abendländischen christlichen Kulturkreis widerspiegeln.

Noch vor dem großen Umbruch des Jahres 1000 hatten die Nordleute von Island aus weiter nach dem Westen übergegriffen, Grönland entdeckt und besiedelt. Dieses denkwürdige Ereignis ist mit dem Namen Eriks des Roten verknüpft. Die isländische Geschichte ist reich an kraftvollen Gestalten und trotzigen Charakteren, die, echtem ger-

manischem Lebensgefühl entsprechend, lieber untergingen, als sich selbst aufgaben. An wirklich überragenden Herrscherpersönlichkeiten dagegen ist sie arm. Es gab auf der kleinen Insel ja auch wenig Gelegenheit, sich über die Masse zu erheben und nach eigenen Plänen frei zu gestalten. In Erik dem Roten begegnet uns nun eine solche Persönlichkeit, der das Schicksal eine große Aufgabe stellte. Indem er sie erfolgreich löste, wuchs Erik über seine Landsleute weit hinaus und reihte sich unter die großen Wikingführer ein, auch wenn sein Zug keine Kriegsfahrt, sondern eine Entdeckungsreise wurde. Auf ihr eroberte er ein neues Siedlungsgebiet und gründete ein neues politisches Gemeinwesen nordischer Menschen. Das ist das Entscheidende.

Erst kurz nach 960 war Erik mit seinem Vater Thorvaldr Asvaldsson aus der Gegend um Stavanger in Island eingewandert. Eines Totschlags wegen hatte die Familie ihren guten Hof bei Jaederen verlassen und, wie so viele Verbannte, die Insel im Norden als Zufluchtstätte aufsuchen müssen. Die guten und fruchtbaren Gebiete Islands hatten damals längst andere in Besitz genommen. Thorvaldr war gezwungen, sich im Nordwesten der Insel, in Drangaland, einer sehr rauhen und unwirtlichen Gegend, niederzulassen. Nach dem Tode seines Vaters verließ Erik diese Gegend, die kaum die nackte Existenz sicherstellen konnte, und gewann mit der Hand einer Frau einen kleinen Hof, Eiriksstadir, am Hvammsfjord. Daß er hier nach kurzer Zeit mit seinen Nachbarn in Streit geriet, bei dem es ohne Totschlag auf beiden Seiten nicht abging, zeigt, daß der Entdecker Grönlands eine gewalttätige, herrische Natur gewesen ist, die sich mit dem kleinen, ihm durch das Schicksal zugewiesenen Wirkungskreise nicht begnügen wollte. Man zwang ihn, zu weichen. Er nahm nun seine dritte Wohnstatt auf den Inseln am Eingang des Hvammfjords in der Nähe einiger der mächtigsten isländischen Großbauern seiner Zeit. Wieder gab es einen Zusammenstoß mit einem Nachbarn, der die ihm in Verwahrung gegebenen Bettbalken Eriks nicht wieder ausliefern wollte. Eine stark besuchte Thingversammlung des Frühjahrs 982 verhängte deshalb über den unruhigen Mann eine dreijährige Verbannung.

Bis zu diesem Zeitpunkt war Eriks Lebensgang kein allzu ungewöhnlicher gewesen. Zahlreiche seiner Landsleute hatte ein ähnliches Geschick getroffen. Eine Minderung seiner Ehre lag in der Verbannung nicht, und sie entwurzelte ihn auch nur vorübergehend. Er hätte die

Zeit in der norwegischen Heimat seines Geschlechts verbringen und dann wieder nach Island zurückkehren können, wie es sicher viele andere taten, die wegen Bruchs des Landfriedens ihren Hof vorübergehend verlassen mußten. In solchem Falle würde uns sein Name kaum erhalten geblieben sein. Geschichtliche Bedeutung gewann Erik erst durch die Art, wie er die Zeit seiner Landesverweisung ausfüllte, und durch die Pläne, die sich ihm dabei ergaben. Er ging nicht nach Norwegen, sondern unternahm mit einem kleinen Gefolge eine kühne Entdeckungsfahrt nach dem Westen. Ob sein Landsmann Gunbjörn bereits um 900 die grönländische Küste gesichtet hat, wie die isländische Überlieferung will, ist umstritten. Anzunehmen aber ist durchaus, daß auf der Insel Erzählungen über weiter im Westen befindliche Länder umgingen. Ihnen auf den Grund zu gehen, hatte allerdings vor Erik noch niemand unternommen. Was ihn antrieb, war ein in der ganzen Wikingerbewegung stark wirkendes Moment: die Entdeckerfreude. Das Geheimnis der Ferne zwang den friedlosen Mann in seinen Bann. Die Fahrt, die er mit seinen Genossen antrat, war wegen der schwierigen Verhältnisse des nördlichen Ozeans, der kleinen offenen Schiffe, über die man damals verfügte, der mangelnden Hilfsmittel zur Ortsbestimmung und vor allem wegen der völlig unbekannten Zonen, in die man vorstieß, ein unerhörtes Wagnis. Aber Gefahren konnten Männer vom Schlage Eriks nicht schrecken. In ihm stellt sich uns der Entdeckertyp unter den Nordleuten in reinster Ausprägung dar. Denn Erik dachte nicht an leichten Gewinn, sonst hätte er sich ein anderes Fahrtziel aussuchen müssen. Ihm ging es zunächst nur um die Lüftung des Geheimnisses, das über der Erstreckung des nordwestlichen Ozeans lag. So schildert ihn auch unsere Hauptquelle, die Erik-Saga.

Tatsächlich fand er Land. Es erwies sich zunächst noch weniger einladend als Island. Eine gewaltige Eisbarriere türmte sich vor der Ostküste Grönlands auf. An Landung war nicht zu denken. Erik wandte den Kiel seines Schiffes südwärts; der Küste folgend, umrundete er Kap Farvel und entdeckte nun an der Südwestküste der Insel Fjorde und grasreiche Täler, die unbewohnt, aber für eine Siedlung nach Art der isländischen durchaus geeignet waren. Er untersuchte die Beschaffenheit des Landes genau, stieß auch an der grönländischen Westküste ziemlich weit nach Norden vor und entschloß sich endlich zur Rückkehr nach Island, als sich bei ihm die Überzeugung gefestigt hatte,

daß dieses neu entdeckte Gebiet von seinen Landsleuten in Besitz genommen werden müsse. Seine Fahrt bekam jetzt plötzlich einen neuen Sinn. Der Entdecker verwandelte sich in den großen Organisator einer neuen Auswandererbewegung. Erik entfaltete in der Heimat eine rührige Propaganda für seine Pläne. Ihr sehr geschickter Auftakt war gleich die Benennung der von ihm gefundenen Insel als „Grünland". Dieser Name mußte sofort viel freundlichere Vorstellungen vom Charakter des Landes, das man neu besiedeln sollte, erwecken, als es einst die Bezeichnung Flokis getan hatte. Das war auch notwendig, denn Eriks Unternehmen stand als förderndes Moment nicht der politische Druck zur Seite, der die Norweger zur Zeit Harald Schönhaars aus der Heimat getrieben hatte. Gewiß war inzwischen auch auf Island der Boden knapper geworden. Die völlig unbehinderte freie Landnahme hatte längst ihr Ende gefunden. Unternehmende, tatendurstige junge Menschen mußten sich manchmal beengt fühlen. Aber das allein hätte schwerlich ausgereicht, um die neue Wanderbewegung, den Zug nach Grönland, in Gang zu bringen. Das Entscheidende ist zweifellos die Persönlichkeit Eriks des Roten selber gewesen. Sein rühriger Eifer, seine nie erlahmende Tatkraft, seine begeisterte Schilderung, die, ohne die Dinge zu entstellen, doch alle Vorteile, die Grönland bot, geschickt zu unterstreichen wußte, brachten es schließlich fertig, daß 985 fünfundzwanzig Schiffe mit ungefähr fünfhundert Menschen beiderlei Geschlechts, Lebensmitteln, Hausrat und Vieh unter Segel gingen, um Grönland zu besiedeln.

Die Überfahrt brachte schwerste Verluste durch Sturm und Treibeis. Aber mit dem Rest begann Erik sofort die Landnahme an der Südwestküste, die ganz nach denselben Grundsätzen und Formen vorgenommen wurde wie die auf Island. Den Platz, wo er selber siedeln wollte, hatte er bereits während seiner ersten Fahrt ausgesucht. An dem nach ihm benannten Fjord errichtete er seinen vor kaum einem Jahrzehnt ausgegrabenen Hof Brattahlid, der sofort zum natürlichen Mittelpunkt der Landschaft Estribygd wurde. An der Westküste weiter nach Norden hinaufgeschoben bildete sich eine zweite Siedlungsgruppe heraus, die von Vestribygd. In beiden herrschte wie auf Island und wie es allein den äußeren Bedingungen des Bodens angemessen war, das Einzelhofsystem. Die inneren Täler der Fjorde boten verhältnismäßig gute Wohnbedingungen, reichen Graswuchs zur Viehhaltung,

aber an Ackerbau war kaum zu denken. Auch Jagd und Fischfang waren ergiebig, eine Existenzgrundlage also wohl vorhanden.

Vom Entdecker und Landnehmer wuchs Erik nun zum Staatsgründer empor. Denn die Siedlergemeinschaft mußte ja eine politische und rechtliche Ordnung haben. Es war nur zu natürlich, daß, wie es in unserer Hauptquelle, dem Flateyjarbuch, heißt, alle Landnehmer sich nach ihm richteten und daß es dabei geblieben sei, solange er lebte. Wer hätte auch größere Autorität beanspruchen dürfen als der Erkunder des neuen Siedlungsgebiets, der Führer des ganzen Zuges! Was Erik auf Island zum Schaden gereicht hatte, seine herrische Art, das bildete hier die Voraussetzung einer erfolgreichen Leitung des nun begründeten grönländischen Gemeinwesens. Jetzt konnte er die reichen Anlagen seiner geborenen Herrschernatur frei entfalten, regelnd und ordnend eingreifen wie es not tat, um die schwierigsten Anfänge zu überwinden. Der Bauer auf Brattahlid wurde das Oberhaupt der Siedlergemeinschaft, allerdings ohne jeden Titel und ohne erkennbare Abgrenzung seiner Befugnisse. Großer neuer Ordnungen bedurfte es ja auch nicht. Wie die Landnahme selber nach isländischer Sitte erfolgt war, so legte man auch für alles andere das aus der Heimat mitgebrachte Recht zugrunde, nur da abweichend, wo die äußeren Umstände andere Bestimmungen erforderlich machten wie etwa beim Strandgutrecht. Auch auf Grönland hatten die Häuptlinge eine besondere Stellung. Sie nahmen jeder ihren Fjord in Besitz und verteilten das Land weiter an ihre Gefolgen. Wie in Island faßte das jährlich zusammentretende Allthing die gesamte Siedlerschaft zu gemeinsamer Beratung und zur Schlichtung von Streitigkeiten zusammen. Wahrscheinlich befand sich die erste Thingstätte auf einer Ebene bei Brattahlid. Später wurde sie dann auf die schmale Landzunge zwischen dem Eiriksfjord und dem Einardsfjord nach Gardar verlegt, wo auch der Bischof von Grönland seinen Sitz genommen hatte.

Die Kunde von der erfolgreichen Landnahme auf Grönland hat bald weitere Isländer zur Fahrt nach der neuen Kolonie bewogen. Zweihundertundachtzig Höfe entstanden, davon zwei Drittel in Estribygd. Ihre Bewohnerschaft hat man auf zweitausend bis dreitausend Menschen geschätzt. Bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hat

die Gründung Eriks ihre Selbständigkeit behauptet wie Island. Dann zwang die Unmöglichkeit, den Schiffsverkehr mit dem Osten aufrechtzuerhalten, zur Unterordnung unter die norwegische Krone. Die grönländischen Bauern besaßen damals keine Fahrzeuge mehr, die den langen Weg über den Ozean hätten zurücklegen können. Sie mußten aber die Verbindung mit der Heimat aufrechterhalten, weil ihnen vor allem zwei Dinge fehlten, die zum Leben unbedingt notwendig waren: Getreide und Eisen. Das norwegische Königtum hat die übernommene Verpflichtung allerdings schlecht gehalten. Bald nach 1400 hörte die regelmäßige Schiffsverbindung auf, und nun spielte sich auf Grönland jene Tragödie ab, die erst in neuerer Zeit aufgedeckt werden konnte. Der Rest der schon vorher in dauerndem Rückgang befindlichen nordischen Bevölkerung ging im fünfzehnten Jahrhundert an Unterernährung zugrunde. Als kurz vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein Hamburger Schiff an die grönländische Küste verschlagen wurde, fand die Besatzung nur noch Gräber und Tote vor!

An Eriks Geschlecht knüpft sich auch das weitere Ausgreifen der Nordleute nach Westen, nach Amerika. Eriks Sohn Leif weilte 999 in Norwegen und soll sich dort haben taufen lassen. Er empfing vom König den Auftrag, auch die Grönländer zu Christen zu machen. Man gab ihm zu diesem Zweck einige Kleriker mit. Aber Stürme drängten ihn auf der Rückfahrt von seiner Route ab. Als schließlich Land vor ihm und seinen Fahrtgenossen auftauchte, waren es nicht die von Schnee und Eis bedeckten Berge und Hügel Islands und Grönlands, sondern eine sonnige Landschaft mit Wald, Weizen und Wein. Er gab dem neu entdeckten Land den verheißungsvollen Namen Winland. Wo es gelegen hat, ist in der Forschung noch immer umstritten. Vom Mündungsgebiet des St.-Lorenz-Stromes über Neuschottland bis nach Boston nehmen viele Stellen die Ehre für sich in Anspruch, Landungsstätte des ersten Weißen auf amerikanischem Boden gewesen zu sein, und die Angaben unserer Quellen sind so ungenau, widerspruchsvoll und mit märchenhaften Zügen durchsetzt, daß eine einwandfreie Bestimmung des Landungsortes wohl nie gelingen wird. Leif Erikson hielt sich nicht lange an der amerikanischen Küste auf. Er war ja auf eine Entdeckungsfahrt nicht vorbereitet gewesen. Aber als er nach Grönland zurückgekehrt war und Bericht erstattet hatte,

wurde der Plan einer Wiederholung dieser Reise von den Männern um Erik lebhaft diskutiert. Was Leif von den natürlichen Schätzen des von ihm aufgefundenen Landes erzählen konnte, mußte in der Tat die Nordleute reizen. Holz, Getreide und Wein fehlte ihnen ja vollständig. Die Leitung der zweiten Expedition nach Amerika übernahm ein zweiter Sohn Eriks: Thorstein. Aber sie blieb ohne Ergebnis. Der Sturm verschlug die Nordleute nach Irland. Im Herbst 1001 waren die wagemutigen Seefahrer wieder zurück. Der Mißerfolg konnte sie nicht schrecken. Sie waren solche Rückschläge gewohnt. Im Frühjahr 1003 stach wiederum eine Nordmännerflotte, die diesmal unter Führung des Isländers Karlsefni stand, in See. Ihre Absicht war es, das von Leif Eriksson gefundene Land nicht nur näher zu erkunden, sondern auch gleich zu besiedeln. Man nahm deshalb auch Frauen mit. Die Fahrt ging zunächst an der grönländischen Westküste nach Norden hinauf bis nach Vestribygd, dann nach Westen, also auf die Küste von Labrador zu, der man in südlicher Richtung folgte. Das zunächst gesichtete Land nannte man wegen seines felsigen und steinigen Charakters Helluland. Dann folgte waldiges Gebiet: Markland, schließlich lief man in den Stromfjord ein, wo die Schar überwinterte. Im nächsten Jahr erreichte Karlsefni das Winland Leifs und überwinterte zum zweitenmal, wurde im Frühling 1005 aber durch einen Überfall der Eingeborenen zur Abfahrt genötigt und war im nächsten Jahre wieder in Grönland zurück.

Was sehr überraschen muß, ist, daß die Amerikafahrt nach allem, was wir wissen, nun nicht wieder versucht worden ist. Karlsefni kehrte nach Island zurück. Das Geschlecht Eriks blieb auf Brattahlid sitzen, wo Leif dem Vater im Besitz des Hofes und seiner Häuptlingswürde nachfolgte. Das zwingt zu der Annahme, daß der Erfolg der Entdeckungsfahrten doch wohl sehr viel geringer gewesen sein muß, als die uns erhaltenen Angaben annehmen lassen. Die Berichte von dem sich selbst säenden Weizen und dem Weinbaum wird man ohne Bedenken ins Reich der Fabel verweisen. Literarische Motive, die vielleicht sogar aus der Antike stammen, und die üppig wuchernde Phantasie der Seeleute haben den realen Kern der Amerikafahrten mit einem Wust von Fabelei umgeben, durch die der Forscher nur wie durch dorniges Gestrüpp zur Wahrheit durchdringen kann. Ganz wird

die Verbindung Grönlands mit dem neuen Erdteil, der als solcher natürlich noch nicht erkannt wurde, in der Folgezeit wohl nicht aufgehört haben, insbesondere der Holzbedarf der dortigen Nordleute hier gedeckt worden sein. Aber die Landnahme war doch mißglückt und damit die wichtigste Voraussetzung zur Intensivierung der Beziehungen zu Amerika und zur näheren Erforschung des Landes hinfällig geworden. Daß der Widerstand der Eingeborenen, auf den Karlsefni gestoßen war, die kampfgewohnten Normannen abgeschreckt hätte, ist wenig wahrscheinlich. Ausschlaggebend war wohl die geringe Volkszahl der Grönlandbewohner. Sie unterband wahrscheinlich alle weiteren Wagnisse. Es wird hier erkennbar, daß schon das Übergreifen auf Grönland eine Überanstrengung des nordischen Volkstums war. Der Nachschub begann hier wie auf vielen anderen Kriegsschauplätzen, auf denen die Wikinger gekämpft haben, auszubleiben. Hinzu kamen in diesem Fall noch die ungeheuren Schwierigkeiten und Gefahren der nördlichen Route, die von den Nordmännern entdeckt war. Wenn selbst die Verbindung mit Grönland eingestellt wurde, wie war daran zu denken, das noch weiter entfernte Amerika in engere Berührung mit dem Osten zu bringen und zu erhalten. So blieb die Entdeckung Leif Eriksons ohne jede Folge für die europäische Weiterentwicklung. Sie war eine Episode gewesen, an der sich die Phantasie späterer Chronisten berauschen konnte und die vielleicht heute noch zum Nachdenken darüber anregen mag, welche Möglichkeiten gerade der Ausbau dieses kühnsten Vorstoßes der Wikinger geboten hätte, die aber als unerfüllter Wunsch keine reale Bedeutung im historischen Gesamtzusammenhang des nordischen Aufbruchs beanspruchen darf.

Eins dagegen war von bleibendem Wert an diesem Angriff des Nordens auf Island und Grönland. Er schuf – was in der Wikinggeschichte sonst selten ist – dem skandinavischen Volkstum neuen Siedlungsraum. Wenn das Wikingertum in der Weite der russischen Steppe bald unterging, sich auf den britischen Inseln und auf französischem Boden vermischte, so erhielt es sich in Island die Jahrhunderte hindurch bis auf die Gegenwart, in Grönland, solange die Kolonie der Norweger hier Bestand hatte, rein und unverfälscht. Freilich lagen diese Gebiete weit ab vom eigentlichen Zentrum weltgeschichtlichen Geschehens, stellten verhältnismäßig kleinräumige Gebilde dar und

konnten deshalb keinerlei tiefere Wirkungen ausüben. Dennoch prägt sich gerade in der Island-, Grönland- und Amerikafahrt das wesenhafte Sein nordischen Menschentums wunderbar klar und eindeutig aus. Der Wagemut und die Entdeckerfreude eines auf Kampf und trotzige Behauptung der Freiheit gestellten Geschlechts findet in den Landnahmemännern, allen voran in dem Eroberer Grönlands, Erik dem Roten, vollendeten Ausdruck für alle Zeiten.

Robert Guiscard

Um die Wende vom zehnten zum elften Jahrhundert hatten sich die politischen Verhältnisse in der Normandie bereits weitgehend konsolidiert. In fast hundertjährigem Ringen mit einer erbittert um ihre politischen Rechte, ihre alte Freiheit und das Brauchtum der Väter kämpfenden Adelsfronde, die immer wieder Zuzug aus der skandinavischen Heimat erhielt, war die herzogliche Gewalt Sieger geblieben und ein straff zentralistisch organisierter Staat im Entstehen begriffen, der für die alte Freizügigkeit und Ungebundenheit der Wikingzeit wenig Raum mehr übrigließ. Aber den trotzigen, kampffrohen und abenteuerlüsternen Wikinggeist hatte diese Entwicklung zu eigener Staatlichkeit im Norden Frankreichs nicht brechen können. Er lebte in den Nachkommen der kühnen Seefahrer, die im neunten Jahrhundert auf ihren Langschiffen die nördlichen Meere durchfurcht und die angrenzenden Länder mit dem Lärm ihrer Waffen, dem Schrecken ihrer Plünderungen und dem Ruf ihrer unüberwindlichen Tapferkeit erfüllt hatten, in unverminderter Stärke fort. Da die Bindungen des neuen politischen Gemeinwesens an der Seinemündung nicht mehr gesprengt werden konnten, mußte sich diese kriegerische Kraft neue Wege in die Ferne suchen, wenn sie nicht hinter dem Pfluge verkümmern wollte. Hinzu kam, daß die Landschaft, die man den Skandinaviern vertraglich als Siedlungsgebiet eingeräumt hatte, das schnell wachsende Volkstum der Eroberer nicht lange faßte und somit auch die Übervölkerung zu neuem Aufbruch antrieb.

So sieht das beginnende elfte Jahrhundert eine zweite Epoche nordischer Ausbreitung über die damalige Welt anbrechen, die an Reichweite und großartiger Leistung der wikingischen um nichts nachsteht. Sie unterscheidet sich freilich in manchem sehr wesentlich von jener. Nicht mehr wie einst über See geht die Fahrt der normännischen Auswanderer. Der Wiking hat sich in einen Ritter verwandelt, der allein oder in kleinen Gruppen abenteuernd seine Straße zieht, Dienst

nimmt bei fremden Herren und aufbricht zu neuen Taten. Der neue Typ dieses chevalier errant leitet das ritterliche Zeitalter des Abendlandes ein, in dem der Nordländer nun nicht mehr als der schlimmste Feind der Christenheit, wie er es in der Wikingzeit gewesen war, sondern als ihr eifrigster Verteidiger und Vorkämpfer vor allem an der großen Kampffront im Süden gegen die Muslimen erscheint. Die Normannen wurden, wie Ranke in seiner Weltgeschichte sagt, zum Nerv des Widerstandes gegen den Islam und verliehen durch ihren Übertritt zur Christenheit dieser selbst eine aggressive Kraft, welche sie sonst nie erworben hätte.

Aber wenn sich auch die äußeren Formen und Zielsetzungen der nordischen Ausbreitung gewandelt und die geistige Vorstellungswelt ihrer Träger völlig geändert hatten, die Grundkräfte dieser Bewegung sind doch die gleichen, die einst den Aufbruch des skandinavischen Nordens bewirkt hatten. Es zeigt sich eine oft überraschende Parallelität zwischen der wikingischen und der normännischen Wanderung, Landnahme und Staatengründung, die ihre letzte Deutung nur aus der Art und Anlage nordischen Volkstums zu erfahren vermag. In seinem innersten Kern und Wesen ist dieses weder durch den Übertritt zum Christentum und die Eingliederung in die abendländische Welt, noch durch die rasche Übernahme der romanischen Sprache und die Anpassung an fremdes Brauchtum berührt worden.

Das Mittelmeergebiet, auf das sich die normännische Wanderbewegung zunächst vor allem richtete, war bereits in der Wikingzeit in den Gesichtskreis der nordischen Seefahrer getreten. Während der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts hatten sich im Osten die schwedischen Rus am Dnjepr entlang bis ins Schwarze Meer, im Westen die Flotten der Dänen und Norweger bis an die spanischen Küsten vorgetastet. Um 860 suchten sie durch den Bosporus und die Straße von Gibraltar in den Bereich der einstigen Welt der Antike vorzudringen. Aber diese Unternehmungen scheiterten an der überlegenen Abwehr der Byzantiner und Araber, und der um die Wende zum zehnten Jahrhundert einsetzende Schrumpfungsprozeß in der Ausdehnung des wikingischen Tätigkeitsfeldes ließ den Gedanken an die Fortsetzung der begonnenen Mittelmeerfahrten völlig zurücktreten. Dennoch ist die Erinnerung an sie offenbar niemals geschwunden und scheint sich in eben jener Zeit, als die Normannen der Seine-Land-

schaft zu neuer Aktivität erwachten, wieder belebt zu haben. Denn in der Schilderung der wikingischen Frühzeit, die uns der erste Geschichtsschreiber der Normandie, Dudo von St. Quentin, hinterlassen hat, nimmt die Erzählung von dem berühmtesten aller Wikingzüge, der Mittelmeerfahrt Hastings und seines Pflegesohns Björn Eisenseite, breiten Raum ein. Wenn dieser bald nach 1000 schreibende Chronist, der hauptsächlich aus der mündlichen Überlieferung seiner Umgebung schöpfte und dessen bester Gewährsmann ein Mitglied des normännischen Herzogshauses, Graf Rudolf von Ivri, war, Hastings kühnem, historisch aber bedeutungslosen Vorstoß nach dem Süden solche Bewunderung zollte und viele normännische Geschichtsschreiber nach ihm seinem Beispiel folgten und das geschichtliche Ereignis mit immer neuen sagenhaften Zügen ausstatteten, so vermitteln sie uns damit einen tiefen Einblick in die Vorstellungswelt ihrer Umgebung und zeigen, wie stark sich die Normannen des elften Jahrhunderts noch von den alten Idealen der Wikingzeit ergriffen fühlten, wie sie mehr und mehr die Ziele ihrer neuen Fahrten im Süden zu suchen begannen.

Damit sind indessen die eigentlichen Gründe dieser Ausrichtung der normännischen Wanderbewegung auf das Mittelmeergebiet und vor allem auf Unteritalien noch nicht klargelegt. Wenn die Normannen auch selber einer alten, von ihren wikingischen Vorfahren überkommenen Tradition zu folgen meinten, als sie sich nach dem Süden wandten, in Wirklichkeit spielten hier ganz andere Gründe die entscheidende Rolle. Zwischen der Normandie und Burgund, der Heimat der cluniazensischen Reform, haben sich bald nach der Landnahme des „großen Heeres" in Nordfrankreich die engsten geistigen und kulturellen Beziehungen angebahnt, die auch vom Herzogtum eifrig gepflegt und vertieft worden sind. Die Reformmönche aber, die das völlig zerstörte Kirchenwesen der Seine-Landschaft neu aufzubauen begannen, brachten jene gesteigerte Verehrung Roms ins Land, die den Mittelpunkt ihrer Religiosität bedeutete. Die erste Auswirkung ihres Einflusses zeigte sich in den nun immer zahlreicher werdenden normännischen Wallfahrten zu berühmten heiligen Stätten des Mittelmeergebietes: nach Santiago di Compostela, zu den Apostelgräbern der ewigen Stadt, zum langobardischen Nationalheiligtum des Erzengels Michael auf dem Monte Gargano in Süditalien und zum Heiligen Grabe in Jerusalem. Mit diesen neuen religiösen Vorstellungen und Bedürf-

nissen verwob sich nun die wikingische Überlieferung. Ein typischer Zug der sagenhaften Ausgestaltung des Berichtes über die Mittelmeerfahrt Hastings ist es zum Beispiel, daß dem berühmten Seekönig jetzt als letzte Absicht unterstellt wurde, er habe seinen Pflegesohn Björn zum Kaiser von Rom machen wollen, und die kleine tuszische Hafenstadt Luna sei von ihm und seinen Gefolgen irrtümlicherweise für die alte Hauptstadt der Welt gehalten worden. Nach allem, was wir von Hastings Zuge wissen, ist das völlig unglaubwürdig, zeigt aber, wie sehr sich das normännische Interesse auf Rom und Italien zu konzentrieren begann. Die ewige Stadt gewinnt nun für die Nachkommen der Wikinger in Nordfrankreich eine ähnliche Bedeutung als geheimnisvoll lockendes Fahrtziel im fernen Süden, wie sie die Kaiserstadt am Bosporus frühzeitig schon für die Wikinger des russischen Ostens gehabt hat.

Aus all dem darf aber nun nicht geschlossen werden, daß religiöse Motive das eigentlich bewegende Moment des normännischen Aufbruchs gewesen wären. Die Anregungen und Vorstellungen der burgundischen Mönche trafen vielmehr auf eine durch die soziale und politische Struktur des normännischen Staates und die Enge seines Hoheitsgebietes bedingte Wanderbereitschaft der Bevölkerung im Seine-Gebiet, der sie lediglich die Richtung wiesen. Amatus von Montecassino, dem wir in erster Linie die Kunde von dem Auftreten der Normannen in Süditalien verdanken, hat es freilich so dargestellt, als sei der Kampf gegen die Ungläubigen von Anfang an das eigentliche Ziel der Einwanderer gewesen. Bezeichnend dafür ist die bekannte Episode, mit deren Erzählung er sie in die Geschichte ihres späteren Herrschaftsgebietes einführt. Eine von Jerusalem zurückkehrende normännische Pilgerschar findet die Stadt Salerno von den Sarazenen belagert vor und greift nun um Gotteslohn entscheidend in den Kampf ein, der mit der Befreiung Salernos endet. Fürst Waimar will die tapferen und kühnen Streiter in seinen Dienst nehmen, aber sie lehnen das Angebot ab und nehmen nur Werber mit in die Heimat, die dann den Aufbruch zahlreicher Normannen nach Süditalien bewirken. Neuere Forschungen haben einwandfrei ergeben, daß Amatus mit dieser Motivierung Anschauungen einer späteren Zeit, in der er seine Geschichte verfaßte, in die Vergangenheit hineingetragen hat, die Dinge vielleicht auch bewußt so darstellte, um den Taten seiner Helden eine

unangreifbare Rechtfertigung zuteil werden zu lassen. Denn der Gedanke des heiligen Krieges hat sich erst nach der Mitte des elften Jahrhunderts im Zusammenhang mit den Auswirkungen der großen Reformbewegung der Zeit im Abendland durchgesetzt. Längst bevor solche Vorstellungen wirksam wurden und eine allgemeine Kreuzzugsbewegung auszulösen begannen, war der normännische Aufbruch erfolgt. Er kann also nur aus den eigenen Triebkräften dieses Volkstums und aus den inneren Verhältnissen seines Siedlungsgebietes erklärt und verstanden werden.

Im übrigen bestätigt alles, was uns vor dem Auftreten der Normannen in Unteritalien und von der Rolle, die sie die ganze erste Hälfte des elften Jahrhunderts dort spielten, überliefert ist, daß damals von einem Einsatz für den christlichen Glauben und einem Kampf gegen die Mohammedaner aus Kreuzzugsmotiven heraus noch nicht die Rede sein kann. Ihre ersten Scharen sind im Dienste der lokalen Gewalten für rein machtpolitische Zwecke eingesetzt worden. Waimar von Salerno und Melus von Bari bedienten sich ihrer im Kampf gegen die Griechen, die ihren Hoheitsbereich von Apulien und Calabrien aus nach Mittelitalien hin zu erweitern strebten, und Papst Benedikt VIII. begünstigte diese Politik, weil ihm die griechische Nachbarschaft für den Staat der römischen Kirche bedrohlich erschien. Mit einem Kreuzzug gegen Ungläubige hatte das alles nicht das geringste zu tun, denn die sizilischen Araber blieben einstweilen noch vollkommen aus dem Spiel. Die Normannen haben auch keineswegs nur auf seiten der Italiener gestritten. Als der Aufstandsversuch des Melus von Bari vor der überlegen geleiteten griechischen Abwehr zusammenbrach, traten sie unbedenklich sofort auch in griechische Dienste. Die Fronten waren also nirgends klar geschieden, und es läßt sich im Anfang bei den normännischen Einwanderern nirgends eine höhere Idee, der sie sich etwa verpflichtet gefühlt hätten, und kein fester Plan für die Zukunft entdecken. Was sie aus der Masse der Kämpfenden heraushob und ihnen bald eine besondere Stellung zuwies, war lediglich ihre Tapferkeit und ihre militärische Tüchtigkeit, die sie zu begehrten und viel umworbenen Helfern der verschiedenen fürstlichen Gewalten Süditaliens machte.

Weil die Normannen aber für jeden kämpften, der ihre Dienste zu bezahlen bereit war, konnte sich ihre kriegerische Überlegenheit zu-

nächst noch nicht im Sinne einer Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse Unteritaliens auswirken. Ihr Auftreten vergrößerte das Chaos in der seit Jahrhunderten heiß umstrittenen Grenzzone zwischen Orient und Okzident nur noch. Sie trugen wesentlich zur völligen Auflösung der letzten in diesem Gebiet noch bestehenden staatlichen Ordnung bei und gerieten bald in den Ruf, eine schlimmere Landplage als die Ungläubigen zu sein. Das hat schließlich um die Mitte des elften Jahrhunderts zum Eingreifen Roms unter dem großen Reformpapst Leo IX. geführt, der es für seine Priesterpflicht hielt, den Hilferufen der gequälten Bevölkerung des Südens Gehör zu schenken. In dieser Stunde der Not erwies es sich indessen, daß in den ewig unruhigen, untereinander und mit den lokalen Gewalten streitenden normännischen Soldrittern und Burgherren mehr steckte als Raublust, Beutegier und Hang zur Wegelagerei, daß sie nicht nur fähig waren, die Gegensätze in den eigenen Reihen zu überwinden und den Angriff der Päpstlichen siegreich abzuschlagen, sondern auch sich durch kluge Verhandlungen mit Leo IX. einen Weg in die Zukunft zu bahnen und auf den Trümmern der von ihnen gestürzten, längst morschen Staatsgebilde Unteritaliens eine neue Herrschaft aufzurichten, die dem zerrissenen Süden der Apenninhalbinsel nach langen Kämpfen endlich die politische Einheit bringen sollte.

In den Kämpfen mit Leo IX. ist auch der Mann zum erstenmal weiterhin sichtbar hervorgetreten, der diese Staatwerdung der Normannen in Unteritalien entscheidend vorantreiben und die Grundlagen legen sollte, auf denen sein Neffe später das sizilische Einheitsreich aufbauen konnte, Robert Guiscard. In seinem persönlichen Schicksal spiegelt sich die ganze Problematik und Wildheit der normännischen Anfänge wie die ungeheure Schwierigkeit der Durchsetzung einer eigenen normännischen Staatlichkeit wider. Nur ein wirklicher Führer wie er, der persönliche Tapferkeit und an Tollkühnheit grenzende Einsatzbereitschaft mit überlegener Feldherrnkunst und klug abwägender Staatsmannschaft verband, konnte das fast unmöglich Erscheinende vollbringen, aus vielen ungeregelten Soldritterhaufen eine neue Gemeinschaft zu formen und an der Spitze dieser Gemeinschaft den Herrschaftsanspruch seines Volkes durchzusetzen.

Als Robert um die Mitte der vierziger Jahre des elften Jahrhunderts nach Italien kam, besaß er nichts als sein Schwert. Er war

der Sohn eines kleinen Grundherrn in der Normandie, Tankreds von Hauteville, dem es völlig an Mitteln fehlte, um seine zwölf Söhne standesgemäß zu versorgen. Das hatte schon vor Robert die Brüder aus der ersten Ehe des Vaters zur Auswanderung gezwungen. Er war ihnen nur gefolgt auf dem Wege nach dem Süden, wo sie es schon zu etwas gebracht hatten, hoffend, sie würden ihm über die ersten Schwierigkeiten hinweghelfen. Wilhelm Eisenarm, der älteste der Tankredssöhne, war bei Roberts Ankunft gerade gestorben. Sein großes Verdienst um die normännische Sache in Unteritalien bestand in der Errichtung eines zweiten Machtzentrums seiner Landsleute in Apulien, das neben den ersten Sammelpunkt der Normannen in Aversa getreten war. Als erster Graf von Apulien hatte Wilhelm die Eroberung der griechischen Zone eingeleitet. An seine Stelle trat nun Drogo, der nächstälteste Hauteville. Er nannte sich bereits italienischer Herzog und Graf aller Normannen Apuliens und Calabriens, ein Zeichen, in wie raschem Anwachsen die Macht des Geschlechtes begriffen war.

Indessen besagte dieser stolze Titel doch mehr, als Drogo damals in Wirklichkeit besaß. Seine Stellung beruhte so wenig wie die Rollos, als das „große Heer" der Wikinger im Seine-Mündungsgebiet zur Landnahme schritt, schon auf einer fest umrissenen Herrschgewalt. Er war nur der erwählte Oberführer gleichberechtigter Genossen, der wohl während gemeinsamer Kriegsfahrten unbedingten Gehorsam zu beanspruchen hatte, dem aber niemand als seinem Herrn unterworfen war, es sei denn, er hätte sich freiwillig durch einen persönlichen Eid ihm verbunden. Wie die Wikinger im Seinegebiet den Unterhändlern des westfränkischen Königs, hätten auch die apulischen Normannen auf eine Frage die Antwort geben können: „Wir haben keinen Herrn, wir sind alle gleich." Das starke Hervortreten des genossenschaftlichen Prinzips unter den ausgewanderten Normannen zeigt auf das deutlichste, wie wenig im Grunde die abendländisch-christliche Umwelt an den Rechtsvorstellungen der Nachkommen der Wikinger geändert hatte. Sobald sich eine ähnliche Lage ergab, kamen die in der Normandie bereits überwundenen alten Anschauungen und Gebräuche wieder zur Anwendung. Gerade in Apulien läßt sich erkennen, daß die erste staatliche Organisation der italienischen Normannen genau so wie die ihrer Vorfahren im Seine-Mündungsgebiet

auf dem Grundsatz der Beuteteilung beruhte. Zwölf gleichberechtigte Stadtfürstentümer begründete man dort. Der Vorort Melfi blieb gemeinschaftlicher Besitz aller.

Weiter war das Verhältnis der Normannen zu den lokalen Gewalten des Landes wie auch zum Deutschen Reiche, das eine Oberhoheit wenigstens über einen Teil Süditaliens beanspruchte, in den Jahren, als Robert Guiscard seine Laufbahn begann, ein völlig ungeklärtes geworden. Denn über die Stellung reiner Soldritter hatten sie sich schon vielfach erhoben, wenn auch noch äußerlich die Unterordnung unter die Fürsten von Salerno, Capua und Benevent gewahrt blieb. Robert bekam die ganze Unsicherheit aller Verhältnisse sofort am eigenen Leibe zu spüren. Sein Bruder Drogo wies ihn ab. Wir wissen nicht aus welchen Gründen, ob sie persönlicher Art waren oder ob, was wahrscheinlich ist, sich die Befürchtung dahinter verbarg, Robert könnte als Angehöriger des Geschlechtes der Hauteville, dem die Taten Wilhelm Eisenarms bereits großes Ansehen verschafft hatten, schnell ein gefährlicher Nebenbuhler werden. Genug, der mittellose Ankömmling mußte als einfacher Soldritter Dienste bei dem Fürsten von Capua nehmen, der ihm angeblich ein Kastell und die Hand seiner Tochter versprochen, ihn dann aber um den ausbedungenen Lohn betrogen und wieder entlassen haben soll. Nach verschiedenen Abenteuern setzte Drogo den jüngeren Bruder auf einer entlegenen Grenzfeste in Calabrien an, ließ ihn dort aber ohne jede weitere Unterstützung, so daß Robert gezwungen war, sich durch Wegelagerei den Lebensunterhalt für sich und seine Gefolgsleute zu beschaffen.

Die Sage hat sich frühzeitig dieser Epoche im Leben Robert Guiscards bemächtigt und alle möglichen Erzählungen an seine Person geknüpft, die allgemein von der listigen Kampfesart der Wikinger und Normannen im Schwange waren. Wenn dabei sicher auch das Bestreben mitgesprochen hat, den späteren Aufstieg Roberts durch Betonung seines kläglichen Anfangs und seiner völligen Mittellosigkeit um so glanzvoller erscheinen zu lassen, den Kern der Sache trifft diese Erklärung zweifellos nicht. Wenn noch um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die norwegische Thidreks-Saga an die Spitze ihrer Lebensgeschichte Dietrichs von Bern die Erzählung von einem Ritter und späteren König Samson von Salerni, der kein anderer als eben

Robert Guiscard gewesen ist, setzt, so wird darin deutlich, was schon die Zeitgenossen des späteren Herzogs von Apulien und die ihnen folgenden Geschlechter an diesem Manne immer wieder anzog und fesselte. Man empfand ihn als die reinste Verkörperung der eigenen Art. Es ist ja auch die für den Wiking wie für den Normannen charakteristische eigentümliche Mischung tollkühner Tapferkeit und listiger Verschlagenheit bei Robert gewesen, die ihm den Beinamen Guiscard, d. h. der Schlaukopf, eingetragen hat. Darüber hinaus aber sind die von Robert Guiscard erzählten Episoden für uns von Bedeutung, weil sie die oft verzweifelte Lage der italienischen Normannen in außerordentlich plastischen Bildern hervortreten lassen und zeigen, welch unerhörter Selbstbehauptungswille dazu gehörte, sich in den völlig verwirrten Verhältnissen des Südens der Apenninhalbinsel durchzusetzen. Erst dann versteht man die oft unmenschliche Härte und völlige Bedenkenlosigkeit dieser nordischen Ritter, die zunächst alle nur auf sich selbst gestellt waren und weder Freund noch Feinden trauen durften. Wie Robert einmal den byzantinischen Statthalter von Bisignano, mit dem er kurz zuvor einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen hatte, gefangennahm, nur um ein stattliches Lösegeld von ihm zu erpressen, so haben zahllose seiner Landsleute damals sich ihnen bietende Gelegenheiten benutzen müssen, um sich über Wasser zu halten oder einen Vorsprung vor ihren Rivalen zu gewinnen.

Der Grenzkampf mit den Griechen in Calabrien, von dem wir eben nicht viel mehr als jene Episoden kennen, die Roberts Rastlosigkeit und erfinderischen Sinn so anschaulich schildern, muß ihm doch schon ein gewisses Ansehen unter seinen Landsleuten verschafft haben. Sonst wäre es nicht zu verstehen, daß ihm Gerard von Buonalbergo, ein normännischer Baron mit einer stattlichen Gefolgschaft, bald ein Bündnis zu gemeinsamer Eroberung Calabriens angeboten und ihm seine Schwester zur Frau gegeben hätte, daß ferner Drogos Widerstand gegen diese Verbindung seines Bruders mit einem mächtigen Normannenführer durch den Einspruch seiner eigenen Gefolgsleute zugunsten Roberts gebrochen wurde. Von nun an vollzieht sich Guiscards Aufstieg ziemlich schnell. Er machte große Fortschritte in Calabrien und konnte bereits 1053 als anerkannter Führer neben seinem älteren Bruder Humfried, der dem ermordeten Drogo zwei Jahre zuvor in der apulischen Grafenwürde nachgefolgt

war, und Richard von Aversa an die Spitze des normännischen Gesamtaufgebotes gegen das von Leo IX. herangeführte päpstliche Heer treten. Als Humfried im Jahre 1057 starb, wurde er sofort zum Oberführer der apulischen Normannen erwählt und nahm, rücksichtslos den Erbanspruch der Söhne seines Bruders beiseiteschiebend, auch dessen Besitzungen für sich in Anspruch.

Nur sein höheres Ziel rechtfertigt die brutale Rücksichtslosigkeit Guiscards. Schon hatte der langobardische Prinzipat von Benevent so gut wie aufgehört zu bestehen, und die Fürsten von Salerno und Capua erwehrten sich nur noch mit Mühe ihrer normännischen Gegner. Von Jahr zu Jahr wurde der Zwang, die vernichtete staatliche Ordnung des Südens durch eine neue zu ersetzen, dringlicher. Diese Aufgabe war nicht zu lösen, wenn das gleichberechtigte Nebeneinander der zahlreichen normännischen Gefolgschaftsführer aufrechterhalten blieb und sich in Anlehnung an überkommene Herrschaftsrechte zu einer bunten Vielheit kleiner und kleinster Territorien weiterentwickelte. Deshalb mußte Robert Guiscard danach streben, möglichst viel Macht in der eigenen Hand zu vereinigen und die übrigen Großen langsam zu abhängigen Baronen herabzudrücken. Humfrieds Besitzungen waren zu zahlreich und als Machtfaktor zu wesentlich, als daß er sie anderen hätte überlassen können. Ihre Vereinigung mit den eigenen Gütern verstärkte seine Macht erheblich und war deshalb ein unabwendbares Erfordernis. Die apulischen Normannen erkannten allerdings sofort die Gefahr, die in dieser Zusammenballung von Machtmitteln in Roberts Händen für ihre Freiheit und Gleichberechtigung lag, und erhoben sich unter der Führung Peters von Trani, des alten Rivalen der Hauteville im Kampf um die apulische Grafenwürde. Guiscard hat sie damals mit raschen und kräftigen Schlägen niedergeworfen und unter seinen Willen gebeugt. Dennoch erscheint es zweifelhaft, ob er die ihm vom Schicksal gestellte Aufgabe jemals hätte lösen können, wenn seinen Plänen nicht eine unerwartete Unterstützung von außen zuteil geworden wäre.

Sie kam vom Papsttum, das bis dahin den Normannen ausgesprochen feindlich gegenübergestanden hatte. Je mehr die staatliche Ordnung des Südens ins Wanken geraten war und die anfänglichen Soldritter und Lehnsmänner der langobardischen Fürsten in eigene Herrschaften hineinwuchsen, um so mehr mußten sie nach einer Legiti-

mierung ihrer Ansprüche und nach moralischer Rechtfertigung ihren neuen Untertanen gegenüber streben. Unter diesen Umständen hatte sich ihr Augenmerk auf Rom gerichtet, wo das Papsttum unter dem Einfluß der Reform damals gerade in mächtigem Aufschwung begriffen war. Gelang es, diese höchste kirchliche und moralische Autorität des Abendlandes auf ihre Seite zu ziehen, so war alles gewonnen. Als Leo IX. 1053 mit seinem selbstgeworbenen Heere heranzog, um den Süden von den normännischen Wegelagerern zu befreien, hatten diese ihm ihre Unterwerfung angeboten, wenn er ihren Besitzstand anerkennen würde. Nach ihrem Sieg bei Civitá hatten sie sich erneut darum bemüht, die päpstliche Sanktion zu erhalten. Es wird uns aus einer Quelle berichtet, daß sie auf dem Schlachtfelde das Knie vor dem Papst, der ihnen eben noch als ihr erbittertster Gegner entgegengetreten war, gebeugt, seine Vergebung und seinen Segen erfleht und ihn dann ehrenvoll nach Benevent geleitet hätten, wo sie ihn in leichter Haft hielten, bis er wenigstens den Bann von ihnen nahm und ihren Besitzstand anerkannte. Nicht alles hatten sie also damals schon erreicht, aber durch ihre kluge und von sicherem politischem Instinkt bestimmte Mäßigung gegenüber Leo IX. wenigstens die Bahn zu einer endgültigen Verständigung freigemacht.

Diese erfolgte nun im Jahre 1059 zu Melfi. Die Haltung der Kurie hatte nach dem Tode Leos IX. noch mehrmals geschwankt. Stephan IX. dachte noch im Frühjahr 1058 daran, im Bunde mit seinem Bruder, Herzog Gottfried von Toscana, den Angriff auf die Normannen zu erneuern. Dann aber war plötzlich eine völlige Wendung der Dinge eingetreten, die mit der Lösung des Papsttums aus der Abhängigkeit vom deutschen Kaisertum zusammenhängt. Unter Hildebrands, des späteren Papstes Gregor VII., Führung hatte man in Rom den entscheidenden Schritt gewagt und sich losgesagt von Heinrich IV. Es war zu erwarten, daß diese Absage vom Reich nicht ruhig hingenommen werden würde. Das Papsttum bedurfte also eines Rückhaltes, um für den bevorstehenden Kampf mit dem Kaisertum gerüstet zu sein. Das war der Augenblick, wo die Normannen in Süditalien große Bedeutung für die Kurie gewannen. So kam es im Sommer des Jahres 1059 zu jener denkwürdigen Reise Papst Nikolaus II., deren Ergebnis die Belehnung Richards von Aversa mit

dem ehemaligen Fürstentum Capua und Robert Guiscards mit Apulien, Calabrien und Sizilien war.

Es ist müßig, darüber zu streiten, auf Grund welcher Rechtstitel die formell der deutschen und der byzantinischen Oberhoheit unterstehenden Gebiete vom Papste an die beiden Normannenführer verliehen werden konnten. Richard von Aversa und Robert Guiscard waren die letzten, danach zu fragen. Ihnen kam es ja nur darauf an, eine Legitimierung ihrer Herrschaftsansprüche vor allem der einheimischen Bevölkerung gegenüber zu erhalten. Und die konnte ihnen keiner besser zuteil werden lassen als ein Nachfolger Petri.

Die Abmachungen von Melfi umrissen nicht nur in aller Deutlichkeit die Grenzen des Gebietes, das Robert Guiscard als ihm zugehörig betrachtet wissen wollte, d. h. außer Apulien und Calabrien auch die damals noch in den Händen der Mohammedaner befindliche Insel Sizilien. Sie gaben ihm nicht nur einen wertvollen Rechtstitel seinen italienischen Untertanen gegenüber. Wichtiger noch war, daß sie ihn endgültig aus der Menge der normännischen Großen und Gefolgschaftsführer heraushoben, ihn zum Herrn machten über die ehemals gleichberechtigten Genossen. Wieder muß die Parallele zu den Verhältnissen in der Normandie gezogen werden. Für Rollos Aufstieg und die Festigung der herzoglichen Gewalt war zweierlei von entscheidender Bedeutung gewesen: einmal, daß es ihm gelang, das Führeramt an seinen Sohn zu vererben, also eine Dynastie zu begründen; zum zweiten, daß er allein vom westfränkischen König mit der Normandie belehnt wurde und dadurch eine eigentümliche Mittlerstellung zwischen seinen Fahrtgenossen und dem formalrechtlichen Oberherrn und Eigentümer des normännischen Siedlungsgebietes an der Seine-Mündung gewann. Nur so konnte sich mit der Zeit eine feste Zentralgewalt herausbilden, die ihren Führungsanspruch siegreich gegen die Adelsfronde zu behaupten und ihre Befugnisse dauernd zu erweitern vermochte. Ganz ähnlich ist die Entwicklung in Süditalien verlaufen. Die Aufeinanderfolge von vier Söhnen Tankreds von Hauteville im apulischen Grafenamt hatte schon so etwas wie den Erbanspruch einer Dynastie begründet. Indem Nikolaus II. auf seiner Reise nach Melfi die Dreieinigkeitskirche zu Venosa, eine Stiftung Drogos und Grabstätte der drei ersten Grafen von Apulien, weihte, erkannte er als künftiger Lehnsherr der Normannen diesen Anspruch gewissermaßen

symbolisch an. Es war das eine unmißverständliche politische Demonstration gewesen, die die Verhandlungen von Melfi in wirksamer Form einleitete. Nun kam hinzu, daß Robert für sein Gebiet allein den päpstlichen Lehnsauftrag erhielt, alle Rechtfertigung der Normannenherrschaft in Apulien und Calabrien und künftig auch in Sizilien auf seinem Lehnsverhältnis zur römischen Kirche beruhte, Auflehnung gegen seinen Willen also Auflehnung gegen den päpstlichen Oberherrn und damit Rechtlosigkeit bedeuten mußte. Es ist leicht einzusehen, wie sehr Roberts Stellung dadurch gestärkt wurde. Die Belehnung von Melfi stellt so eine der wichtigsten Etappen in der staatlichen Entwicklung der italienischen Normannen dar. Sie bedeutet die Begründung einer festen normännischen Zentralgewalt. In Roberts persönlichem Aufstieg vom einfachen Soldritter über den erwählten Oberführer einer ritterlichen Genossenschaft zum päpstlichen Lehnsmann spiegelt sich also die fortschreitende Verselbständigung der Normannen und ihre allmähliche Staatwerdung mit aller Klarheit wider.

Durch einen Rechtsakt allein ist freilich noch niemals in der Geschichte ein lebensfähiges und dauerndes Gemeinwesen geschaffen worden. Immer bedurfte es der großen Führerpersönlichkeit, um den äußeren Rahmen mit wirklichem Leben zu füllen. Robert Guiscard ist sich von Anfang an darüber klar gewesen, daß sein zu Melfi begründetes apulisches Herzogtum einstweilen mehr Anspruch als Wirklichkeit war. Wie er einen großen Teil des Gebietes, mit dem ihn der Papst belehnt hatte, erst noch erobern mußte, so wußte er, daß ihm noch ein schwerer Kampf mit seinen normännischen Landsleuten bevorstand, weil diese nicht daran dachten, sich ihm einfach zu unterwerfen und auf ihre Gleichberechtigung Verzicht zu leisten. Bei dem Stande der damaligen Waffentechnik war es nicht einfach, die vielen Gegner niederzuzwingen. Denn jede Burg und jede ummauerte Stadt erforderten oft langwierige Belagerungen, die die Kräfte des Herzogs banden und ihn hinderten, andere bedrohte Punkte zu schützen. Hatte er in Apulien seine Herrschaft gegen die dauernden Umtriebe der Nachkommen Peters von Trani wiederhergestellt, so brach in Calabrien unter seinem Neffen Abälard, dem von ihm enterbten Sohn Humfrieds, ein neuer Aufstand los. Dazu kamen die fortwährenden Spannungen und Entzweiungen Roberts mit seinen Brüdern, mit Wilhelm

vom Prinzipat und besonders mit dem jüngsten der Tankredsöhne Roger, der an seiner Seite den Kampf um Calabrien führte und bald nach Sizilien vorstieß, mit seinem Schwager Gisulf von Salerno, der die letzte langobardische Position in Süditalien mit äußerster Entschlossenheit verteidigte, und mit Richard von Aversa, seinem natürlichen Rivalen in der Führung der Normannen, der die Machterweiterung des apulischen Herzogs mit wachsendem Mißtrauen beobachtete. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch die fremden, am normännischen Herrschaftsbereich interessierten Mächte sich fortwährend einmischten. Jede Empörung apulischer und calabrischer Barone durfte sicher sein, an Byzanz Rückhalt zu finden. Ja, selbst der eigene Lehnsherr bereitete dem Herzog Schwierigkeiten, wo er nur konnte. Gregor VII. hat jene divide-et-impera-Politik begründet, die fast ein Jahrhundert lang die Stellungnahme der Kurie zu den staatlichen Verhältnissen des Südens bestimmen sollte. Sie suchte immer zu verhindern, daß die normännische Einigung Wirklichkeit wurde, weil sie die gesammelte Macht ihrer Lehnsleute nicht mit Unrecht fürchtete. Wie Gregor schützend vor Gisulf von Salerno trat und mit Bann und Interdikt nicht sparte, um Roberts Machterweiterung aufzuhalten, so haben sich seine Nachfolger den Plänen Rogers II. entgegengestellt. In einem wahrhaft heroischen Ringen hat Robert sich gegen alle diese Widerstände in den beiden nächsten Jahrzehnten durchgesetzt. Nacheinander sind alle seine Feinde vor diesem rastlosen Streiter, der immer in vorderster Linie kämpfte und keine Gefahr vermied, der als erster die Sturmleitern bestieg und mehrmals schwer verwundet wurde, der oft in eigener Person die Stellung des Gegners auskundschaftete und sich in Verkleidung sogar in feindliche Städte hineinwagte, zusammengebrochen. Zuletzt Papst Gegror VII., der sich 1080 den Forderungen Guiscards beugen mußte.

Niemand aber wird auch vielen Gegnern des Herzogs sein menschliches Mitgefühl versagen. Brutal und gewaltsam war die Art Guiscards, mit der er sich über jedes andere, noch so gut begründete Recht hinwegsetzte, wo es die Stärkung seiner Herrschaft galt. Geht man den Dingen auf den Grund, so ergibt sich doch, daß das alles nur dem höheren Ziele der Schaffung einer neuen staatlichen Ordnung diente. Zwar ist der Mann hier weniger denn je von seinem Werk zu trennen.

Robert lebte gewiß seinen starken Trieb zu herrschen aus, aber er schuf damit erst die Voraussetzungen für die Zukunft seiner Normannen, die ihre Kräfte in dem ständigen Kampf untereinander verzehren mußten, wenn keine feste Zentralgewalt entstand. Es ist kein kleinlicher Zug in Guiscards Charakter. Als Roger, um seiner jungen Frau eine standesgemäße Ausstattung geben zu können, die Einlösung eines Versprechens von seinem Bruder forderte, das ihm die Hälfte Calabriens zugesichert hatte, verweigerte Guiscard die Erfüllung, und der Chronist Gaufred Malaterra sagt dazu, Robert sei freigiebig mit Geld, aber sparsam mit Land und Leuten gewesen. Der Ausspruch trifft ausgezeichnet den Kern der Sache. Nicht auf den Reichtum selber kam es dem Herzog an, sondern auf die politische Macht, die dahinterstand. Nicht reine Habgier, wie viele Zeitgenossen und auch neuere Geschichtsschreiber behauptet haben, trieb ihn zum Beispiel an, im Jahre 1078 bei der Heirat einer seiner Töchter mit dem Sohne des Markgrafen Azzo von Este von seinen Normannen eine hohe Beisteuer für die Ausstattung der Prinzessin zu fordern. Der eigentliche Grund lag viel tiefer und war ein politischer. Es kam dem Herzog damals darauf an, seinen Landsleuten zu zeigen, daß er in ihnen nicht mehr gleichberechtigte Genossen sah, sondern abhängige Vasallen, die nach der Anschauung der Zeit für die Mitgift der Tochter ihres Lehnsherrn aufzukommen hatten. Wenn gegen diese Auffassung Roberts sich noch einmal ein allgemeiner Aufstand erhob, so zeigt das nur, wie gut die Normannen ihren Herzog verstanden hatten. Mit dem Siege Guiscards wurde ein wichtiges Herrenrecht durchgesetzt. Wer wollte ihn wegen seiner Unbedenklichkeit in der Anwendung aller Mittel verurteilen? Niemand handelte anders zu seiner Zeit, und mit Überredung und Großmut wäre die staatliche Neuordnung nicht zu begründen gewesen. In den meisten Fällen half eben nichts anderes als nackte Gewalt und blutigster Terror.

Überblickt man die beiden, von unaufhörlichen Kämpfen erfüllten Jahrzehnte von 1060 bis 1080, in denen Robert Guiscard seinen Herrschaftsanspruch im wesentlichen durchsetzte, so will es fast unglaublich erscheinen, daß gerade in diesen Jahren gleichzeitg die größten Eroberungen gemacht werden konnten. Die ständigen inneren Wirren haben Roberts Unternehmungen zwar oft gestört und ihren Erfolg

verzögert, verhindern konnten sie sie nicht. Mit der dreijährigen Belagerung von Bari (1068 bis 1071) schließt der Kampf mit den Griechen um Apulien ab. Das italienische Festland war seitdem für Byzanz unwiederbringlich verloren. Um dieselbe Zeit brachte der Herzog, unterstützt von seinem jüngsten Bruder Roger, auch den letzten Rest Calabriens unter seine Gewalt, um von hier aus über die Meerenge von Messina sofort den Angriff auf Sizilien zu eröffnen. Die interessanteste Seite an der Eroberung dieser Insel durch die Normannen ist nun die Verwendung der Glaubenskampfidee, die Amatus von Monte Cassino, wie wir sahen, schon in die normännischen Anfänge hineindeuten wollte. Jetzt erst tritt sie wirklich auf und konnte eine bedeutende Rolle spielen. Denn es handelte sich ja nun wirklich um einen Kampf gegen die Ungläubigen. Im sizilischen Kriege wurde es üblich, daß die Normannen vor der Schlacht beichteten und kommunizierten, daß an eroberten Orten sofort Kirchen erbaut, nach dem Siege feierliche Messen abgehalten und ein Teil der Beute der Kirche dargebracht wurde. So hat zum Beispiel Roger nach der Schlacht von Cerami (1063), in der den Kämpfenden zum erstenmal der Ritter Sankt Georg, der spätere Patron der Kreuzfahrer, erschienen sein soll, reiche Geschenke an Papst Alexander II. gesandt. Selbstverständlich waren diese religiösen Motive für die Tankredsöhne wie für ihre Landsleute nicht die ausschlaggebenden, sondern mehr dazu bestimmt, die normännische Stoßkraft zu erhöhen und ihrem Unternehmen in den Augen der Zeitgenossen eine unangreifbare Rechtfertigung zu geben.

Außergewöhnlich und phantastisch wie die Laufbahn und die Schicksale dieses Mannes, wie sein Aufstieg vom Wegelagerer und Soldritter zum mächtigen Herzog von Apulien ist auch der Abschluß seines Lebens gewesen, ein gewaltiges Finale von unerhörter dramatischer Wucht. Kein Geringerer als Heinrich von Kleist hat es in seinem monumentalen Fragment gestaltet. Und wenn er auch in dichterischer Freiheit mit den geschichtlichen Begebenheiten schaltet, kein Geschichtsschreiber könnte die ragende Größe Robert Guiscards eindringlicher und lebenswahrer schildern als jene fragmentarischen Szenen des Dichters. Von diesem Helden hing tatsächlich damals alles ab. Verloren war ohne ihn das Volk, das sich bei Kleist in banger Sorge um

das Zelt des Herzogs drängt und glücklich ist, als er sich ihm zeigt und Siegesgewißheit zur Schau trägt, obwohl die tödliche Krankheit ihn schon befallen hat. Der ganze Verlauf des Feldzuges gegen die Griechen beweist ebenso wie der nach Guiscards Tode rasch eintretende Zerfall des Herzogtums Apulien, wie tief Kleist in das Wesen auch des geschichtlichen Vorganges eingedrungen ist. Ob freilich wirklich der Griff nach der Kaiserkrone von Byzanz als Leitziel hinter der letzten großen Kriegstat Guiscards stand, läßt sich so eindeutig nicht beantworten. Es gibt sehr reale Gründe, die seinen Angriff auf das griechische Reich erklären können. Byzanz war die Zufluchtsstätte aller politischen Gegner des Herzogs geworden, und der Basileus hatte die verlorenen italienischen Provinzen keineswegs aufgegeben, sondern arbeitete mit allen Mitteln der Bestechung und Verlockung, um die apulische Fronde immer von neuem gegen den Herzog zu erwecken. Unteritalien war kein gesicherter Besitz der Normannen, solange der griechische Gegner nicht tödlich getroffen wurde. Der Herzog konnte also an den natürlichen Grenzen seines Machtgebietes nicht stehenbleiben. Es war die politische Dynamik des Mittelmeerraumes, die ihn in ihren Bann schlug und ihn an der Schwelle des Greisenalters in die ganz großen Zusammenhänge weltgeschichtlicher Abläufe hineinzog. Inmitten der größten Erfolge, die allein seiner Zielsicherheit und Unerschrockenheit verdankt wurden, und ihm schon den Weg nach Constantinopel zu eröffnen schienen, rief ihn der Angriff Heinrichs IV. auf Rom und ein apulischer Aufstand zurück. Während er Gregor VII. aus dem geplünderten und in Brand gesteckten Rom rettete und die Rebellen mit unwiderstehlicher Kraft niederwarf, brach das auf griechischem Boden Erreichte zusammen. Im Begriff, den Ansturm auf Byzanz zu erneuern, nahm der Tod dem Helden das Schwert aus der Hand. In überstürzter Flucht rettete sich das normännische Heer nach Italien.

Mit einer echten, fast abenteuerlichen Wikingtat schließt so das kampffrohe Leben dieses größten aller Tankredsöhne. Was er in vierzigjähriger Tätigkeit geschaffen hatte, war kein fertiger Staat. Dazu hatte die ihm gesetzte Frist auf dem schwierigen, durch die Kämpfe von Jahrhunderten zerwühlten Boden Unteritaliens nicht ausgereicht. Die Aufgabe, die das Schicksal ihm stellte, war schwerer gewesen als die von Rollo einst gemeisterte, denn auf der Apennin-

halbinsel fehlte vor allem die völkische Geschlossenheit der normännischen Einwanderer. Darauf beruht die tiefste Problematik ihrer Lage, und diese zu beseitigen, stand nicht in der Kraft eines Menschen. Eins aber hatte Guiscard erreicht. Er hatte dem Gedanken einer neuen staatlichen Ordnung, die gleich allen andern wikingischen und normännischen Staatsgründungen ihren Mittelpunkt in einer starken Führergewalt fand, zum Durchbruch verholfen. Auf der von ihm gewiesenen Bahn und in engster Anlehnung an seine letzten Ziele hat später sein großer Neffe, Roger II., das normännische Einheitsreich vollendet.

Wilhelm der Eroberer

Die zweite Epoche nordischer Ausbreitung hatte im Anfang des elften Jahrhunderts fast unter denselben Vorzeichen begonnen wie die erste. Die kleine Landschaft an der Seine-Mündung, die als Ausgangspunkt der Wanderbewegung nun mehr und mehr an die Stelle des skandinavischen Mutterlandes rückte, sah Jahr um Jahr die junge waffenfähige Mannschaft nach dem Süden, vor allem ins Mittelmeergebiet, ziehen und nur selten zurückkehren. Das Herzogtum gewann auf diesen neuen Aufbruch ebensowenig Einfluß wie einst die staatlichen Gewalten Skandinaviens auf die Fahrten der Seekönige und ihrer Gefolgen. Was die Heimat verließ, war ihr so gut wie verloren. Wenn der Normandie dennoch das Schicksal Skandinaviens, seine besten Kräfte immer wieder für ferne Ziele und fremde Welten hergeben zu müssen, erspart blieb, so verdankte sie das vor allem Herzog Wilhelm, der seinen Normannen wieder eine große Aufgabe stellte, den Kräfteüberschuß seines Landes in einer staatlich geleiteten Expansion auffing und auf diese Weise verhinderte, daß er sich in einer uferlosen Ausbreitung nutzlos verbrauchte.

Die Geschichte hat diesem siebenten Herzog der Normandie aus dem Geschlechte Rollos nach seiner weithin sichtbaren, den Zeitgenossen wie den nachfolgenden Geschlechtern so recht augenfälligen Tat den Beinamen „Der Eroberer" gegeben. Diese Bezeichnung lenkt indessen leicht von dem historisch Wesentlichen ab. Denn nicht der militärische Sieg über die Angelsachsen und die kriegerische Inbesitznahme der Insel sind das Entscheidende und Bedeutsame an der Leistung Wilhelms. Viele ebenso glänzende Waffentaten der Wikinger wären dem an die Seite zu stellen, und als seemännische Leistung steht die Landung Wilhelms in England hinter mancher anderen Unternehmung der kühnen nordischen Seefahrer, die in ihren kleinen offenen Booten furchtlos die wildesten und weitesten Meere bezwangen, zweifellos weit zurück. Das großartige Aufbauwerk, das sich der Eroberung Eng-

lands anschloß, die staatliche Neuordnung, die Wilhelm auf der Insel durchführte, die endgültige Eingliederung dieses Landes in den Zusammenhang der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung des germanisch-romanischen Völkerkreises und die Wirkungen, die von dem normannisierten England noch lange auf das Festland ausstrahlten, sind das bleibende und eigentliche Verdienst des Eroberers. Auch er war ein großer Kriegsheld und ein noch größerer Organisator, ein überragender Staatengründer. In seiner Tat vollendete sich nach anderthalb Jahrhunderten das Werk Rollos und seiner Nachfolger, denn die Eroberung Englands war die der Normandie durch ihre geographische Lage von der Geschichte gestellte große Aufgabe.

Was dem Reiche Knuds vom Schicksal versagt worden war, das wurde der Gründung Rollos in überreichem Maße zuteil. Eine ununterbrochene Folge tüchtiger Herrscher baute im zehnten Jahrhundert die Herzogsgewalt in der Normandie zielsicher und folgerichtig weiter aus, sammelte und ordnete die Kräfte des jungen Staates, sicherte seinen Bestand in schweren Kämpfen nach außen hin und überwand die inneren Spannungen, bis die Stunde des Handelns gekommen war und die Umwelt mit Staunen wahrnehmen mußte, zu welchen Leistungen das kleine Gemeinwesen an der Seine-Mündung auf Grund seiner vorbildlichen Organisation und der Zusammenfassung aller staatlichen Machtmittel in der Hand des Herzogs fähig war. Die große Bewährungsprobe, die Rollos Gründung durch Wilhelm den Eroberer ablegte, warb nachhaltiger, als jede theoretische Begründung es vermocht hätte, für die neuen Grundsätze und Ideen, die von den Normannen in ihrem Staate verwirklicht worden waren. Nicht nur in England, wohin Wilhelm ja die Regierungsmethoden seiner Heimat unmittelbar übertrug, sondern auch in Frankreich hat die normännische Staatlichkeit fortan Schule gemacht, während gleichzeitig von Süditalien die Wirkungen der Gründung Robert Guiscards auf das Mittelmeergebiet ausstrahlten. Das normännische Wesen und Denken wurde jetzt ein ganz entscheidender Faktor für den Aufbau der hochmittelalterlichen abendländischen Welt. Die nordgermanische Ausbreitung begann für den gesamten christlichen Völkerkreis ihre Früchte zu tragen.

Aus einer glücklichen Verbindung nordischer Tradition mit Elementen, die von der fränkischen Umgebung und der abendländischen Welt

dargeboten wurden, ist die normännische Staatlichkeit erwachsen. Ihre großen Gestalter und Former wurden die Nachfolger Rollos im Herzogsamt, vor allem der Enkel des Staatsgründers, Richard I., dessen Regierung fast die ganze zweite Hälfte des zehnten Jahrhunderts ausfüllte und dem jungen Gemeinwesen nach den Krisen, die dem Tode Rollos und seines Sohnes Wilhelm Langschwert folgten, gerade in den entscheidenden Übergangsjahren eine ruhige Entwicklung sicherte. Die Hauptgefahr für die Existenz des eben errichteten Staates bildete zunächst zweifellos der unbändige Freiheits- und Unabhängigkeitswille der normännischen Großen. Diese früheren Gefolgschaftsführer des siedelnden Wikingheeres und ihre Nachkommen wehrten sich mit verbissenem Trotz gegen die vom Herzog verlangte Unterordnung unter seinen Befehl. Sie wollten, als freie Eigentümer auf dem ihnen bei der Landverteilung durch das Los zugewiesenen Grund und Boden sitzend, ihre Gleichberechtigung mit dem Fürsten unter allen Umständen aufrechterhalten. Als Rollo gestorben und damit die persönliche Autorität des in Krieg und Frieden bewährten Oberführers in Fortfall gekommen war, empörte sich ein Teil der Großen sofort gegen Wilhelm Langschwert, obwohl dieser schon mehrere Jahre neben dem Vater regiert und in aller Form von den Normannen als Nachfolger im Herzogsamt anerkannt worden war. Es gelang Wilhelm, die Empörung mit Waffengewalt niederzuschlagen, aber ihm wurde eine Bedingung auferlegt, die ein überaus instruktives Licht auf die Verhältnisse in der Normandie wirft. Der Herzog mußte sich nämlich entschließen, seinen jungen Sohn und künftigen Nachfolger Richard den Baronen zu übergeben, damit er, wie unsere Quelle sagt, in Bayeux die nordische Sprache erlerne.

Selbstverständlich kam es dem Adel nicht eigentlich auf den Sprachunterricht an. Er wollte, indem er den jungen Richard bei sich erzog, den künftigen Herzog in seine Vorstellungswelt einführen und ihn den Einflüssen entziehen, denen er am Hofe in Rouen ausgesetzt war. Seine Welt war die alte nordische Tradition, in der seine Freiheit und Gleichberechtigung verankert war. Dagegen vertrat die Herzogsgewalt schon unter Rollo mit allem Nachdruck den Standpunkt, daß die Normannen sich den Anschauungen und Sitten ihrer fränkischen Umwelt anpassen und sich der abendländischen Kultur vorbehaltlos aufschließen müßten. Rollo hatte sich sofort den Bedingungen des fränki-

schen Lehnrechtes gefügt, war zum Christentum übergetreten und hatte offenbar auch bald die fränkische Sprache an seinem Hofe eingeführt, so daß sein Enkel kaum ein Menschenalter nach der Landnahme des Nordischen schon nicht mehr mächtig war. Um so fester hielten nun die Großen am Brauchtum der Väter und an der religiösen Überlieferung des Nordens fest. Das Ringen zwischen Herzogsgewalt und Adel wurde immer mehr zur Auseinandersetzung zweier Welten, und es war nur natürlich, daß die Herzöge in diesem Kampf Rückhalt am fränkischen Königtum und an der abendländischen Kirche suchten und fanden, während die Großen die Hilfe des skandinavischen Mutterlandes anriefen.

Der innere Gegensatz von Herzogtum und Großen schwächte die Normandie so sehr, daß es nach dem vorzeitigen Tode Wilhelm Langschwerts - er wurde 942 bei Verhandlungen mit dem Grafen von Flandern ermordet - fast zur Auflösung des jungen Staatswesens gekommen wäre. Die Großen, in deren Gewalt sich der junge Richard noch immer befand, hatten auf die Kunde vom Tode Herzog Wilhelms sofort eine Regentschaft eingesetzt. Sie schienen das Spiel gewonnen zu haben. Aber bald zeigte es sich, daß sie nicht imstande waren, die Normandie vor den von außen her drohenden Gefahren zu bewahren. Der fränkische König kam ins Land, forderte als Oberlehnsherr die Vormundschaft über den jungen Herzog und verlangte seine Auslieferung. Die Großen mußten sich dem Machtgebot des Königs fügen, der Richard mit sich fortführte. Das Ergebnis war also, daß die Normandie in völlige Abhängigkeit vom fränkischen König geriet. Nur der Umstand, daß auf die normännischen Hilferufe hin nordischer Zuzug im Seine-Mündungsgebiet erschien und die französischen Großvasallen mit ihrem König aneinandergerieten, hat damals verhindert, daß die Normandie ihre Selbständigkeit verlor. Die Adelspartei hatte versagt. Es erwies sich, daß ihre Mitglieder nur im Negativen, d. h. in der Ablehnung einer starken Herzogsgewalt, einig waren, sonst aber jedes nur an sich selber dachte. Als die nordische Hilfe nach dem Friedensschluß mit den Franken wieder abgezogen war, hielten es die Großen doch für geraten, sich ebenfalls in die lehnrechtlichen Beziehungen ihrer fränkischen Umwelt einzufügen, in die bislang ja nur die Herzogsgewalt eingeordnet war. Sie taten also das, was ihre Väter 911 als ehrenrührig und freiheitsmindernd empfunden und darum abgelehnt hatten, und sie taten es jetzt ohne Rücksicht auf die Interessen

des Ganzen, indem sie sich in die Huld der verschiedensten fränkischen Herren ergaben, teils dem König, teils dessen kapetingischem Rivalen oder anderen fränkischen Großen.

Diese Ereignisse zeigen deutlich, daß die lehnrechtlichen Gedanken sich mit unaufhaltsamer Stärke auch im Kreise der Normannen durchzusetzen begannen, daß also Rollo weiter gesehen hatte als seine Fahrtgenossen, wenn er sofort den Anschluß an das fränkische Lehnswesen vollzog. Es ergab sich aber auch, daß die Lehnshuldigung an verschiedene fränkische Oberherrn die Einheit des jungen normännischen Staates völlig auflösen und sein Hoheitsgebiet zerreißen mußte. So konnte es nach diesen Vorkommnissen keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die normännischen Gesamtinteressen am besten vom Herzogtum vertreten wurden, daß die von Rollo begründete Mittlerstellung der Herzogsgewalt zwischen den skandinavischen Siedlern und den Franken unter allen Umständen wiederhergestellt und erhalten werden mußte, wenn die Normandie überhaupt ein eigenes Leben führen wollte. Es war das große Verdienst des jungen Richard, der inzwischen seine Freiheit durch Flucht aus der fränkischen Gefangenschaft zurückgewonnen hatte, daß es ihm gelang, die eigenmächtigen Huldigungen der normännischen Großen wieder rückgängig zu machen und den fränkischen König unter geschickter Ausnutzung der zwischen Karolingern und Kapetingern bestehenden Spannungen zum Verzicht auf jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Normandie zu zwingen. In einem zweiten Vertrage von St. Clair sur Epte blieb die Lehnsoberhoheit über das Gebiet der Seine-Normannen der fränkischen Krone zwar unbestritten, aber sonst wurde dem König jedes weitergehende Recht genommen. Der Herzog wurde nun Herr im eigenen Hause, seine Stellung gegenüber den widerspenstigen Großen erheblich gestärkt. Zu weiteren Konflikten mit dem fränkischen Königtum kam es nicht mehr, da Richard rechtzeitig den Übergang zum neuen Königsgeschlecht der Kapetinger vollzog, das den loyalen normännischen Lehnsträger nun in jeder Weise begünstigte.

Unsere Quellen gestatten uns nicht, im einzelnen zu verfolgen, wie sich die lehnrechtliche Unterordnung der ursprünglich auf freiem Eigentum sitzenden normännischen Großen unter die Herzogsgewalt vollzog. Erst ein Jahrhundert später erkennen wir die Entwicklung als abgeschlossen. Aber es kann kein Zweifel sein, daß sie bereits unter

Richard I. begann. Nachdem die Großen die Nutzlosigkeit ihres Widerstandes gegen die feudalistische Ordnung, deren Gesetze damals das ganze Abendland beherrschten, eingesehen hatten, gewöhnten sie sich allmählich daran, in dem früher nur als Ersten unter Gleichen angesehenen Herzog ihren Lehnsherrn zu erkennen, der das Recht hatte, ihren Kriegsdienst zu fordern. Der Herzog gewann so die unbedingte Verfügung über die gesamte Wehrkraft des Landes. Und ein anderes ist in diesem Zusammenhang wichtig. Lange Zeit hat die historische Forschung vor allem die zerstörenden und auflösenden Funktionen des Lehnswesens unterstrichen, wie sie sich in besonders erschreckendem Umfang später in Deutschland zeigten. Neuere Untersuchungen haben nun unwiderleglich dargetan ,daß dem Lehnrecht auch ein herrschaftlicher Faktor innewohnte, der bei richtiger Entwicklung das Gegenteil bewirkte: erhöhte Konzentration staatlicher Macht. Und sie haben die Normandie als das Gebiet erwiesen, in dem diese Mobilisierung der im Lehnrecht enthaltenen herrschaftlichen Tendenzen am frühesten und vollständigsten gelang. Die Normandie wurde so zum klassischen Lande einer Lehnsordnung, die das Herrenrecht betonte. Sie gestattete dem Herzog jederzeit den Rückgriff auf die Leistungen der Aftervasallen, sicherte ihm die Vormundschaft über unmündige Lehnsträger und führte schließlich zu einer genauen zahlenmäßigen Fixierung der zu stellenden Lehenskontingente, so daß der Herzog sich stets über die Größe des ihm zur Verfügung stehenden Aufgebotes im klaren war und den Zuzug seiner Lehnsleute nicht immer mit neuen Zugeständnissen erkaufen mußte. Die Seine-Normannen leisteten mit der Durchsetzung dieser neuen Auffassung vom Lehnswesen einen wichtigen allgemeinen Beitrag zur staatlichen Entwicklung des ganzen Abendlandes.

Je mehr die früher selbständigen und gleichberechtigten Großen unter der Einwirkung der lehnrechtlichen Vorstellungen zu herzoglichen Baronen herabsanken, um so mehr veränderte auch das zentrale Verwaltungsorgan des jungen normännischen Staates, die Curia ducis, seinen Charakter. War dieser herzogliche Rat zunächst nichts anderes als die Fortsetzung des Führerrates der Wikinger gewesen, dessen Beschlüsse allein die Gesamtheit der Normannen verpflichteten, so wurde er nun mehr und mehr zu einer Versammlung der Vertrauten und nächsten Ratgeber des Herzogs, deren Zusammen-

setzung ganz vom Willen des Fürsten abhing. Damit gewann der Herzog entscheidenden Einfluß auf die gesamte Rechtsprechung und Gesetzgebung des Staates. Als persönlicher Garant des Landfriedens besaß er schon weitgehende Strafbefugnisse, die allein ihm die Aufrechterhaltung der Friedensordnung ermöglichten. Das alles wirkte zusammen, um seine Autorität auch in diesem wichtigen Bereiche staatlicher Tätigkeit erheblich zu steigern und die Herzogsgewalt zur entscheidenden Instanz zu machen. Durch Entscheidung einzelner Streitfälle entwickelte sich auf gewohnheitsrechtlichem Wege nun allmählich aus der Anpassung des nordischen Brauchtums und der skandinavischen Rechtsüberlieferung an die Rechtsvorstellung der fränkischen Umwelt und aus den besonderen Bedingungen, unter denen die Normannen im Seine-Gebiet lebten, ein national-normännisches Recht. Wenn der Herzog auch nicht als Setzer dieses Rechts hervortrat - weil das der immer noch wirksamen gemein-germanischen Anschauung vom Recht als der durch ihr Alter geheiligten, von den Vätern überkommenen Satzung, die der Willkür des einzelnen entzogen sein und immer in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Rechtsempfinden stehen sollte, widersprochen hätte -, so war er zweifellos praktisch doch sein maßgeblicher Anreger und Gestalter. Erst am Ende des elften Jahrhunderts wird uns die rechtsschöpferische Tätigkeit der Curia ducis in den 1091/92 kodifizierten Consuetudines et justiciae faßbar. Auch sie spiegeln die starke Stellung der Herzogsgewalt in der Sphäre des Rechtslebens der Normandie deutlich wider.

Wie Heerwesen, Gesetzgebung und Rechtsprechung wurde auch die eigentliche Verwaltung des Staates in die straffste Abhängigkeit vom Herzogtum gebracht. Sie erwuchs allmählich aus der Verwaltung des herzoglichen Gutes, das Rollo bei der Landteilung 911 erworben hatte und das sich durch Neuerwerbungen und Konfiskation von Gütern aufständischer Großer beständig vermehrte. Die Nachfolger Rollos hielten die Verwalter ihrer Domänen und ihre Getreuen, die sie mit der Wahrnehmung bestimmter Staatsämter betrauten, unter strenger Aufsicht. Die Kleinräumigkeit ihres Hoheitsgebiets ermöglichte überdies eine ziemlich genaue Kontrolle der Tätigkeit ihrer Beamten, die in den Lehnsnexus nicht mit einbezogen wurden, jederzeit absetzbar waren und deshalb den Willen ihres herzoglichen Herrn sorgfältig beachten mußten, um ihr Amt nicht zu verlieren. Sie bildeten das natür-

liche Gegengewicht gegen die Lehnsaristokratie, die auf ihren festen Burgen saß und grundherrliche Rechte ausübte, aber nicht in die eigentliche Staatsverwaltung eingreifen konnte, weil sie keine Ämter erhielt. Eine Entfremdung von Staatsgut und Teilen der Staatsgewalt durch allzu selbständig werdende Lehnsträger wurde auf diese Weise von vornherein vermieden. Der Herzog blieb unbeschränkter Herr der Verwaltung, als deren Mittelpunkt der Hof zu Rouen immer größere Bedeutung gewann. In kluger Abschätzung der Wirkungen, die von einer äußeren Repräsentation ihrer Macht und ihres Reichtums ausgehen mußte, entfalteten die Herzöge in ihrer festen Residenz allen Glanz und Prunk, dessen sie fähig waren. Die Persönlichkeit des jeweiligen Herrschers rückte auf diese Weise immer stärker in den Mittelpunkt des staatlichen Lebens. Auf ihn sollten alle Äußerungen der Staatlichkeit bezogen sein, wie alle Gewalt und alles Recht von ihm seinen Ausgang nahmen.

Die Hauptarbeit bei der Eingewöhnung der seßhaft gewordenen Wikinger in die Vorstellungswelt des Abendlandes fiel nächst dem Feudalismus der Kirche zu. Von Anfang an hatte sich Rollo als eifrigster Förderer des Glaubenswechsels erwiesen. Seinem Eingreifen verdankte die Kirche die Wiederherstellung ihrer während der Wikingstürme im Bereich der Seinemündung fast völlig zusammengebrochenen hierarchischen Organisation und ihre Neuausstattung mit Land und Leuten. Es war selbstverständlich, daß sie sich ihm und seinen Nachfolgern dauernd erkenntlich zeigte und alle ihre Einwirkungsmöglichkeiten auf die Menschen in den Dienst der herzoglichen Politik zu stellen bereit war, zumal ihr eignes Interesse sich auf weite Strecken mit dem des Herzogs völlig deckte. Wenn die Großen in ihrem Kampf gegen die Herzogsgewalt die heidnische Überlieferung des Nordens zu Hilfe riefen, so mußte die Kirche nur um so fester zum Fürsten stehen. Der Bund mit der Kirche und die Aufnahme des fränkischen Lehnrechts zog jene rasche Romanisierung der Normannen nach sich, auf die wir schon zu sprechen kamen, als von der Auslieferung des jungen Richard an die aufständischen Großen in Bayeux die Rede war. Man wird sich aber hüten müssen, in diesem schnellen Sprachen- und Glaubenswechsel eine Auflösungserscheinung zu sehen. Der Wesenskern der nordischen Einwanderer ist trotz allen Wandels der äußeren Formen und Vorstellungen doch völlig unberührt geblieben. Das be-

weist die Geschichte der Normandie auf jeder Seite. Es war eine überaus glückliche Synthese zwischen alter Überlieferung und neuen Anregungen, die dieser Romanisierungsprozeß hervorbrachte. Das Normannentum bewies auch hier seine erstaunliche Anpassungsfähigkeit an die Vorstellungen seiner Umwelt und die ihm innewohnende bewunderungswürdige Kraft zur Gestaltung lebenskräftiger neuer Formen.

Die Förderung der kirchlichen Belange machten Rollo und seine Nachfolger aber keineswegs zu Hörigen und Knechten der christlichen Priester nach der Art Ludwigs des Frommen. Im Gegenteil! Die Herzöge blieben die Herren der Kirche. Sie rechneten Bistümer und Klöster - auch solche, die sie nicht selber begründet hatten - zu ihrer Domäne und verfügten völlig unbeschränkt über neu zu besetzende Stellen, oft zugunsten von Mitgliedern ihres eigenen Hauses. Eingriffe Roms in die jurisdiktionellen Verhältnisse ihrer Landeskirche duldeten sie bei aller sonstigen Ergebenheit gegen das Papsttum und die Hierarchie so wenig, wie sie den Prälaten Staatsämter übertrugen. In ihrem kleinräumigen Hoheitsgebiet bedurften sie im Gegensatz zum Deutschen Reich, das sich der Bistümer als eines Gegengewichtes gegen die Herzöge und den Hochadel bedienen mußte, solcher Verklammerungen nicht und entgingen dadurch den Konflikten und Spannungen, die im Zeitalter des Investiturstreits mit dem System der Staatskirche zugleich die Grundlagen aller staatlichen Macht erschütterten. Sie konnten frühzeitig auch den Anschluß an die im zehnten Jahrhundert aufkommende Reformbewegung von Cluny vollziehen, ohne schädliche Rückwirkungen auf ihre Stellung befürchten zu müssen. Sie bedienten sich berühmter Äbte der kluniazensischen Richtung, wie Lanfrancs von Pavia und Wilhelms von Dijon, um das verfallene Klosterwesen der Normandie wiederherzustellen. St. Wandrille, Bec, Fécamp und andere Abteien wurden unter der Leitung so hervorragender Männer zu angesehenen Kulturmittelpunkten der damaligen Welt. Dies enge Bündnis mit einer Bewegung, die sich im elften Jahrhundert als die stärkste geistige Macht des Abendlandes erweisen sollte, machte auch die kirchliche Stellung der Herzöge völlig unangreifbar und erhöhte ihre Autorität nicht nur im eigenen Lande.

Um die Wende vom zehnten zum elften Jahrhundert schien so der Aufbau des normännischen Staats vollendet und gegen jede Er-

schütterung gesichert. Alle Fäden der Verwaltung, Rechtsprechung, Gesetzgebung und der Betreuung des geistigen und religiösen Lebens des Landes liefen in der Person des Herzogs zusammen, dem die gewohnheitsrechtliche Entwicklung inzwischen auch einen festen Erbanspruch auf seine Stellung gegeben hatte, dessen Nachfolge nur noch formal der Zustimmung der Großen bedurfte. In diesem Augenblick zeigten sich indessen neue Krisenerscheinungen. Die Übervölkerung des kleinen Landes und die wieder stürmisch sich regenden ungebrochenen alten Wikinginstinkte erzeugten eine schnell wachsende allgemeine Unruhe im Seine-Mündungsgebiet. Sie gipfelte in einer Krise der Dynastie. Zum erstenmal wurde die Nachfolge im Herzogsamt vom Vater auf den Sohn unterbrochen, als Richard III. 1027, kaum ein Jahr nach seiner Thronbesteigung, plötzlich starb und sein jüngerer Bruder Robert die Macht an sich riß, nachdem er den unmündigen Neffen und eigentlich berechtigten Thronfolger in ein Kloster gesteckt und damit regierungsunfähig gemacht hatte. Die Kirche erhob sich unter Führung des Erzbischofs Robert von Rouen und des Bischofs Hugo von Bayeux, die – der eine als Onkel des Herzogs, der andere als Stiefbruder Richards I. – beide Mitglieder des Herrscherhauses waren, gegen den Vater des Eroberers, den sie des Mordes an seinem Bruder verdächtigten und dem sie den bezeichnenden Beinamen „Der Teufel" gaben. Die Anklage scheint nicht ohne jeden Grund gewesen zu sein; denn Robert bemühte sich nach der Niederwerfung des Aufstandes durch reiche Geschenke und Klostergründungen um die Gunst der Geistlichkeit. Ja, er entschloß sich, selber nach Jerusalem zu pilgern. Dennoch hat die normännische Überlieferung ein ganz anderes Bild von der Persönlichkeit Herzog Roberts gezeichnet als die kirchliche. Ihr ist der Vater des Eroberers geradezu der Lieblingsheld seines Volkes, der mutige, abenteuerlüsterne, freigebige und lebensfreudige Ritter, der typische Vertreter des Lebensgefühls seiner Normannen. Ihn also einfach als einen Ausbund von Schlechtigkeit zu betrachten, hieße der sicher einseitigen kirchlichen Darstellung allzu vorbehaltlos folgen. Es wird sicher richtiger sein, in der Tragödie seines Lebens einen Ausdruck der inneren Not zu sehen, in die das Land im beginnenden elften Jahrhundert geraten war. Offenbar hat sich der entrechtete jüngere Bruder des Herzogs sein Lebensrecht selber nehmen wollen und dabei die Hand gegen Richard III. erhoben. Wenn

sie zu solchen Vorkommnissen führte, dann mußte die Not schon fast unerträglich geworden sein.

Mitten hinein in diese Krise ist Wilhelm der Eroberer geboren worden, und sein tiefstes Jugenderlebnis wurde der blutige Streit des Vaters mit der Kirche und den aufständischen Großen des Landes, wie der neue Aufbruch der Normannen nach den Ländern des Mittelmeers. Man begreift, wie das persönliche Schicksal Wilhelms seiner staatsmännischen Einsicht und dem instinkthaften Machttrieb des geborenen Herrschers vorgearbeitet hat. Die Krise, die das normännische Volk nun durchmachte, ist kein Streit mehr zwischen zwei Parteien im Lande. Sie erwuchs aus der höchsten Bedrängnis eines Volkes, das einem großen Teil seines Nachwuchses keine Lebensexistenz mehr schaffen konnte. Sie konnte nur überwunden werden, wenn das starke Bedürfnis nach Raum und nach Möglichkeiten zur Führung eines Lebens, das den Normannen lebenswert und angemessen schien, befriedigt wurde. Damit war dem Eroberer seine Lebensaufgabe vorgezeichnet.

Seine Anfänge waren nicht leicht. Zwar hatte Robert vor dem Antritt seiner Pilgerfahrt ins Heilige Land dem Kinde als seinem Stellvertreter und Nachfolger von den Baronen huldigen lassen und eine Regentschaft unter seinem Neffen Giselbart eingesetzt. Aber als nun die Kunde vom Tode des Herzogs eintraf, brachen sofort wilde Tumulte aus, die mit der Ermordung des Regenten endeten. Zum Teil waren es persönliche Rivalitäten zwischen den Großen des Landes, die alle den jungen Herzog in ihre Gewalt zu bringen suchten, um selber herrschen zu können. Zum Teil richtete sich die baronale Opposition aber auch gegen die Person Wilhelms selber. Roger von Toeny zum Beispiel, einer der berühmtesten Kriegshelden seiner Zeit, der in den Kämpfen auf der Pyrenäenhalbinsel stark hervorgetreten war, weigerte sich, dem Bastard zu dienen, und er fand zahlreiche Gesinnungsgenossen, die den Mangel, der Wilhelms Geburt anhaftete, als Vorwand benutzen wollten, um sich dem energischen Regiment der Herzöge zu entziehen. Wilhelms Mutter Herleva war die Tochter eines Lohgerbers gewesen, offenbar aber eine bedeutende Frau, die vom Herzog in hohen Ehren gehalten wurde und später einen anderen normännischen Großen, Herluin von Conteville, geheiratet hat. Die Normannen waren sonst nicht engherzig. Sie machten keinen Unter-

schied zwischen ehelichen und natürlichen Kindern und hatten ihre eigene Heiratsform (more danico), die erst allmählich von der Kirche verdrängt werden konnte. Aber was sie von ihrem Herrn verlangten, war edles Blut. Die bürgerliche Herkunft der Mutter Wilhelms, nicht etwa ein moralischer Einwand gegen die vielleicht von der Kirche nicht sanktionierte Verbindung seiner Eltern, war ihnen der Stein des Anstoßes.

Sie hatten ihm freilich schon gehuldigt und sich damit eigentlich ihres Einspruchsrechts begeben. Dennoch wagten die Seigneure des Cotentin, des alten Zentrums der baronalen Opposition, 1043 den offenen Aufstand gegen den jungen Herzog. Wilhelm warf ihn nieder, nachdem er sich, den bewährten politischen Grundsätzen seines Hauses folgend, der Hilfe seines königlichen Oberherrn versichert hatte. So konnte er seine Stellung befestigen und ausbauen, frühzeitig schon durch seine persönliche Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, durch seine umsichtige Führung und sein diplomatisches Geschick den Respekt seiner Untertanen erwerbend. Erfolgreiche Kämpfe mit der Brétagne und Maine, Auseinandersetzungen mit dem französischen König, dem Wilhelms Macht zu gefährlich anstieg, und immer wieder aufflackernde Aufstände eigener Barone beschäftigten den Herzog die nächsten beiden Jahrzehnte. Ihre Ergebnisse hätten ihn kaum sehr aus der Reihe der Nachfolger Rollos herausheben können, da sie keine dauernde Machterweiterung des Herzogtums brachten und sich im großen und ganzen doch im Rahmen der üblichen Grenzstreitigkeiten und des Ringens um einzelne befestigte Positionen hielten. Längst aber hatte Wilhelm sein Augenmerk auf England gerichtet und sein Eingreifen auf der Insel diplomatisch vorzubereiten begonnen. Mit sicherem Blick erkannte er hier die große, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, eigene Machterweiterung mit der Lösung der schweren inneren Krise seines Landes zu verbinden.

In England war das angelsächsisch-dänische Großreich Knuds des Mächtigen unter seinen unfähigen Söhnen bald zusammengebrochen. Mit Eduard dem Bekenner kam das Haus Alfreds des Großen wieder zur Regierung. Darin lag eine deutliche Absage an Skandinavien, und es war nicht anzunehmen, daß der Norden diese Entwicklung ohne Einspruch lassen würde. Die Angelsachsen mußten also versuchen, einen Rückhalt gegen eine neue mögliche Bedrohung vom Osten her zu ge-

winnen. Da lag die Verbindung mit der Normandie sehr nahe. Auf sie wiesen Eduard vor allem auch seine verwandtschaftlichen Beziehungen hin. Seine Mutter war eine Tochter Richards I. gewesen, die später dem Großkönig Knud die Hand gereicht hatte, um die dänisch-normännische Rivalität in der von beiden Völkern erstrebten Herrschaft über England zu überbrücken. Lange Jahre hatte Eduard im Heimatlande seiner Mutter verbracht. Er war dorthin geflüchtet, als Knud die angelsächsische Dynastie stürzte, und von reformfreundlichen Mönchen aufgezogen worden. Das alles bestimmte sein ganzes weiteres Leben: seine frömmelnde, weltflüchtige Art und seine Normannenfreundlichkeit. Er zog eine große Anzahl Normannen nach England, stattete sie mit Ämtern und Liegenschaften aus, umgab sich mit normännischen Schreibern und Kaplanen, besetzte englische Bistümer mit normännischen Priestern und machte sogar einen von ihnen, Robert von Jumièges, zum Primas von England. Sie sollten ein Gegengewicht gegen die national-angelsächsische Partei des Earls Godwin bilden, der als der eigentliche Königsmacher von 1042 den schwachen Eduard in völliger Abhängigkeit von sich zu halten suchte und ihn aus diesem Grunde mit seiner Tochter Eadgyth verheiratete.

Die Normannen, die das Ohr des Königs besaßen, begannen sich immer anmaßender zu benehmen. Durch allerlei Übergriffe forderten sie die Sachsen förmlich heraus. Als Godwin sich daraufhin energisch für seine Landsleute einsetzte, kam es zwischen ihm und dem König zum Bruch. 1051 wurde der Earl mit seinem Sohn des Landes verwiesen und ging nach Flandern. Sicher war es kein Zufall, daß kurz danach Herzog Wilhelm zu einem Besuch seines Vetters Eduard nach England kam. Und wenn wir auch nicht sicher wissen, ob damals schon über eine eventuelle Erbfolge des Normannenherzogs in England verhandelt worden ist, so diente die persönliche Fühlungnahme beider Herrscher jedenfalls doch der Vorbereitung solcher Pläne. Sie ließen sich freilich zunächst nicht weiter verfolgen, denn Godwins baldige Rückkehr nach England verwandelte alle Verhältnisse von Grund auf. Die normännischen Ratgeber des Königs sahen sich plötzlich aus jedem Einfluß am Hofe verdrängt. Eduard kam wieder völlig unter die Leitung Godwins. Er mußte dessen Tochter, die Königin, die er eben verstoßen hatte, wieder bei sich aufnehmen. Als der Earl ein Jahr nach seiner Rückkehr starb, folgte ihm sein ältester Sohn Harold in allen

Ämtern und Würden nach. Bis zum Tode des letzten Herrschers aus Alfreds Geschlecht hat dieser dann England eigentlich regiert.

Als Eduard 1066 starb, war es daher eine Selbstverständlichkeit, daß Harold, des Königs Schwager, die einflußreichste und mächtigste Persönlichkeit auf der Insel, ihm auf dem Thron nachfolgte. Man hatte dem König auf dem Totenbett eine dahingehende Erklärung abgenötigt, und das Witan, die altehrwürdige Versammlung der angelsächsischen Großen, hatte Harold in aller Form erwählt, da das letzte männliche Mitglied des alten Herrscherhauses, Edgar Aetheling, noch ein Knabe, also regierungsunfähig war. Gegen diese in jeder Weise durchaus rechtmäßige Thronfolge meldete nun Wilhelm von der Normandie seinen Einspruch an. Drei Vorwürfe erhob er gegen Harold. Sie sind sehr aufschlußreich sowohl für die diplomatische Geschicklichkeit, mit der Wilhelm sein Spiel um die englische Krone einzufädeln wußte, wie auch für das Denken der Zeit. Zunächst berief er sich auf seine engere Verwandtschaft mit Eduard dem Bekenner und behauptete, von dem verstorbenen König zum Nachfolger bestimmt zu sein. Bei der Normannenfreundlichkeit Eduards ist es nicht unmöglich, daß er eine derartige Verfügung früher einmal getroffen hat. Er war dann aber - aus welchem Grunde auch immer - in seiner letztwilligen Erklärung davon abgerückt, und außerdem handelte es sich bei der Verwandtschaft des normännischen mit dem englischen Fürstenhause ja nur um Verschwägerung. Diese Basis war also ziemlich schmal und keineswegs ausreichend. Der zweite Grund, den Wilhelm für sich ins Feld führte, traf Harold persönlich und belastetete ihn in den Augen der Zeitgenossen schwer. Harold hatte zwei Jahre vor Eduards Tode während politischer Wirren einmal Zuflucht in der Normandie suchen müssen und war damals von Wilhelm gezwungen worden, ihm einen Treueid zu schwören, jedem Anspruch auf den englischen Thron zu entsagen, und hatte sich zur Unterstützung der Ansprüche des Herzogs verpflichtet. Auf Grund dieser Abmachungen, die zweifellos eine Erpressung darstellten und nach moderner Auffassung hinfällig wären, bezeichnete er Harold jetzt als meineidigen Verräter.

Am wirksamsten aber war vielleicht der dritte, auf den ersten Blick ferner liegende Vorwurf: Harold sei der Beschützer des widerrechtlich zum Primas der englischen Kirche erhobenen Stigand. Das traf zu. Nach der Vertreibung des Normannen Robert hatte die Partei

Godwins Stigand unter Mißachtung der kirchlichen Vorschriften erhoben. Wilhelm sprach sich gegen Stigand aus, weil er die Reformpartei der Kirche, die in dem neuen Primas wegen seiner Beziehungen zum Gegenpapst Honorius einen Schismatiker sah, für sich gewinnen wollte. Das gelang ihm auch völlig. Jetzt trug das alte Bündnis zwischen der normännischen Herzogsgewalt und der kluniazensischen Reformbewegung, die ja seit 1046 in Rom zur Herrschaft gekommen war, auch außenpolitische Früchte. Die Reformpäpste stellten sich mit ihrer ganzen, damals gerade in ungeheurem Aufstieg befindlichen Autorität hinter Herzog Wilhelm und seine Pläne. Das fand weithin sichtbaren Ausdruck darin, daß der Papst dem Herzog eine Fahne übersandte. Sie sollte dem normännischen Heerbann beim Angriff auf England voranflattern. Einen ganz offensichtlichen Angriffskrieg sanktionierte das Papsttum auf diese Weise und stellte ihn unter seinen Schutz und Segen. Eine bessere moralische Begründung und Rechtfertigung konnte es für Wilhelms Unternehmen nicht geben. Welche rechtliche Bedeutung über die moralische Unterstützung des normännischen Kriegszuges hinaus dieser Übersendung der Petersfahne an Wilhelm noch zukommt, ist schwer eindeutig festzulegen, da die Dinge von beiden Bündnispartnern wohl absichtlich im Unklaren gehalten wurden. Zweifellos hatte man in Rom weitergehende Absichten und hoffte, die symbolische Geste später, wenn der Zug des Herzogs erfolgreich gewesen war, zu einer festen Lehnsabhängigkeit Englands von der Kurie ausweiten zu können, die Normannen dort also in ein ähnliches Verhältnis zu Rom zu bringen, wie das mit den unteritalienischen Normannen kurz vorher geschehen war. Aber ebenso zweifellos ist, daß Herzog Wilhelm wohl die moralische Unterstützung seitens der Kirche im Augenblick seines Aufbruchs äußerst erwünscht war, er aber nicht daran dachte, in aller Form Vasall der römischen Kirche zu werden. Als Gregor VII. später tatsächlich ein dahingehendes Ansinnen stellte, hat er es schroff und ohne alle Umschweife abgelehnt.

Nach solchen diplomatischen Vorbereitungen, denen sich auch Friedensabmachungen mit allen Nachbarn der Normandie anschlossen, damit das Land während der Abwesenheit des Herzogs gesichert war, schritt Wilhelm zur Ausführung seiner Pläne. Er machte dabei weniger seine landesherrlichen Rechte seinen Baronen gegenüber geltend, als rief er sie und den kriegerischen Adel der benachbarten nord-

französischen Territorien zu freiwilligem Anschluß an sein Unternehmen auf. Der Appell hatte den erwarteten Erfolg. Zahlreich strömte ihm die waffenfrohe Ritterschaft zu, die in der Heimat vielfach nicht mehr ausreichende Gelegenheit zur Betätigung fand und von der Teilnahme am Zuge des Herzogs Ruhm und Landgewinn in England erhoffte, eine auserlesene Mannschaft, dem bäuerlichen Aufgebot der Angelsachsen weit überlegen.

Die militärischen Vorbereitungen Wilhelms waren Harold natürlich nicht verborgen geblieben. Auch er hatte seine Streitkräfte gesammelt und die Südküste, wo der Angriff der Normannen erfolgen mußte, gesichert. Während er dort wartete – sechs Wochen lang hielten widrige Winde den Herzog im Hafen fest –, traf die Kunde ein, daß Harald Hardrade, der König von Norwegen, mit einem großen Heer an der Ostküste gelandet, die dortige Abwehr überwältigt und York genommen hatte. Es war der letzte große Versuch des Nordens, die Herrschaft über England festzuhalten. Harold blieb keine Wahl. Er mußte die Bewachung der Kanalküste aufheben und sich zunächst gegen diesen Feind im Lande wenden. In wildem Ritt warf er sich mit dem Kern seines Heeres, den Huskarlen, dem Norwegerkönig entgegen, und in dreitägigem Kampf bei Stamford Bridge gelang es ihm, das Wikingerheer völlig zu zersprengen und zu vernichten. Die skandinavische Gefahr war beseitigt, aber der Sieg hatte große Opfer gekostet, und vor allem: drei Tage nach dem Treffen mit Harald Hardrade, am 28. September 1066, war Wilhelm bei Pevensly gelandet. Die Überfahrt, von der uns die berühmte Tapete von Bayeux ein so plastisches und eindrucksvolles Bild überliefert hat, war ohne Zwischenfall gelungen. Ein neuer gefährlicher Feind stand auf englischem Boden. Harold durfte seinen erschöpften Mannschaften keine Ruhe gönnen. In Eilmärschen wandte er sich nach dem Süden. Dort kam es zehn Kilometer nordwestlich von Hastings am 14. Oktober 1066 zu der entscheidenden Schlacht, die mit einem vollen Sieg Wilhelms endete. Harold und der Rest seiner Huskarle blieben tot auf dem Kampfplatz.

Der angelsächsische Widerstand brach nun allgemein zusammen. Ein zweites Mal wurde England ein Alfred der Große nicht geschenkt. Die Überlegenheit Wilhelms beruhte nicht nur auf der ihm zur Verfügung stehenden ritterlichen Mannschaft, sondern vor allem auf seiner über-

ragenden Staatsmannschaft, die sich erst nach dem militärischen Siege voll entfalten und bewähren konnte. Dem hatten die Angelsachsen nichts entgegenzustellen. Ihr Adel, ihre Geistlichen, die Städte und Bauernschaften beeilten sich, jeder für sich ihren Frieden mit dem Eroberer zu machen. Sie hatten alle nur den einen Hintergedanken, von ihren persönlichen Rechten und Besitzungen so viel wie möglich zu retten und den Auswirkungen der Niederlage von Hastings zu entgehen. Wilhelm gab seine Absichten nicht sofort zu erkennen. Erst als er am Weihnachtstage 1066 zu Westminster feierlich als rechtmäßiger Erbe Eduards des Bekenners zum König gekrönt war, ließ er die Maske fallen und begann mit der Einziehung des sächsischen Grundbesitzes zugunsten seiner normännischen Ritter und Herren. Er begründete diese umfangreiche Konfiskation mit dem Satz, daß jeder, der den Usurpator Harold anerkannt habe, damit seinen Rechtsanspruch auf Besitz und Eigentum verloren habe. Die Folge dieser Maßnahmen des neuen Königs war eine Reihe von blutigen Aufständen, die in Wessex, im Gebiet des Hauses Godwins, begannen und sich dann im Norden fortsetzten. Sie kamen zu spät und waren vor allem ohne einheitliche Führung und ohne Zusammenhang untereinander. So konnte sie der Eroberer mit unerbittlicher Strenge niederwerfen und seinem Willen unbedingte Geltung verschaffen.

Die furchtbaren Zerstörungen dieses Kampfes machten die Bahn frei für eine großartige Neuordnung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens in England. Wilhelm handelte keineswegs nur unter dem Zwang der Befriedigung seiner Kampfgenossen, die ja die Aussicht auf Landbesitz und Baronalherrschaft zum Anschluß an sein Unternehmen bewogen hatte. Er wollte mit Hilfe seiner Ritterschaft einen neuen Staat bauen, der in noch größerem Umfange und in noch stärkerer Folgerichtigkeit das verwirklichen sollte, was sich als Grundprinzip aus der normännischen Entwicklung des zehnten Jahrhunderts herausgeschält hatte: die Konzentration aller Macht in der Hand des Fürsten und die Intensivierung des ganzen Staatsbetriebes durch genaue Festlegung der Leistungen aller Untertanen. Die alte bäuerliche Freiheit verschwand. Der Bauer sank in die Leibeigenschaft herab. Sein Herr wurde, soweit es sich nicht um königliche Domänen handelte, der normännische Grundbesitzer, der wieder dem König durch die strengen Bestimmungen des normännischen Lehnrechts unmittelbar verbunden

war. Der Eroberer wußte es zu verhindern, daß die von ihm ausgestatteten Barone eine Gefahr für die Zentralgewalt wurden, indem er niemals größere zusammenhängende Länderkomplexe an seine Großen austat, sondern die Streulage der Lehen als Regelfall durchsetzte. So blieb die königliche Macht in allen Grafschaften den verschiedenen dort ansässigen Baronalgewalten überlegen. Alle Lehnsträger waren persönlich verantwortlich für den Eingang der auf ihrem Gebiet ruhenden staatlichen Lasten und Leistungen. Über ihnen standen in jeder Grafschaft die Sheriffs als absetzbare königliche Beamte. Besondere königliche Sendboten, den Königsboten des karolingischen Reichs vergleichbar, übten die Kontrolle über die gesamte Verwaltung des Reichs aus. Ihren Reihen entstammten auch die Verfasser des Domesdaybook's, der berühmten Landaufnahme von 1086, die das große Aufbauwerk des Eroberers ein Jahr vor seinem Tode krönte. Die Bedeutung dieser Steuerrolle geht weit über ihren ursprünglichen Zweck hinaus, die genaue Einhebung des alten Dänengeldes, aus dem jetzt eine Kopfsteuer geworden war, sicherzustellen. Sie war ein erster gelungener Versuch, einen genauen Überblick über die Leistungsfähigkeit des Landes zu gewinnen und damit die Voraussetzungen für den planmäßigen Einsatz aller Mittel für die Zwecke des Staates zu schaffen.

Neben den streng an den König als seinen Lehnsherrn gebundenen Feudaladel und den königlichen, jederzeit absetzbaren Beamten trat, wieder genau nach dem Vorbild der Normandie, als Stütze der königlichen Herrschaft die Staatskirche. Die Forderungen und Grundsätze der kirchlichen Reformpartei, vor allem das Zölibat, wurden unerbittlich und mit äußerster Strenge durchgeführt, aber alle jurisdiktionellen Kompetenzen behielt der König fest in seiner Hand. Er ließ sich vom Papsttum in seine Kirche ebensowenig hineinregieren, wie das die Herzöge der Normandie getan hatten. Weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit wurden streng getrennt. Die Ernennung der Bischöfe und Äbte blieb dem König vorbehalten und damit auch die Verfügung über den weiten Grundbesitz der Kirche und ihre reichen materiellen Mittel, die so den allgemeinen Bedürfnissen des Landes nicht entzogen wurden. Der ganze Staatsaufbau des neuen England gewann eine Geschlossenheit, wie er sie während der angelsächsischen Periode niemals besessen hatte. Die Insel, bis dahin immer Ziel auswärtiger Angriffe

und Ausweitungsobjekt fremder Mächte, wurde nun fähig zu eigener großer Politik, der die enge Verbindung mit der Normandie die Richtung auf das gegenüberliegende Festland gab. Sie mündete ein in die Errichtung des normännischen Imperiums, das im zwölften Jahrhundert den größeren Teil Frankreichs mit England vereinigte und als Großmacht fast ebenbürtig neben das hohenstaufische Kaisertum trat. Auch im Hinblick auf diese spätere Entwicklung erweist sich Wilhelm der Eroberer als einer der ganz großen Gestalter staatlicher Macht in der abendländischen Welt.

Bohemund

Es war im Jahre 1096 im Lager vor Amalfi, wo die kurze und doch weltgeschichtlich bedeutsame Laufbahn Bohemunds, des ältesten Sohnes Robert Guiscards, recht eigentlich begann. Wie ein strahlendes Gestirn stieg die glänzende Erscheinung dieses normännischen Recken, von dem uns die byzantinische Kaisertochter Anna Komnena eine so eindrucksvolle Schilderung hinterlassen hat, am Völkerhimmel auf und zog die Menschen in ihren Bann, um nach wenig mehr als einem Jahrzehnt schnell und ruhmlos zu verlöschen. Aber was er in dieser kurzen Zeitspanne an Taten tat und an Abenteuern erlebte, das beschäftigte noch lange die Phantasie der Menschen. In ihm hat sich, wie in wenigen, die ganze Fülle der großen Anlagen und zugleich auch Schwächen des nordischen Menschen geoffenbart. Er war ein wirklicher Held, ein todesverachtender Kämpfer, ein fähiger Heerführer, ein kühlrechnender Staatsmann, aber auch ein kühner Phantast und ein mitreißender, begeisternder Redner. Er liebte den Prunk und das Abenteuer. Er war freigebig über alle Maßen und doch wieder zäh im Festhalten des Erreichten. Mit rücksichtsloser Brutalität und oft hemmungsloser Verschlagenheit verfolgte er seine Ziele. Er konnte aufbrausen im Zorn, und furchtbar war seine Rache, wenn jemand es wagte, sich ihm in den Weg zu stellen oder ihn zu kränken, sein vermeintliches oder wirkliches Recht zu brechen. Er war in allem ein echter Nachkomme jener kühnen Seefahrer, die geheimnisvoll wirkende Mächte seit dem neunten Jahrhundert immer wieder in unbekannte Weiten trieben, um Abenteuer, Ruhm und Ehre zu suchen.

Bohemund entstammte der ersten Ehe des Begründers der apulischen Herzogsgewalt mit Alberada, einer Schwester Gerards von Buonalbergo, die Robert Guiscard in seinen trostlosen Anfängen, als er noch in Calabrien durch Wegelagerei sein Leben fristen mußte, wohl nur geheiratet hatte, um die mächtige Hilfe ihres Bruders zu gewinnen. Die Rechnung des Tancredsohnes hatte sich zunächst als

richtig erwiesen. Von dem Tage dieses Bundes an datiert der Mönch Amatus von Montecassino, dem wir hauptsächlich die Schilderung der normännischen Anfänge in Italien verdanken, den Aufstieg des späteren Herzogs von Apulien. Aber dieser Aufstieg vollzog sich so überraschend schnell, daß Alberada und ihre Verwandtschaft Guiscard bald im Wege zu stehen begannen. Schon im Kampf gegen Leo IX. gehörte Robert zu den Hauptführern des normännischen Heeres. 1157 gelangte er nach dem Tode seines Bruders Humfried an die Spitze der apulischen Normannen. Von da ab war er die entscheidende Figur in den wilden Kämpfen um die Macht und die staatliche Neuordnung Süditaliens. Von den alten politischen Gewalten dieser seit Jahrhunderten heiß umstrittenen Grenzzone des Orients und Okzidents ragte nur noch das langobardische Fürstentum von Salerno in die neue Zeit hinein. Im Dienste seiner Herrscher hatten die ersten Normannen gefochten, dann hatten sie sich selbständig gemacht. Jetzt war der Letzte aus dem Geschlecht der Waimare, Gisulf, der Hauptfeind geworden. Noch hielt das Papsttum seine schützende Hand über diesen Fürsten, um die wilden Normannen zu zügeln. Noch hatte in Rom die Richtung Hildebrands, des späteren Papstes Gregor VII., die eine Verständigung und ein Bündnis mit den Normannen erstrebte, um Hilfe an ihnen zu finden und sich den Rücken für den bevorstehenden Kampf gegen das deutsche Kaisertum freizumachen, nicht die Überhand gewonnen. Aber der letzte normannenfeindliche Papst Stephan IX. starb vorzeitig. Gisulf sah sich vereinsamt. Da bot er Robert Guiscard die Hand zur Versöhnung. Der apulische Herzog sollte ihm den schlimmsten Bedränger, Wilhelm vom Principat, vom Halse schaffen. Guiscard willigte ein. Doch stellte er eine Bedingung: Gisulfs Schwester Sigilgaita sollte ihm die Hand reichen. Der Fürst von Salerno mußte diese Bedingung annehmen. Im Jahre 1058 wurde die Hochzeit in Melfi, dem alten normännischen Vorort und Zentrum ihrer apulischen Machtstellung, mit großem Pomp gefeiert.

Alberada sah sich verstoßen. Von ihrem Sohne Bohemund wissen wir zu dieser Zeit noch nichts. Rücksichtslos, weil es ein großes politisches Ziel zu erreichen galt, hatte Robert Guiscard die ältere Bindung wie eine lästige Fessel abgestreift. Die Heirat mit Sigilgaita mußte das Ansehen des apulischen Normannenführers gewaltig erhöhen. Die vornehmste Dynastie Süditaliens hatte ihn damit als

ebenbürtig anerkannt. Und für die Nachkommen aus dieser Ehe bot sich eine große gesicherte Zukunft. Denn sie vereinigte den Herrschaftsanspruch der normännischen Eroberer mit dem Recht der legitimen Dynastie. Es war zu hoffen, daß dieser Bund den alten unversöhnlichen Gegensatz zwischen Langobarden und Normannen überbrücken und dem Lande, dem die dauernden Kämpfe und Fehden der letzten Jahrzehnte tiefe Wunden geschlagen hatten, endlich den ersehnten Frieden geben würde. Was wog gegenüber dieser Zukunftsaussicht das Schicksal einer Frau und das eines unmündigen Kindes! Die Zeiten waren hart und voll unerhörter Wildheit. Man darf sie nicht mit unseren Maßstäben messen.

Die Langobardin Sigilgaita erwies sich bald als die rechte Frau für Robert Guiscard. Sie war ihm ebenbürtig in ihrer männlichen Kühnheit, ihrem festen Mut und half dem rastlosen Kämpfer oft mit umsichtigem Rat. Sie begleitete ihn auf vielen seiner zahlreichen Kriegszüge, teilte getreulich mit ihm die Leiden und Freuden des Lagerlebens. So gewann sie bald großen Einfluß auf ihn. In vielen Urkunden Roberts findet sich ihr Name. Für den Sohn der verstoßenen Alberada konnte das nur ein hartes Schicksal bedeuten. Es war natürlich, daß Sigilgaita für ihre Kinder eintrat. Diese nur konnten ja auch das Recht der alten Dynastie mit dem Anspruch der neuen Herren des Landes verbinden. Daß einst ihrem ältesten Sohne Roger, dem man den Beinamen Borsa gab, die väterliche Nachfolge zufallen würde, konnte bald nicht mehr zweifelhaft sein. So schwer es dem aufwachsenden Bohemund, der das wilde, unbezähmbare Blut der Hauteville in seinen Adern pulsen fühlte, auch gewesen sein mag, diese Zurücksetzung gegenüber dem jüngeren Halbbruder, dem Sohn der Langobardin, ruhig hinzunehmen, wir haben in den Quellen nicht den leisesten Anhalt dafür, daß Bohemund dem Vater dadurch entfremdet worden wäre. Wenn wir auf das spätere Verhalten Bohemunds seinem Bruder gegenüber blicken, wird klar, daß es die persönliche Wirkung Robert Guiscards gewesen sein muß, die den übergangenen Prinzen zu der loyalen Haltung gegenüber dem Vater vermocht hat, die wir ihn zu dessen Lebzeiten einnehmen sehen. Er hat ihm treu gedient und sich ohne Murren seinen Befehlen untergeordnet, denn er fühlte die überragende Größe und das Vorbildhafte dieses Mannes. Als 1079 ein großer Aufstand der apulischen Barone, die sich mit Jordan von Capua

verbunden hatten, die Stellung des Herzogs in die höchste Gefahr brachte, war Bohemund als Verteidiger des wichtigen Troja eine seiner festesten und treuesten Stützen. Schon damals muß er sich auch als Truppenführer bewährt haben. Denn als Robert zwei Jahre später seinen Angriff auf Byzanz begann, betraute er seinen Ältesten mit der verantwortungsvollen Aufgabe, für den geplanten Vorstoß auf die Balkanhalbinsel Flottenstützpunkte zu erobern, die dem nachfolgenden Hauptheere unter dem Herzog eine sichere Landungsmöglichkeit gewährleisten sollten. Während des ganzen griechischen Feldzuges stand Bohemund an der Seite des Vaters. Ihm übertrug Robert Guiscard den Oberbefehl, als er im Jahre 1082 seinen Siegeszug unterbrechen und nach Rom eilen mußte, um Gregor VII. vor dem Ansturm Heinrichs IV. zu retten. Siegreich schritten die Operationen der Normannen während dieser Zeit unter Bohemunds Leitung fort, bis Geldmangel eintrat und die Intrigen des byzantinischen Kaisers Alexios Komnenos einen großen Teil des normännischen Heeres zum Abfall brachten.

Man könnte vermuten, daß Robert Guiscard die Absicht gehabt hat, diesen tüchtigen und treuen Sohn im Osten zu entschädigen für den Erbanspruch auf Apulien, für das Roger Borsa schon damals als Regent eingesetzt und damit als Nachfolger seines Vaters proklamiert worden war. Aber wenn das der Fall gewesen ist, so machte der Zusammenbruch des griechischen Unternehmens nach dem Tode Roberts auch diese Hoffnung zunichte. Bohemund sah sich plötzlich aus allen großen Entwürfen herausgerissen und auf eine kleine Herrschaft im Südosten der Apenninhalbinsel beschränkt, nach der er den Titel eines Fürsten von Tarent führte. Die apulische Herzogswürde und damit die eigentliche Macht im Herrschaftsbereich des Vaters war an seinen Halbbruder gefallen, dem seine tüchtige Mutter mannhaft und klug zur Seite stand und den auch der Oheim der Guiscardsöhne, Großgraf Roger von Sizilien, begünstigte. Bohemund mochte sich nun gegen dieses unverdiente Schicksal auflehnen, alle seine Aufstandsversuche scheiterten an der Macht des herzoglichen Bruders und an dem Rückhalt, den der sizilianische Großgraf diesem gewährte. So mußte er sich immer wieder in das scheinbar Unabänderliche fügen. Aber vor seiner Seele blieben die großen Pläne des Vaters lebendig. Nichts konnte den Tatendurst diesen echten Wikings ersticken.

Da trat die Schicksalswende ein. Roger Borsa war kein glücklicher Regent. Was sein Vater mit unbeugsamem Willen und eiserner Faust zusammengezwungen hatte, begann unter seiner, mehr zur Vermittlung neigenden Herrschaft wieder auseinanderzubrechen. Die Macht der Herzogsgewalt zerbröckelte, denn stets von neuem mußte Roger Borsa die Hilfe des Oheims mit wichtigen Konzessionen erkaufen. Freier erhoben die Feinde des Herzogs von Jahr zu Jahr ihr Haupt. Zu Beginn des Jahres 1096 warfen auch die Amalfitaner das ihnen verhaßte normännische Joch ab und setzten sich wieder einen eigenen Herzog. Fast drei Jahrhunderte hatten sie ihre alte Freiheit erfolgreich gegen die Langobarden verteidigt und eine mächtige Seeherrschaft unter nomineller griechischer Oberhoheit ausgeübt. Nur der Guiscard und sein alle Widerstände überwindender Siegeslauf hatte ihren Trotz brechen können. Nun glaubten sie ihre Stunde gekommen, um wieder selbständig und frei sein zu können. Indessen ihr Abfall hatte Roger Borsa zur Anstrengung aller Kräfte veranlaßt. Blieb diese Auflehnung unbestraft, dann geriet alles ins Wanken. Mit erneuten Konzessionen und Versprechungen hatte er nicht nur die um hohen Preis gern gewährte Unterstützung Rogers von Sizilien, sondern diesmal auch die Hilfe Bohemunds erkauft. Ein stattliches normännisches Aufgebot legte sich vor die widerspenstige Stadt, deren Hafen die sizilische Flotte blockierte. War Amalfi auch durch die Gunst der Natur stark geschützt, gegen ein solches Heer hätte es kaum länger erfolgreichen Widerstand leisten können.

Da wurde ihm plötzlich unerwartete Rettung und Hilfe. Das Land begann sich mit der Kunde von einem neuen unerhörten Ereignis zu erfüllen, das alles aus der gewohnten Bahn zu werfen und den Anbruch einer Zeitenwende zu verheißen schien. Es war die Nachricht von dem großen Appell Papst Urbans II., den dieser im November des Vorjahres auf dem Konzil von Clermont an die ganze Christenheit gerichtet hatte. Er hatte die seinen Worten lauschende Menge aufgefordert, den Ungläubigen das Grab Jesu Christi zu entreißen und das Heilige Land, den Boden, über den die Füße des Heilands geschritten waren, aus der Gewalt der Mohammedaner zu befreien. Allen Teilnehmern an diesem Zuge hatte er kraft apostolischer Vollmacht Nachlaß ihrer Sünden und ewiges Heil im Jenseits zugesichert. Sein Appell war von außerordentlicher Wirkung gewesen. Eine un-

zählbare Menge hatte sofort das Kreuz genommen, und überall im Abendlande wirkte dies Beispiel fort. Allenthalben begann man zu rüsten. Ein Taumel schien die Menschheit befallen zu haben.

Auch das Normannenheer vor Amalfi sah sich von dieser plötzlich ausgebrochenen Bewegung erfaßt. Als bestimmtere Nachrichten von dem Heranahen der Kreuzfahrer unter dem Grafen Hugo von Vermandois, dem Bruder des französischen Königs, dem Herzog Robert von der Normandie und dem Grafen Robert von Flandern eintrafen, gab es kein Halten mehr. Die vielen abenteuerlustigen und ruhmbegierigen Ritter, die das Aufgebot Herzog Rogers vor der Seestadt versammelt hatte, wollten nicht vor dem widerspenstigen Amalfi liegenbleiben, wenn die ganze Christenheit aufbrach. Man hielt einen Kriegsrat ab, um einen Entschluß zu fassen. Jetzt endlich war die große Stunde gekommen, auf die Bohemund so lange gewartet hatte. Mehrere Chronisten haben uns den dramatischen Verlauf dieser Versammlung beschrieben. Alle berichten sie übereinstimmend, daß der Fürst von Tarent sich zum Sprecher der Gefühle machte, von denen weitaus die Mehrzahl der normännischen Ritter erfüllt war. Nach den Gesta Francorum soll er damals gesagt haben: „Gott will es, wenn die ganze Welt sich erhebt, so gedenke ich nicht zu feiern. Ich ziehe hinaus, wer von euch, ihr Herren, nimmt mit mir das Kreuz des Heilands und folgt mir nach in den Streit für Christum?" Begeistert stimmten die Normannen zu. Bohemunds Mantel reichte nicht aus, um die Kreuze daraus für die Menge zu schneiden. Die Belagerung Amalfis war vergessen. Das herzogliche Heer löste sich auf.

Über Nacht war aus dem Fürsten von Tarent, der bis dahin immer im Schatten eines Bruders gestanden hatte, den er an Tüchtigkeit und Unternehmungslust zweifellos bedeutend überragte, der volkstümlichste Führer seiner Landsleute geworden, ein Führer auf der größten und gewaltigsten Wikingfahrt aller Zeiten, an derem Ziel alle Schätze der orientalischen Märchenwelt und zugleich der höchste Lohn des Himmels standen. Ungeheure Möglichkeiten eröffneten sich ihm plötzlich, und er war fest gewillt, die niemals wiederkehrende Gelegenheit zu nützen, die ihm der Aufbruch des Abendlandes im Zeichen des Kreuzes bot. Bis dahin hatten ihm alle Mittel gefehlt, um das unvollendete Werk des Vaters wieder aufzunehmen und zum Abschluß zu bringen. Jetzt war Überfluß an allem, und die Vorstellung der Zeit

legte ihm als sittliche Pflicht auf, wonach sein Abenteurerdrang seit langem dürstete: in die Ferne zu ziehen und die Welt mit seinem Kriegsruhm zu erfüllen. Wer wollte die Frage entscheiden, ob es ihm wirklich ernst gewesen sei mit dem übernommenen Dienst für den Heiland, mit dessen Zeichen er seine Schultern bedeckt hatte. Die Welt von damals war naiver und analysierte ihre Gefühle noch nicht so stark wie heute. Für die Menschen dieses ohnehin religiös erregten Zeitalters lag die Ergriffenheit von dem Gedanken einer Befreiung des heiligen Grabes immer nahe. Warum soll nicht auch Bohemund wirklich im Innersten von der Bewegung erfaßt worden sein, die damals die ganze Christenheit oder zum mindesten ihren westlichen Teil mit sich fortriß. Daß er darüber seinen persönlichen Vorteil nicht vergaß, ist bei einem echten Normannen wie ihm selbstverständlich. So wenig Vater und Oheim bei der Eroberung Siziliens ihre politischen Ziele aus dem Auge gelassen hatten, während sie vorgaben, in einem heiligen Kriege gegen die Ungläubigen zu kämpfen, so wenig war Bohemund imstande, den Dienst im Zeichen des Kreuzes von dem zu scheiden, was ihn zur Erwerbung einer eigenen Herrschaft im Orient antrieb. Was dem Betrachter nach Jahrhunderten als Zwiespalt und Gegensatz erscheint, was ihn zu Vorbehalten zwingt und zur Skepsis geneigt macht, das war diesen Kriegern und Rittern ein blutvolles, unauflösliches Ganzes. Sie wußten es nicht anders.

Alexios Komnenos hatte selber den Anstoß zu dem großen Aufbruch des Abendlandes gegeben. Seine wiederholten, an Papst Urban gerichteten Gesuche um Hilfe gegen die Seldschuken in Kleinasien hatten zu dem an die Christenheit gerichteten Appell von Clermont geführt. Aber der griechische Kaiser ist wahrscheinlich der letzte gewesen, der darauf gefaßt war, daß die Antwort eine solche Massenbewegung sein würde, wie er sie nun vor sich sah. Die vielen großen Ritterheere, die sich jetzt auf seine Hauptstadt Konstantinopel hinbewegten, erfüllten ihn eher mit Schrecken als mit stolzer Befriedigung über die Zahl seiner Helfer. Denn er war sich natürlich ganz darüber im klaren, daß mancher Fürst und Ritter des Kreuzheeres nicht nur um himmlischen Lohnes willen ausgezogen war, sondern daran dachte, auf seiner Pilgerfahrt neben dem Heil seiner Seele auch Ehre, Ruhm, Reichtum und Herrschaft zu erwerben. Die Ansammlung so bedeutender Truppenmengen in den Grenzen des griechischen Reiches und in allernächster

Nähe der Hauptstadt war eine große Gefahr für den Bestand des oströmischen Kaisertums. Der Basileus traf beizeiten seine Vorkehrungen, um möglichen Übergriffen der Kreuzfahrer begegnen zu können. Seine Bemühungen waren vor allem darauf gerichtet, zu verhindern, daß die getrennt marschierenden Aufgebote der vielen abendländischen Fürsten sich vor Konstantinopel selber trafen. Sodann verwendete er allen Eifer und die ganze ihm zu Gebote stehende diplomatische Geschicklichkeit darauf, den Führern der Kreuzfahrer bindende Verpflichtungen für ihr Verhalten im vorderen Orient aufzuerlegen. Sie sollten dem griechischen Reiche die verlorenen Provinzen im Osten wieder einbringen helfen.

Daß daraus die ersten Schwierigkeiten entstehen würden, die möglicherweise den ganzen Kreuzzug zum Stocken bringen mußten, bevor er noch eigentlich recht begonnen hatte, liegt auf der Hand. Bohemund ist es gewesen, dem die Überbrückung solcher Kollisionsmöglichkeiten, wie sie aus der Weigerung der Kreuzfahrerfürsten, für den griechischen Kaiser zu fechten, erwachsen mußten, vornehmlich mit zu danken war. Und gerade vor ihm hatte Alexios Komnenos die schlimmsten Befürchtungen gehabt. Lag doch der Angriff Robert Guiscards, der sein Reich bis an den Rand des Verderbens gebracht hatte, wenig mehr als ein Jahrzehnt zurück, und in diesem Kriege hatte gerade der älteste Sohn des apulischen Herzogs eine führende Rolle gespielt. Es gehörte wirklich keine übermäßige Schwarzseherei dazu, wenn der Kaiser dem Argwohn verfiel, Bohemund könne die Kreuzzugsbewegung dazu benützen, um die früher gescheiterten Pläne des Vaters wieder aufzunehmen und sich durch einen Handstreich in den Besitz der griechischen Hauptstadt zu setzen. Indessen geschah nicht das geringste, um diese Befürchtungen gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Bohemund tat im Gegenteil alles, was in seinen Kräften stand, um jeden Zusammenstoß mit den Byzantinern zu vermeiden und das Verhältnis zu Alexios Komnenos so freundschaftlich wie nur möglich zu gestalten. Seinem Aufgebot erteilte er den gemessenen Befehl, sich beim Durchmarsch durch griechisches Gebiet jeder Gewalttat zu enthalten. Das sei die Pflicht der Pilger des Herrn in einem christlichen Lande, so ließ er sich hören. Zwischen ihm und seinem Neffen Tankred, dem bedeutendsten Normannenführer im Kreuzheer nach dem Guiscardsohn, kam es einmal zu heftigen Auseinandersetzungen, als dieser eine mit

Vorräten gut versehene Burg angriff, um dem Mangel im normännischen Heere abzuhelfen. Das Verhalten des Fürsten von Tarent war also in jeder Beziehung überaus korrekt und unangreifbar, ja, es war zu korrekt, um allein den Motiven zu entspringen, die Bohemund angab. Es mußte eine politische Absicht dahinterstecken. Aber Bohemund sorgte dafür, daß die Pläne, mit denen er sich trug, nicht eher als unbedingt nötig bekannt wurden. Indessen ist die Grundlinie seiner Zielsetzungen schon in den Verhandlungen mit Alexios Komneos erkennbar, wenn auch das Objekt, auf das sie sich bezogen, noch im Verborgenen bleibt. Als das normännische Heer noch zwei Tagesmärsche von der griechischen Hauptstadt entfernt war, hatte der Kaiser Bohemund zwei hohe Palastbeamte entgegengesandt, um ihn zu einer Unterredung einzuladen. Sofort war der Fürst der Bitte gefolgt. Hätte er sein Heer verlassen, wenn es seine Absicht gewesen wäre, eine Überrumpelung der Hauptstadt zu versuchen? Es lag auf der Hand, er konnte nichts Arges gegen den Kaiser im Schilde führen. Diesem Eindruck entsprach auch ganz der Verlauf der Unterhandlungen, die sofort nach seinem Eintreffen in Konstantinopel zwischen ihm und dem Kaiser stattfanden. Der Komnene und der Hauteville versicherten sich beide gegenseitig ihrer Freundschaft. Bohemund war sofort bereit, dem Kaiser den verlangten Vasalleneid zu leisten.

Welche Absicht und welches politische Ziel steckte nun hinter der gut gespielten Loyalität gegenüber dem griechischen Reiche, die bei der Herkunft und Vergangenheit des Guiscardsohnes doch überraschend genug war? Ein wenig lüftet sich das Geheimnis, wenn wir erfahren, daß Bohemund den Kaiser um die Übertragung der Würde eines Großdomestikus im Orient bat. Das konnte nichts anderes heißen, als daß der Fürst von Tarent darauf abzielte, sich, gestützt auf die Autorität des Basileus, im Kreuzheere selber und vor allem in den noch zu erobernden, ehemals griechischen Reichsgebieten eine besondere Stellung zu verschaffen, die es ihm ermöglichen konnte, seine politischen Pläne, gedeckt durch den Auftrag des Trägers legitimer Rechte, durchzuführen. Nun wird auch sein äußerst korrektes Verhalten während des Durchmarsches seiner Truppen durch griechisches Gebiet und seine Bereitschaft, dem Kaiser Treue zu schwören, sofort verständlich. Schon vor Beginn des Zuges suchte er sich die Geneigtheit der Macht zu erwerben, die seine neu zu errichtende Herrschaft im heiligen

Lande - denn daß er letztlich danach strebte, kann keinem Zweifel unterliegen - einstmals legitimieren sollte. Von seinem Vater her mochte er wissen, wie schwer die unteritalienischen Normannen um die Sanktionierung ihrer auf reiner Eroberung beruhenden Herrschaftsansprüche auf der Apenninhalbinsel hatten ringen müssen und wie sehr alle ihre Waffenerfolge in der Luft hingen, so lange nicht ein unantastbarer Rechtstitel sich ihnen zugesellt hatte. So wie die Dinge im vorderen Orient lagen, konnte Bohemund nur vom griechischen Kaiser die Legalisierung etwaiger Eroberungen erwarten. Deshalb kam ihm alles darauf an, ein gutes Einvernehmen mit Konstantinopel herzustellen. Freilich sah er sich in Alexios Komnenos einem überaus geschickten Gegenspieler gegenüber, der sich wohlweislich hütete, dem Normannen irgendwelche Rechte einzuräumen. Bohemund wurde reich beschenkt von ihm entlassen, aber die erbetene Würde eines Großdomestikus im Orient erhielt er nicht. Es mag sein, daß der Normanne aus diesem Fehlschlag seiner Politik gelernt hat, und daß schon hier die Wurzel seiner späteren Wendung gegen die Griechen liegt. Einstweilen ließ er sich jedenfalls nichts anmerken. Sein ganzes Bemühen war vielmehr darauf gerichtet, jedes Hindernis, das den Abmarsch nach Kleinasien hinauszögern konnte, aus dem Wege zu räumen.

Im Frühjahr 1097 erfolgte endlich der Aufbruch des Kreuzheeres. Er führte in fünfmonatigem Marsch über Nicäa, Doryläum, Ikonium und Tarsus, wo Tancred fast als erster der kreuzfahrenden Fürsten eine Herrschaft gegründet hätte, wenn ihn nicht Balduin, der Bruder Herzog Gottfrieds von Lothringen, mit überlegener Macht zur Aufgabe dieser Absichten gezwungen hätte, bis vor die Tore von Antiochien, wo man Ende Oktober anlangte. Die sich lang hinziehende Belagerung dieser Stadt sollte zur wichtigsten Etappe des ganzen Kreuzzuges werden und Bohemund zu dem erstrebten Ziele führen. Zunächst schien das allerdings nicht so. Denn mit dem Ausbleiben äußerlich sichtbarer militärischer Erfolge, die das Heer bis dahin gehabt hatte, und mit den ständig steigenden Verpflegungsschwierigkeiten traten auch die in der Struktur des Kreuzheeres begründet liegenden Probleme und Gefahren deutlicher in Erscheinung. Handelte es sich bei ihm doch nicht um ein geschlossenes Aufgebot unter einheitlicher und fester Führung, sondern um einen bunt zusammengewürfelten Heerhaufen, in dem eigentlich jeder tun konnte, was ihm beliebte. Denn freiwillig

hatten die einzelnen auf Grund ihres abgelegten Gelübdes sich dem Zuge angeschlossen, und niemand besaß an sich das Recht, ihnen bestimmte Vorschriften zu machen. Dieser Zustand war bei einem kämpfenden Heere natürlich unmöglich gewesen. Sobald man mit dem Feind in Berührung gekommen war, hatte sich die bereits während des Marsches eingerichtete Disziplinargewalt der führenden Fürsten verstärkt. Aber immer noch zerfiel das Heer in eine Reihe von nationalen Gruppen, an deren Spitze die angestammten Fürsten standen. Sie waren dem Range nach alle gleich. Über ihnen sollte der päpstliche Legat, Bischof Ademar von Puy, als ideeller Leiter des Kreuzzuges seines Amtes walten. Aber so hoher Schätzung sich dieser auch als Mensch und Priester erfreute, die militärische Leitung zu übernehmen, war er nicht imstande, und damit blieb die letzte Entscheidung über alle Bewegungen des Heeres doch im Kriegsrat der Fürsten liegen, wo selten alle bindende Entschlüsse gefaßt werden konnten. Die quellenmäßige Überlieferung hat unter den Kreuzfahrerfürsten besonders die Persönlichkeit des Herzogs Gottfried von Lothringen herausgestellt und um den späteren ersten Beschützer des heiligen Grabes einen Kranz von Legenden gewoben. Die neuere Forschung indessen erkannte längst, daß der eigentliche Kopf des Kreuzheeres Robert Guiscards Sohn Bohemund gewesen ist, der in geschickter Weise und ohne übermäßig hervorzutreten, alles auf die ihm vorschwebenden, aber sorgsam verborgen gehaltenen Ziele hinlenkte. Freilich versprach ein solches Verhalten nur so lange Erfolg, bis die Dinge zur Entscheidung fast reif waren. Dann mußte Bohemund mit scharfer Opposition unter seinen fürstlichen Fahrtgenossen rechnen, die zum großen Teil nicht gewillt waren, irgendeinem aus ihrer Mitte besondere weltliche Vorteile einzuräumen.

Nach halbjähriger Belagerung Antiochiens, im Mai 1098, hielt es der Normanne für an der Zeit, mit seinen Plänen hervorzutreten und die Fürsten dafür zu gewinnen. Was er vorschlug, schien eine vernünftige Lösung der Schwierigkeiten zu sein, die nach der Eroberung der belagerten Stadt zu erwarten waren. Unmöglich konnten alle Fürsten zu gleicher Zeit die Herrschaft über Antiochien antreten. Bohemund riet daher, man solle sie demjenigen zusprechen, dem das Hauptverdienst an der Einnahme zuzuschreiben sei. Keiner der anwesenden Fürsten wußte, daß er damals schon in geheimer Verbindung mit einem

Emir in der belagerten Stadt war, der sich bereit erklärt hatte, ihm eine geheime Pforte in der Mauer zu öffnen, so daß Bohemunds Vorschlag tatsächlich nicht so loyal war, wie es aussah. Aber der Argwohn der Fürsten war trotz allem rege genug, um den Antrag des Fürsten von Tarent abzulehnen. Vor allem Raimund von Toulouse, dessen persönliches Verhältnis zu Bohemund sich inzwischen in Todfeindschaft verwandelt hatte, war für diese Haltung des Kriegsrats verantwortlich zu machen. Allein, als wenige Tage später die Nachricht von dem Heranziehen eines großen mohammedanischen Entsatzheeres eintraf, gaben die Fürsten doch nach, weil sie den sicheren Untergang des gesamten Kreuzheeres vor Augen sahen, wenn es nicht gelang, Antiochien zu nehmen, bevor seine Befreier vor der Stadt anlangten. Nur Raimund hielt seine Ablehnung aufrecht; aber trotz seines leidenschaftlichen Protestes erhielt Bohemund nun die Zusicherung, daß Antiochien ihm gehören solle, falls ihm die Eroberung gelänge und falls nicht der byzantinische Kaiser vorher noch ein Entsatzheer schicke. Einige Tage darauf, Anfang Juni, führte Bohemund nun mit Hilfe des bestochenen Emirs die Überrumpelung der Stadt durch. Sein großes Ziel schien erreicht.

Indessen, als das Entsatzheer zurückgeschlagen und die Kreuzfahrer aus ihrer gefährlichen Lage gerettet waren, weigerte sich Raimund, die von seinen Truppen besetzten Teile Antiochiens, den Palast des Cassian und den Turm über dem Brückentor, an Bohemund auszuliefern. Wenn er sich dabei auf den Eid berief, den man dem griechischen Kaiser geleistet habe, so war das natürlich nur ein vorgeschobener Grund. In Wahrheit mißgönnte er dem verhaßten Normannen die riesige Beute. Bohemund wies den Einwand seines Gegners zurück, indem er einen Vertragsbruch der Griechen feststellte. Alexios Komnenos habe die versprochene Hilfe nicht geleistet, darum sei man aller ihm gegenüber eingegangenen Verpflichtungen ledig. Der Wechsel in der Haltung Bohemunds zum Kaiser, der in dieser Argumentation deutlich zutage tritt, war nicht plötzlich erfolgt. Hatte ihm schon die Verweigerung des erbetenen Hofamtes in Konstantinopel gezeigt, daß von Alexios Komnenos wenig Förderung zu erwarten war, daß der Basileus vielmehr seinerseits die Kreuzfahrer für seine Zwecke gebrauchen wollte, so hatte sich dieser Eindruck im Laufe des Feldzuges bei Bohemund nur noch verstärkt. Infolgedessen war es sein Bestreben

gewesen, das Kreuzheer mehr und mehr von dem Einfluß der Griechen frei zu machen. Ein bemerkenswertes Zwischenspiel während der Belagerung Antiochiens läßt diese Bemühungen des Normannen und ihren Erfolg einigermaßen klar erkennen. Der Kaiser hatte eine Truppenabteilung unter dem Befehl eines gewissen Tatikios zum Kreuzheer stoßen lassen, der die Aufgabe zugedacht war, im Falle der Eroberung Antiochiens die Stadt für den Kaiser in Besitz zu nehmen. Dieses Überwachungskommando nun wußte Bohemund durch Drohungen und Intrigen aus dem Lager zu entfernen und damit die unmittelbare Einwirkung der Griechen auf die Gestaltung des zukünftigen Schicksals Antiochiens zu unterbinden. Im übrigen war der von ihm gegen Alexios Komnenos erhobene Vorwurf völlig berechtigt. Denn der Kaiser hatte - wenn auch vielleicht entschuldigt durch die falschen Nachrichten, die von einer Vernichtung des Kreuzheeres wissen wollten, und durch die Unsicherheit seiner eigenen Stellung in Kleinasien - die versprochene Hilfe tatsächlich nicht gebracht. Daraus mag sich erklären, daß die Mehrheit der Fürsten auf Bohemunds Seite trat. Indessen scheute man sich, eine der streitenden Parteien durch einen offenen Urteilsspruch zu verletzen. So zog sich denn die Entscheidung hin und drohte das ganze Heer in einen offenen Zwiespalt hineinzutreiben. Der persönliche Haß zwischen Bohemund und Raimund übertrug sich auf ihre Völker. Die skeptischen Normannen und Nordfranzosen verhöhnten die wundergläubigen Provençalen und erklärten die Auffindung der heiligen Lanze und andere Visionen, an die ihre Gegner mit aller Inbrunst ihrer leicht erregbaren religiösen Phantasie glaubten, offen heraus für einen nicht einmal gut angelegten Betrug. Die immer unhaltbarer werdende Lage des Kreuzheeres wurde schließlich dadurch gerettet, daß der Wunsch und Wille der großen Pilgermassen, insbesondere seiner eigenen Landsleute, Raimund endlich zum Nachgeben zwangen. Nun erst gelangte Bohemund in den vollen Besitz der Stadt und ihres Gebietes.

Während die Fürsten nun nacheinander nach Jerusalem aufbrachen, blieb Bohemund in Antiochien einstweilen zurück. Hätte er die Stadt damals verlassen, so wäre alles Errungene sofort wieder verloren gewesen. Aber er sandte Tankred mit, der - wohl im geheimen Auftrage seines Oheims - dafür Sorge trug, daß es dem unversöhnlichen Feinde der Normannen, Raimund, nicht gelang, sich in dem Antiochien

benachbarten Tripolis festzusetzen. Unterdessen war Bohemund rastlos tätig, um seine Stellung zu sichern. Von den Mohammedanern war nach der vernichtenden Niederlage Kerbogas vorerst wenig zu befürchten. Und die Fürsten des Kreuzheeres hatten jetzt andere Ziele im Auge. So blieben nur die Griechen, die in dem Patriarchen Johannes einen eifrigen Parteigänger in Antiochien selbst besaßen. Bohemund unterschätzte diese Feindschaft keinen Augenblick. Er wußte, daß die Aufrichtung einer byzantinischen Oberhoheit ihm jede Bewegungsfreiheit nehmen und über kurz oder lang zu seinem Sturze führen mußte. Die Erfolge des Basileus in Kleinasien rückten die Einflußsphäre des griechischen Reiches immer näher an das Fürstentum Antiochien heran. Auch vom Meer her drohte ein griechischer Angriff. Byzanz war in der Lage, Bohemund mit Hilfe einer Flotte jederzeit die rückwärtigen Verbindungen über See mit dem Abendland und dadurch von jedem Nachschub abzuschneiden. Und was das bedeuten mußte bei der schmalen militärischen Basis, auf der die Herrschaft des neuen Fürsten von Antiochien einstweilen beruhte, ist leicht einzusehen. Es erklärt sich ganz natürlich aus dieser seiner Lage, daß Bohemund immer stärker in eine Todfeindschaft zu Byzanz hineingedrängt wurde.

Zunächst suchte er, da ihm der Weg über Konstantinopel verlegt war, die Verbindung über See zu sichern. Noch bevor Antiochien in seiner alleinigen Gewalt war, am 14. Juli 1098, schloß er mit sieben vornehmen Genuesen, die als Vertreter ihrer Landsleute vor ihm erschienen waren, einen Vertrag, in welchem er ihnen die Johanniskirche, dreißig Häuser am Kirchplatz, ein Warenhaus und einen Brunnen als lastenfreies Eigentum überließ und sie für alle Zeiten von allen Abgaben im Fürstentum befreite. Dafür versprachen ihm die Genuesen, ihn gegen jedermann im Besitz Antiochiens zu verteidigen. Ein Jahr später trat Bohemund auch mit den Pisanern in Verbindung, die sich ihm besonders durch ihre ausgesprochene Griechenfeindschaft empfahlen. Sie unterstützten ihn mit einer großen Flotte bei dem Versuch, die Hafenstadt Laodicäa, die für Bohemund so wichtig war, weil sie die kürzeste Verbindung mit Zypern darstellte, für das Fürstentum Antiochien zu gewinnen, ein Unternehmen, das allerdings fehlschlug infolge des Eingreifens des damals von Jerusalem zurückkehrenden Herzogs Robert, der die Stadt den Griechen übergab. Wir wissen aus Mangel an Quellen nicht, ob Bohemund diesen Pisanern ein ähnliches Privileg

gab wie den Genuesen. Aber die Annahme ist wahrscheinlich, denn wir finden den Führer der Pisanischen Flotte, den Erzbischof und päpstlichen Legaten Dagobert, fortan in engsten Beziehungen zum Fürsten von Antiochien stehen. Mit seiner Hilfe suchte Bohemund die noch in der Schwebe befindlichen staatlichen Verhältnisse Palästinas nach seinen Wünschen zu ordnen, da diese möglicherweise großen Einfluß auf seine eigene Stellung ausüben konnten.

Da er an der Eroberung Jerusalems nicht teilgenommen hatte, waren die dort getroffenen Maßnahmen völlig ohne sein Zutun erfolgt. Glücklicherweise hatte man gerade den unpolitischen Gottfried von Lothringen zum Beschützer des heiligen Grabes erwählt, von dem vorerst nichts zu befürchten war. Es waren aber starke Kräfte am Werke, die auf die Errichtung eines Königtums in Jerusalem abzielten, das dann in natürlicher Auswirkung des Ansehens, das die Stadt mit dem Grabe des Herrn als dem höchsten Heiligtum der Christenheit überall genoß, leicht zur Vormacht aller Kreuzfahrerstaaten werden konnte. Dem wollte Bohemund vorbeugen. Dabei tritt in seiner Politik ein typisch normännischer und alle ihre Staatsgründungen charakterisierender Zug in Erscheinung: die Anlehnung an eine geistige Gewalt, ihr streng hierarchischer Zug. Rollo und sein Geschlecht hatten ihre Herzogsgewalt im Seinemündungsgebiet im Bunde mit der Reformkirche zum Mittelpunkt ihres Staatswesens gemacht, Robert Guiscard und Richard von Aversa sich der Lehnshoheit des Papstes unterstellt, Wilhelm der Eroberer mit päpstlicher Billigung den Zug nach England angetreten, selbst Knud der Mächtige Wert auf eine Unterstützung seiner Großreichspläne durch die Hierarchie gelegt. Die Erklärung dieser auffälligen Tatsache liegt nicht in der Annahme einer besonders tiefen Religiosität der Normannen. Alles, was wir von ihnen wissen, spricht eher dagegen. Mit sicherem Instinkt für die Imponderabilien des staatlichen Lebens ließen sie sich vielmehr von einer Bewegung emportragen, der in den Jahrhunderten ihrer Staatengründungen die Zukunft gehören sollte. Im übrigen war es auch weit bequemer, statt eines mächtigen weltlichen Oberherrn einen geistlichen zu gewinnen, dessen ideelle und moralische Autorität ihre Herrschaft legitimieren, sich aber nicht weiter in sie einmischen sollte. Nachdem für Bohemund die anfänglich angestrebte Legalisierung seiner Herrschaft durch die Griechen unmöglich geworden war, mußte er diese

durch eine andere autoritative Instanz zu erreichen suchen, und eben dazu sollte ihm der Patriarch von Jerusalem dienen. Es galt, in der Stadt des Herrn alle weltliche Gewalt dem geistlichen Oberhaupt in die Hand zu spielen, also einen Kirchenstaat zu begründen, von dem dann die übrigen Kreuzfahrerstaaten in loser Lehnsabhängigkeit bestehen sollten. Es war die konsequente Weiterführung jener Beweggründe, die schon Gottfried veranlaßt hatten, auf eine weltliche Krone da zu verzichten, wo der Heiland einst die Dornenkrone getragen hatte. Bohemunds Kandidat für diese Rolle war jener Pisaner Erzbischof und päpstliche Legat Dagobert, der ihm schon in Ladoicäa als Befehlshaber der Pisaner Flotte nähergetreten war und der sich in seinem Gefolge im November 1099 nach Jerusalem begab, wo der Fürst von Antiochien angeblich durch ein Gebet am heiligen Grabe auch für sich die gelobte Wallfahrt zum Ziele bringen wollte. Durch die Person Dagoberts schien gleichzeitig die Verbindung mit dem Papsttum und dem Abendland hergestellt und damit für eine sichere Zukunft der Kreuzfahrerstaaten gesorgt zu sein, die ohne dauernden Nachschub aus dem Mutterlande aus eigener Kraft nicht existenzfähig waren, deren Schicksal immer davon abhing, ob die Kreuzzugsbegeisterung in der Heimat anhielt oder nicht. Es gelang Bohemund auch, seinen Kandidaten auf den Patriarchenstuhl von Jerusalem zu bringen und seine Stellung weitgehend zu festigen. Gottfried und sicher auch er selber, obwohl das nicht ausdrücklich überliefert ist, leisteten Dagobert den Vasalleneid und nahmen ihre Herrschaften als getreue Lehnsmänner Jesu Christi aus seiner Hand entgegen. Der Patriarch forderte von Gottfried die Städte Jerusalem und Joppe als Eigentum der Kirche des heiligen Grabes zurück und erhielt sie teilweise auch. Der bald darauf erfolgende Tod Gottfrieds schien die angebahnte Entwicklung zu gutem Ende zu führen. Denn Dagobert wandte sein Augenmerk damals auf den Fürsten von Antiochien, der nun die Würde eines Beschützers des heiligen Grabes mit seinem syrischen Fürstentum verbinden sollte.

Indessen, so nahe dem Ziel, erfuhr Bohemunds Sache zwei schwere Schläge, von denen sie sich niemals wieder erholt hat. Es gelang der lothringischen Gegenpartei, den Plan des Patriarchen zu durchkreuzen, indem sie die Nachfolge von Gottfrieds Bruder Balduin, und zwar als König von Jerusalem, durchsetzte. Damit war der Plan eines

Kirchenstaates im heiligen Lande gescheitert und doch eine weltliche Zentralgewalt geschaffen, der sich das Fürstentum Antiochien später tatsächlich hat unterordnen müssen. Bald danach geriet Bohemund in die Gefangenschaft des Emirs Kumischtekin, und als er nach drei Jahren seine Freiheit wiedergewann, hatte sich die Lage seines Fürstentums so verschlechtert, daß er keine andere Möglichkeit sah, einen grundlegenden Wandel der Dinge herbeizuführen, als unter der Parole eines neuen Kreuzzuges eine große Hilfsaktion des Abendlandes in die Wege zu leiten. Ende 1104 verließ er zusammen mit dem inzwischen von Balduin I. abgesetzten Patriarchen Dagobert das heilige Land, um in Italien und Frankreich für einen neuen Kreuzzug zu werben.

In den nächsten drei Jahren hat Bohemund im Abendland eine umfängliche und erfolgreiche Werbetätigkeit entfaltet. Es war die Zeit, in der sein Ruhm am höchsten stieg, in der er große Menschenmassen allein durch die Wirkung seiner glänzenden Persönlichkeit mit sich fortriß und für seine Pläne begeisterte. Wenn auch der Norden, England und die Heimat seines Geschlechts, die Normandie, sich kühler verhielten - Deutschland blieb damals ganz abseits -, in Frankreich und Italien fand er vollen Beifall. Der französische König machte ihn zu seinem Schwiegersohn, und zahlreich strömten ihm die Ritter zu, die unter seiner Führung Reichtum und Ehre in den fernen Ländern des Orients zu gewinnen trachteten. Als 1107 dieses Heer zum Aufbruch bereitstand, da nahm freilich Bohemund den Weg nicht direkt ins heilige Land und sein Fürstentum Antiochien, das inzwischen sein Neffe Tankred mit Löwenmut gegen Griechen, Mohammedaner und christliche Feinde verteidigte, sondern nach Griechenland, nach Durazzo. Bohemund hatte diesen Plan in seinen zahlreichen Kundgebungen schon angekündigt, indem er immer wieder die Treulosigkeit und den Verrat des Griechenkaisers für das Elend des heiligen Landes verantwortlich gemacht und den Standpunkt vertreten hatte, daß das Grab des Herrn nicht eher als gesicherter Besitz der Christen gelten dürfe, bevor nicht das Kaisertum der schismatischen Griechen am Bosporus zu Fall gebracht sein würde.

Man hat diesen Plan Bohemunds, das griechische Reich zu vernichten, oft utopisch und phantastisch genannt, und der katastrophale Ausgang des Feldzuges, den der Guiscardsohn 1107 begann, scheint

dieses Urteil zu bestätigen. Alexios Komnenos hatte sich beizeiten auf diesen Angriff vorbereitet und vor allem die Flotte der Venezianer gewonnen, die Bohemunds Heer die Zufuhr abschnitt, so daß es schließlich zur Kapitulation gezwungen wurde. Aber man sollte sich doch fragen, ob diese Meinung nicht zu sehr ex eventu gefaßt ist. Immerhin hat der Gedanke, den Bohemund zum erstenmal in breitere Massen hineintrug, fast zwei Jahrhunderte beherrscht, und er barg in der Tat einen sehr realen Kern in sich. Wenn die natürliche Landbrücke zwischen dem Abendland und dem Morgenlande hätte gewonnen werden können, so wäre das zweifellos für die Kreuzfahrerstaaten eine ausreichende Sicherung ihrer Existenz gewesen, die sie so niemals erreicht haben.

Bohemund hat das Scheitern seiner Pläne vor Durazzo noch vier Jahre überlebt. Erst am 7. März 1111, kurze Zeit nach Roger Borsa, ist er gestorben und in Canosa bestattet worden, wo seine Grabeskirche noch deutlich arabische Einflüsse zeigt. Seine letzte Zeit war mit neuen Rüstungen erfüllt, um den Schandvertrag zu zerreißen, durch den ihn Alexios Komnenos gezwungen hatte, sein Fürstentum Antiochien selber den Griechen auszuliefern. Er war noch nicht fertig, als der Tod dem Rastlosen das Schwert aus der Hand nahm. Er hatte den Prometheusflug gewagt und war gestürzt. Das Abendland hat seinem Helden keine Treue gehalten. Auch Roger Borsa und Roger von Sizilien unterstützten ihn nicht. Bei ihnen war vielleicht die richtige Erkenntnis maßgebend, daß Bohemunds kühner Vorstoß in den vorderen Orient eine Überanstrengung der Kräfte des italienischen Normannentums gewesen war, das ohnehin hart um seine Stellung auf der Apenninhalbinsel zu ringen hatte und für das jeder neue Blutentzug verderbenbringend sein mußte. Bohemund ist gescheitert, aber das darf das Gesamturteil über seine Persönlichkeit nicht trüben. Mag manches phantastisch an seinen Plänen gewesen sein. Er bleibt dennoch vor der Geschichte als eine der großen Führergestalten bestehen, die nordisches Menschentum gebar.

Roger II.

Der kühne Vorstoß, den das mittelmeerische Normannentum - getragen von der allgemeinen Kreuzzugsbewegung des Abendlandes - unter Führung des Guiscardsohnes Bohemund in den vorderen Orient unternommen hatte, war zweifellos eine Überanstrengung seiner Kraft gewesen. Das zeigte aufs deutlichste der baldige Verlust des Fürstentums Antiochien und die vollständige Verdrängung der Normannen aus dem Heiligen Lande durch die Franzosen, die den Kreuzfahrerstaaten nun völlig den Stempel ihres Wesens aufprägten. Auch in anderen Teilen des Mittelmeerraumes - in Spanien und Griechenland - ging ihre Geltung um diese Zeit merklich zurück. Sie sahen sich in steigendem Maße auf das Ausgangsland ihrer mittelmeerischen Expansion, auf Sizilien und Unteritalien beschränkt. Mit merkwürdiger Gesetzmäßigkeit und Folgerichtigkeit wiederholte sich damit ein Vorgang, der schon den Ablauf der ersten großen nordischen Ausdehnungsepoche, der wikingischen des neunten Jahrhunderts, bestimmte: zunächst ein Vorwärtsstürmen in unendliche Weiten, ein Verströmen überschäumender Kraft in unbegrenzte Räume, dann unter gefährlichen Krisenerscheinungen ein radikaler Schrumpfungsprozeß, die Beschränkung auf ein enges Gebiet, die in letzter Stunde und höchster Gefahr Rettung vor völligem Untergang brachte. Wie von dem weitgespannten Wirkungsfelde der wikingischen Seefahrer am Anfang des zehnten Jahrhunderts als fester Besitz nur die Seine-Mündungslandschaft übrigblieb, so mußten sich deren normännische Nachkommen am Beginn des zwölften Jahrhunderts mehr und mehr auf der südlichen Apenninhalbinsel zusammenziehen, um sich gegen die wachsende Bedrohung von allen Seiten behaupten zu können.

Was für die Normandie dann Rollo leistete: den Aufbau eines festgefügten Staates, der die feindlichen Fluten wie ein schützender Damm abhielt und den versprengten Wikingern die notwendige Atempause zu neuer Zusammenfassung ihrer Kraft sicherte, das vollbrachte

Roger II. für die Normannen des Mittelmeeres. Ja, seine Tat überragt das Werk des ersten Herzogs der Normandie noch erheblich an allgemein historischer Bedeutung. Denn die Staatengründung am Ärmelkanal vollzog sich ganz am Rande des großen abendländischen Geschichtsraumes, fast unbemerkt und abseits der ihn erfüllenden Kämpfe. Sizilien und Unteritalien dagegen waren durch den Kreuzzugsaufbruch der christlichen Welt, durch die Nähe Roms und des Papsttums, durch den rivalisierenden Anspruch des westlichen und östlichen Kaisertums und durch ihre geographische Lage auf der Grenze von Orient und Okzident gerade damals in den Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Auseinandersetzungen gerückt. Jede Veränderung in diesen Gebieten mußte die stärkste Beachtung aller interessierten Mächte finden. Darin lag die äußere Problematik der Errichtung eines normännischen Einheitsstaates im Zentrum des Mittelmeerraumes begründet. Sie hatte von vornherein mit dem Widerstand der alten Mächte zu rechnen, gegen den sie durchgesetzt und dann verteidigt werden mußte. Sie brachte durch ihren Erfolg gleichzeitig die bisherige politisch-staatliche Ordnung der christlichen Welt ins Wanken. Struktur verändernde Wirkungen von tiefer und weitreichender ideeller Bedeutung gingen von ihr aus, die noch Jahrhunderte spürbar sind und sich keineswegs auf den einstigen Bereich der Antike beschränken.

Neben dieser äußeren zeigt sich eine nicht weniger schwierige innere Problematik. Auch darin sind die Eroberer der Normandie besser gestellt gewesen als ihre Nachfahren auf der Appeninenhalbinsel, daß sie die Verbindung mit ihrem Ausgangsland enger knüpfen und länger aufrechterhalten konnten, als es den mittelmeerischen Normannen möglich war. Die Normandie hat gerade während der Krisenzeit immer wieder Nachschub aus der skandinavischen Heimat erhalten. Süditalien dagegen ging dieser Rückhalt schon bald nach der Mitte des elften Jahrhunderts verloren, also kaum zwei Menschenalter nach der Einwanderung der ersten Normannen in ihr späteres Herrschaftsgebiet. Denn der Auswanderung in den Mittelmeerraum erwuchs in der staatlich geleiteten Expansion nach England eine scharfe Konkurrenz. Die überschüssige Volkskraft des Seine-Mündungsgebietes wurde dadurch in andere Bahnen gelenkt und stand nicht mehr in ausreichendem Maße für den Süden zur Verfügung. Die Kreuzzugsbewegung schuf nur vorübergehend einen Ausgleich. Zu Beginn des zwölften Jahr-

hunderts waren die Mittelmeernormannen praktisch ganz auf sich allein angewiesen und standen nun Aufgaben gegenüber, die nur durch das Genie eines ganz großen Führers gelöst werden konnten.

Roger II. wurde kurz vor der Jahrhundertwende (1095) als zweiter Sohn des gleichnamigen Großgrafen von Sizilien geboren. Schon mit sechs Jahren verlor er den Vater, der einst gemeinsam mit dem älteren Bruder Robert Guiscard die Eroberung der Insel begonnen und sie allein vollendet hatte. Mit zehn Jahren Thronerbe geworden, für den die kluge Mutter Adelasia bis zu seiner Großjährigkeit (1112) umsichtig und erfolgreich die Regentschaft führte, wuchs er frühzeitig in seine Herrscheraufgaben hinein. Die letzte und in ihren Folgen bedeutsamste Regierungshandlung der Mutter war die Verlegung der großgräflichen Residenz von Messina nach Palermo, aus dem von normännischen Baronen beherrschten Nordosten der Insel in einen überwiegend von Mohammedanern bewohnten Bezirk gewesen. Dahinter hatte die Absicht gestanden, die Dynastie und ihre Herrschgewalt dem Einfluß der Großen zu entziehen, die damals auf dem nahen Festlande die Stellung und Macht der schwachen Nachfolger Robert Guiscards und Richards von Aversa fortdauernd schmälerten und schwächten. Adelasia sicherte ihrem Sohne dadurch eine feste Ausgangsbasis für seine späteren großen Pläne.

Die Politik des jungen Großgrafen wurde zunächst ganz von den geographischen Gegebenheiten der Insellage Siziliens bestimmt. Im Altertum hatte die Eroberung Siziliens durch die Römer die wichtigste Voraussetzung für deren Übergreifen auf die übrigen Gestade des Mittelmeeres und den Aufbau eines Imperiums geschaffen, das die ganze damalige Kulturwelt durch eine großartige politische Organisation staatlich gefaßt hatte. Die Insel verlor ihre strategische Bedeutung als natürlicher Mittelpunkt des Mittelmeerraumes erst, als das Römerreich unter der Wucht der germanischen Angriffe in eine Ost- und Westhälfte auseinanderbrach und der Vorstoß des Islams das Meer der Mitte in ein Grenzmeer zwischen Orient und Okzident verwandelte. Die Konsolidierung der normännischen Herrschaft auf Sizilien unter Roger I. ließ ihre alte geschichtliche Bestimmung nun wieder in den Vordergrund treten. Roger II. fand sich sofort auf überseeische Unternehmungen hingewiesen. Der Ruf des Meeres verklang nicht ungehört bei diesem jungen Fürsten, in dessen Adern das Wiking-

blut seiner Vorfahren noch mit unverminderter Leidenschaft und Stärke pulste. Er schuf sich eine starke Flotte und begründete im Admiralrat eines der wichtigsten Staatsämter Siziliens, in dem die Bedeutung gerade der Seefahrt für die Politik dieses Reiches zu deutlichstem Ausdruck kommt.

Die ersten Aktionen der Flotte richteten sich auf die Sizilien vorgelagerten nordafrikanischen Küstengebiete. Sie führten im Kampf mit den dortigen mohammedanischen Machthabern, den Ziriten, zwar vorerst noch nicht zu dauerndem festen Gewinn, aber sie stellten den jungen Roger sofort in weitgespannte politische Beziehungen hinein. Die auf den Flanken der großen, von der iberischen Halbinsel bis zum Heiligen Lande reichenden Front des Christentums gegen den Islam kämpfenden Gewalten wurden bald aufmerksam auf den neuen Mitstreiter und suchten Verbindung mit ihm. König Balduin von Jerusalem bewarb sich um die Hand der Mutter des Großgrafen und erhielt sie. Im Heiratsvertrag wurde Roger zum Erben des Königreichs bestimmt, falls aus der Ehe Balduins mit Adelasia kein männlicher Erbe hervorgehen sollte. Wieder schien sich also ein enger Zusammenhang mit dem vorderen Orient zu ergeben und die Zielsetzungen Bohemunds in neuer zukunftsträchtiger Form belebt zu werden. Auf der anderen Seite suchte Graf Raimund von Barcelona Rogers Hilfe. Er bot ihm für seine Beteiligung am Kampf gegen die Araber auf der iberischen Halbinsel die Hälfte aller gemachten Beute und aller Eroberungen. Insbesondere die Balearen spielten als künftiger Stützpunkt der sizilischen Flotte in diesen Verhandlungen eine wichtige Rolle. Nach Jahrhunderten betätigte Sizilien unter dem jungen Roger so zum ersten Male wieder seine Funktion als zusammenfassendes Element im Mittelmeerraum! Ungeheure Perspektiven eröffneten sich dem normännischen Fürsten, gewaltige Aufgaben schienen dem ordnenden Sinn und der organisatorischen Fähigkeit seines Volkstums hier von Natur und Geschichte gestellt zu sein.

Noch war indessen die Anknüpfung mit Ost und West eine sehr lockere. Sehr bald zerrissen die Fäden wieder. Die Machtmittel zur Durchführung solcher Pläne, wie sie damals vor dem inneren Auge des jungen Roger auftauchen mochten, standen noch nicht bereit. Zuvor mußte eine Zusammenfassung aller normännischen Kräfte in Unteritalien angestrebt werden. Nur dann war auf dauernde Erfolge zu

hoffen. Roger hatte deshalb die Entwicklung der Dinge im normännischen Herrschaftsbereich auf dem Festland aufmerksam verfolgt und sich durch seine überseeischen Pläne nicht von der Vertretung seiner Interessen auf diesem Gebiete ablenken lassen. Er brauchte hier nur die Politik seines Vaters fortzusetzen, der in dem ständigen Kampf der Herzöge von Apulien und der Fürsten von Capua mit ihren aufständischen Baronen als Lohn für gewährte Hilfe bereits wichtige Positionen besonders in Calabrien in seine Hände gebracht hatte. Die rückläufige Bewegung, der sich die festländischen Normannenstaaten ausgesetzt sahen, hatte Sizilien nicht ergriffen, weil die Eroberung dieser Insel allein das Werk der Dynastie gewesen war, die alle baronalen Gewalten von Anfang an in straffster Abhängigkeit von sich hielt. Auf dem Festland dagegen lebte immer noch die Erinnerung daran, daß die Fürsten einstmals nichts anderes als die frei gewählten Führer völlig gleichberechtigter Fahrtgenossen gewesen waren, und verdichtete sich gerade damals zu immer neuen Revolten gegen die schwachen Nachfolger Guiscards und Richards. Es wurde die Rettung der Normannen, daß der sizilische Staat in dieser gefährlichen Krise seine Geschlossenheit erwies, und daß an seiner Spitze ein staatsmännisches Genie wie Roger II. stand. Die Durchsetzung der baronalen Ansprüche auf Selbständigkeit und Freiheit hätte zu völliger Auflösung der unter schweren Blutopfern hergestellten staatlichen Ordnung und damit zum Untergang der ohnehin schon zahlenmäßig schwachen nordischen Einwanderer führen müssen. Indem Roger II. in diese Verhältnisse eingriff, die rückläufige Bewegung zum Stillstand brachte und dann das Werk Robert Guiscards durch Errichtung des Einheitsstaates vollendete, sicherte er seinen Normannen eine Zukunft, die sie ohne ihn nicht mehr gehabt hätten.

1127 starb Herzog Wilhelm von Apulien, der letzte direkte Nachkomme Robert Guiscards. Zwei Jahre vorher hatte er seinen sizilischen Vetter zum Erben eingesetzt. Rogers Anspruch war also unbestreitbar. Dennoch mußte der sizilische Großgraf mit der ablehnenden Haltung des größten Teiles der Barone rechnen, die eine Verbindung Siziliens mit Apulien und Calabrien schon darum bekämpfen würden, weil sie eine Stärkung der Dynastie der Hauteville bedeutete. Es kam unter diesen Umständen alles auf die Haltung des päpstlichen Oberlehnsherrn der Normannen an. Dieser war als höchste geistliche und mora-

lische Autorität des Abendlandes wohl in der Lage, den Großen den Rücken zu stärken, ihren Aufruhr zu legalisieren und eine Einheitsfront zu schaffen, die für Roger bedenkliche Folgen haben konnte.

Roger bemühte sich sofort um die Anerkennung seiner Erbansprüche durch die Kurie. Der Papst lehnte indessen alle seine Angebote ab. Der Preis, den der Großgraf zu zahlen geneigt war – er bestand außer klingender Münze in der Abtretung einer Reihe von Kastellen, die das unmittelbar unter päpstlicher Herrschaft stehende Gebiet von Benevent erweitern sollten –, schien Honorius II. in keinem Verhältnis zu der Einbuße an Macht und Einfluß zu stehen, den das Papsttum durch die Vereinigung Siziliens und Apuliens erleiden mußte. Denn seit Rom den Normannen auf dem Tage von Melfi (1059) die Sanktion für ihre Eroberungen in Süditalien erteilt hatte, war es immer sein leitender politischer Grundsatz gewesen, den Zusammenschluß der verschiedenen normännischen Staaten zu verhindern, um die trotzigen Vasallen leichter in Botmäßigkeit halten zu können. Wurde dies Gleichgewichtssystem, bei dem der Papst immer einen Normannenfürsten gegen den anderen ausspielen konnte, gestört und kam es zu fester Zusammenfassung aller normännischen Kräfte, so konnte sich daraus leicht eine unmittelbare Bedrohung des Kirchenstaates und eine Beeinträchtigung der päpstlichen Entschlußfreiheit entwickeln. Vom Standpunkt der römischen Kirche aus gesehen war es also durchaus verständlich, daß sie sich auf die Seite der zahlreichen Gegner Rogers II. schlug. Was Roger befürchtet hatte, trat ein. Der Papst erschien persönlich im Süden der Halbinsel und sammelte die normännischen Barone um die Fahne der Kirche. In einer Reihe feierlicher Kundgebungen, deren eindrucksvollste die gewaltige Heerschau zu Capua war, wo Honorius nach der Krönung des jungen Fürsten Robert eine flammende Rede an die Versammelten hielt, in der er über Roger den Bann verhängte und zum Kampf für die Freiheit der Kirche aufrief, wurde dem beginnenden Kampf der Charakter eines Kreuzzuges aufgeprägt, ein willkommener Freibrief für die Barone, die ihre eigennützigen Interessen und Wünsche nun gut hinter den ausgegebenen kirchlichen Parolen verbergen konnten.

Freilich, so überlegen dieser gewaltige Feindbund auch zu sein schien, weil er zahlenmäßig weit stärker war als das sizilische Aufgebot und überdies für die höchsten Ideale der damaligen Menschheit zu kämpfen

vorgab, er war es in Wirklichkeit nicht. Denn ihm fehlte die unbedingte Geschlossenheit und die einheitliche Führung. Das ermöglichte Roger den Sieg. Er erfocht ihn mit Hilfe einer für sein ganzes Wesen höchst charakteristischen defensiven Taktik. Roger ist weder ein kühn vorstürmender Held noch ein hervorragender Feldherr gewesen. Aber er besaß Eigenschaften, die den Enderfolg noch sicherer verbürgten: eine durch keine Not zu beugende Beharrlichkeit, einen unerschütterlichen Mut und den festen Glauben an seine Sache, dazu - das wikingische Bluterbe - die listenreiche Verschlagenheit, die aus jeder noch so verfahrenen Lage immer wieder Auswege zu finden wußte. Als er sich dem überlegenen Gegner nach monatelangen geschickten Ausweichmanövern 1128 am Bradano endlich stellen mußte, gelang es ihm, eine offene Feldschlacht zu vermeiden, in der er höchstwahrscheinlich vernichtet worden wäre. Er wartete in seinem befestigten Lager in aller Ruhe ab, bis das feindliche Heer infolge der Julihitze und schlechter Verproviantierung der Auflösung anheimfiel. Als Robert von Capua seine Zelte abzubrechen begann und daraufhin eine Panik unter den kleinen Baronen ausbrach, hielt es auch der Papst für geraten, in Verhandlungen mit dem Großgrafen einzutreten, die zu dem für Roger günstigen Vertrage von Ponticello führten. In ihm erkannte Honorius den Erbanspruch des Grafen auf Apulien und Calabrien in aller Form an und erteilte ihm die Belehnung. Dafür versprach der neue Herzog weder das Fürstentum Capua noch die päpstlichen Besitzungen anzugreifen.

Das war ein gewaltiger Schritt vorwärts auf dem Wege zum normännischen Einheitsstaat. Denn was jetzt vom normännischen Herrschaftsbereich noch außerhalb der Machtsphäre Rogers blieb, war unbedeutend. Nur nach außen hin hatte der Papst seinen grundsätzlichen Standpunkt, daß nicht alle normännische Macht in einer Hand gesammelt werden dürfte, aufrechterhalten. Das Fürstentum Capua war kein ebenbürtiger Gegner mehr. Es mußte mit der Zeit von selbst dem neuen Herrn von Sizilien und Apulien zufallen. Roger konnte diese Entwicklung ruhig abwarten. Im Augenblick war die Neuordnung der durch den Krieg zerrütteten Gebiete wichtiger, und ihrer nahm er sich sofort energisch an. Er verkündete 1129 einen allgemeinen Landfrieden, der jeden Raub und jede Wegelagerei unter schwerste Strafe stellte, Geistliche, Bauern, Reisende und Kaufleute unter den be-

sonderen Schutz des Herzogs nahm. Materiell betrachtet, handelt es sich dabei lediglich um die Übertragung von Landfriedenssätzen, wie sie Roger I. schon für Sizilien aufgestellt hatte, auf das apulische Herzogtum. Dennoch besitzt diese Gesetzgebung eine große allgemeine Bedeutung. Sie ist die Keimzelle, aus der der vielbewunderte Gesamtstaat Rogers II. erwuchs. Das Kernstück der neuen Ordnung war die absolute Autorität der fürstlichen Gewalt, die allen anderen Faktoren gegenüber mit Hilfe der Friedensgesetze zur Anerkennung gebracht werden sollte. Der Schutz des Herrschers erstreckte sich gleichmäßig auf alle Untertanen und drückte dadurch die normännische Herrenschicht auf dem Festlande auf die Stufe einfacher Vasallen herab. Es gab nun keine bevorrechtete Gruppe mehr: weder städtische Autonomie noch unbeschränktes ritterliches Fehderecht. Den Staat repräsentierte allein der Fürst! Das bedeutete eine Konzentration aller staatlichen Machtmittel, wie sie dem Mittelalter bis dahin unbekannt gewesen war. Sie erwuchs aus rein normännischer Tradition. Denn in der Normandie ist jene Landfriedensidee zuerst entwickelt worden, die sich mit dem Begriff des Königsschutzes vermischte, also ein „Friede des Herrschers" wurde. Von dort kam sie mit den Normannen nach England und nach Italien. Sie konnte sich dort zuerst in Sizilien durchsetzen, wo es ja von Anfang an eine fest begründete Herrschaftsgewalt gab, die als Garant der Friedensordnung auftrat wie einst das Herzogtum in der Normandie.

Kaum begonnen wurde das großartige Aufbauwerk Rogers indessen unterbrochen und in seiner Durchführung aufgehalten durch ein Ereignis der großen abendländischen Politik, das alle Bemühungen um die Errichtung eines normännischen Gesamtstaates im Süden der Appeninenhalbinsel auf Jahre hinaus aufs engste mit den entscheidenden Auseinandersetzungen der Zeit verknüpfte und die schon berührte äußere Problematik der Reichsgründung voll in Erscheinung treten ließ. Es war die römische Doppelwahl des Jahres 1130 und das sich daran anschließende achtjährige Kirchenschisma. Zunächst schien es allerdings so, als solle sich der Kampf zweier Päpste um die Tiara sehr günstig für die Pläne Rogers II. auswirken. Einer der beiden Anwärter auf den Stuhl Petri, der Pierleoni Anaklet, nahm sofort engste Beziehungen zu ihm auf, verlieh ihm kraft apostolischer Autorität die sizilische Königskrone und sprach ihm Capua, Benevent und Neapel zu,

so daß mit einem Schlage ganz Unteritalien unter Rogers Herrschaft vereinigt war. Aber die Dauer dieser Regelung hing nun davon ab, ob Anaklet seine allgemeine Anerkennung im Abendlande durchsetzen konnte. Stürzte er, so war sie sofort hinfällig.

Sehr bald zeigte sich denn auch, daß das Kirchenschisma Rogers Absichten keineswegs zum Vorteil gereichte. Zunächst bekam die baronale Opposition, die bereits am Erliegen gewesen war, wieder Auftrieb, indem sie sich eng an Innozenz II., den Gegner Anaklets, anschloß und damit erneut moralischen Rückhalt gewann. Ihr erstand zudem in Rogers Schwager Rainulf von Alife ein großer militärischer Führer, der den König zweimal in offener Feldschlacht zu schlagen vermochte. Inzwischen sammelte die mächtige Beredsamkeit des Abtes Bernhard von Clairveaux fast das ganze Abendland um Innozenz II. Anaklets Sache war in unaufhaltsamem Niedergang begriffen. Außer seiner römischen Verwandtschaft hielt bald nur noch Roger zu ihm. Alle Mächte, die ohnehin Ansprüche auf die süditalienisch-sizilische Grenzzone erheben zu können meinten, fanden nun einen bequemen Vorwand, um den normännischen Aufstieg im Keime zu ersticken. Es kam zu einer ungeheuren Belastungsprobe, die eben nur ein ganz Großer wie Roger II. zu bestehen vermochte.

Das Jahr 1137 sah den Einbruch eines starken kaiserlichen Heeres in den normännischen Herrschaftsbereich in Unteritalien. Roger war dem Ansturm der kriegerischen Kraft der Vormacht des Abendlandes, der sich weite kirchliche Kreise unter Führung des damals einflußreichsten Mannes, des Abtes von Clairveaux, dann der griechische Kaiser, die oberitalienischen Seestädte und die normännische Opposition verbunden hatten, natürlich in keiner Weise gewachsen. Er ließ den Mut indessen keinen Augenblick sinken und dachte nicht an Kapitulation, sondern ging wiederum zu der von ihm so meisterhaft beherrschten defensiven Taktik über. Er zog sich nach Palermo zurück und wartete dort, scheinbar völlig untätig, die weitere Entwicklung ab. Der Stoß des kaiserlichen Heeres sollte ins Leere treffen, die Kraft der Deutschen sich in der Belagerung fester Kastelle erschöpfen, die überall im Lande als Stützpunkte der Macht des Normannenkönigs von seinen Getreuen besetzt worden waren. Roger rechnete auch diesmal mit der Möglichkeit, den übermächtigen Feindbund zu gelegener Zeit zersprengen zu können.

Diese Überlegung erwies sich als richtig. Wenn auch die normännischen Kastelle schneller fielen, als er dachte, und der militärische Sieg der Deutschen in kürzester Zeit ein vollständiger war, so zeigten sich doch bald unüberbrückbare Spannungen unter den Bundesgenossen, als die Frage der Neuordnung des eroberten Gebiets geregelt werden sollte. Von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung noch waren die schon während der Belagerung Neapels auftretenden Rivalitäten der Seestädte Pisa und Genua gewesen, deren Flotten von großer Bedeutung für den Fortgang der Operationen gegen Roger werden mußten. Auch für die Erfüllung der Forderungen der normännischen Barone, die natürlich möglichst viel Freiheit und Selbständigkeit für sich erstrebten und nicht einfach die Herrschaft Rogers mit der eines anderen Herzogs vertauschen wollten, konnte man noch eine tragbare Formel zu finden hoffen. Die Ansprüche des griechischen Kaisers auf die alten Provinzen seines Reiches im Süden Italiens schob der einhellige Protest der abendländischen Mächte einfach beiseite. Aber gefährlich wurde die nun zwischen dem Papst und dem deutschen Kaiser plötzlich aufbrechende tiefe Kluft. Das Deutsche Reich hatte seine alten Hoheitsansprüche auf Unteritalien nie aufgegeben, obwohl ein ganzes Jahrhundert vergangen war, ohne daß es seine Rechte dort hatte geltend machen können. Die Innozentiner selbst waren es gewesen, die diesen fast verjährten Reichsanspruch wieder ans Licht gezogen hatten, um Lothars Hilfe gegen Roger zu gewinnen. Sie hatten im Ernst natürlich niemals daran gedacht, den Deutschen wieder jene alte Machtposition einzuräumen, die das Reformpapsttum unter Nikolaus II. einst gerade beseitigt hatte, um sich den Rücken gegen das Kaisertum freizumachen. Sie hatten fest damit gerechnet, daß Lothar, der sich bis dahin den kirchlichen Wünschen immer gefügt hatte, es auch diesmal nicht auf einen Bruch ankommen lassen würde. Sie sahen sich in dieser Hoffnung getäuscht. Denn Lothar forderte – wahrscheinlich unter dem Einfluß seines welfischen Schwiegersohnes Heinrichs des Stolzen –, daß der neue Herzog von Apulien die Belehnung von ihm empfangen und damit sein Herrschaftsgebiet der Hoheit des Reiches unterstellt werden sollte. Dagegen berief sich das Papsttum auf seine Lehnshoheit über die Normannen, die 1059 zu Melfi begründet und seitdem nicht beeinträchtigt worden war. Man kam schließlich zu einem schwächlichen Kompromiß, das keine klaren

Verhältnisse schuf, sondern die Entscheidung nur vertagte: Kaiser und Papst ergriffen beide die Lanze, mit der sie den neuen Herzog – es war Rainulf von Alife – belehnten.

Es liegt auf der Hand, daß diese Uneinigkeit der Sache Rogers sehr zugute kommen mußte. Aus der höchsten Gefahr aber befreite ihn das deutsche Heer selber. Die Fürsten und Herren, die nun schon über ein Jahr unter Waffen standen und die Wirkungen des italienischen Sommers fürchteten, wollten von einer Fortsetzung des Krieges, von einem Vorstoß nach Sizilien nichts wissen. Lothar mußte nachgeben und den Rückmarsch antreten. Mit ihm verließ der Papst das Gebiet der Normannen. Die Seestädte zogen ihre Flotten zurück, und auch der griechische Kaiser zeigte kein Interesse mehr an der Aufrechterhaltung einer staatlichen Ordnung Süditaliens, bei der er leer ausgegangen war. Rainulf von Alife und der wieder eingesetzte Robert von Capua waren sich selbst überlassen.

Sofort erschien nun Roger mit seinen Truppen auf dem Festlande. Herzog Rainulf wehrte sich tapfer, aber bald raffte der Tod diesen fähigsten Kopf der baronalen Opposition hinweg. Mit raschen Schlägen gewann der König das Verlorene wieder zurück. Papst Innozenz konnte seinen Siegeslauf nicht hindern, denn der bereits im Dezember 1137 noch auf dem Rückmarsch des deutschen Heeres in den Alpen erfolgende Tod Kaiser Lothars beraubte ihn jedes militärischen Rückhalts. Da von dem nun wieder in Thronwirren stürzenden Deutschen Reiche sobald keine Hilfe mehr zu erwarten war, das Haupthindernis einer Verständigung mit Roger aber durch das Hinscheiden Anaklets 1138 aus dem Wege geräumt wurde, entschloß sich Innozenz II. zu Verhandlungen mit dem König. Er hoffte dabei, die Abmachungen von Ponticello neu in Kraft setzen und so wenigstens die Selbständigkeit des Fürstentums Capua retten zu können. Aber jetzt war Roger nicht mehr bereit, diesen Preis zu zahlen. Die allgemeine politische Situation hatte sich so günstig für ihn entwickelt, und die Schwäche des Papsttums war so offenkundig geworden, daß er keine Veranlassung mehr sah, auf die Wünsche Innozenz II. einzugehen. So zerschlugen sich denn die Verhandlungen von San Germano. Eine List führte den König in Kürze zum Ziel. Er wandte sich mit seinem Heere vom Verhandlungsorte aus nach Nordosten, dem Papst und seinem Aufgebot dadurch scheinbar den Weg nach Süden freigebend. Innozenz, den

vermeintlichen Fehler seines Gegners benutzend, stieß sofort nach Süden vor, um seine Parteigänger unter den normännischen Baronen um sich zu sammeln und Rogers Erfolge zunichte zu machen. Damit war er in die ihm geschickt gestellte Falle hineingegangen. Denn Roger schnitt ihm durch eine plötzliche Kehrtwendung die Rückzugslinie ab, zersprengte das päpstliche Aufgebot und nahm den Papst selbst am 22. Juli 1139 bei Mignano gefangen. Die äußere Form ehrfurchtsvoller Ergebung gegenüber dem Nachfolger Petri streng wahrend – er vollzog sogar den Fußfall vor seinem Gefangenen, den die Sitte der Zeit dem Gläubigen und Lehnsmann vorschrieb –, war Roger in der Sache doch völlig unnachgiebig, weil er wußte, daß Innozenz kein anderer Ausweg mehr blieb, als ihm seine Forderungen zu bewilligen. So war denn das Ergebnis von Mignano die endgültige Anerkennung des normännischen Königstums und damit des Gesamtstaates durch das Papsttum.

In zwölfjährigem unablässigem Ringen mit inneren und äußeren Feinden war das Ziel erreicht. Rogers unerschütterliche Zähigkeit und sein staatsmännisches Geschick hatten den Sieg behalten. Die gefährlichste Krise des mittelmeerischen Normannentums war überwunden. Die Probleme des innern Staatsaufbaus traten von nun ab entscheidend in den Vordergrund. Sie waren mannigfaltiger Art und schwierig genug zu lösen. Denn wie bunt war das Völkergemisch, das sich in dieser Grenzzone zwischen Orient und Okzident im Laufe der Jahrhunderte angesammelt hatte und nun unter der Herrschaft einer dünnen normännischen Oberschicht stand! Lateiner und Langobarden, Griechen und Araber mit ihren ganz verschiedenen Sprachen, Sitten und religiösen Überzeugungen saßen hier. Verschieden war auch das geschichtliche Schicksal der einzelnen Landschaften gewesen, die nun zu einem Staat vereinigt waren. Ihre Gesetze und Verwaltungseinrichtungen wichen stark voneinander ab. Es gehörte ein staatsmännisches Genie wie Roger und eine staatsbildende Kraft, wie sie den Normannen innewohnte, dazu, um alle diese völkischen, religiösen und kulturellen Spannungen zu überbrücken und sie wie in einem Schmelztiegel zu neuer Einheit zu formen. Sieht man auf die staatlichen Einrichtungen der sizilischen Monarchie, so hat man auf den ersten Blick hin den Eindruck eines bunt zusammengesetzten Mosaiks, in dessen verwirrender Farbenfülle die große Linie und das alle Einzel-

heiten sich unterordnende Gesetz zu fehlen scheinen. Für die Finanzverwaltung haben ganz offensichtlich arabische Institutionen als Vorbild gedient. Die Ämterhierarchie ist ebenso klar erkennbar byzantinischen Ursprungs. Die Wehrverfassung ruht auf der Grundlage des abendländischen Lehnswesens. Römisches Recht und römische Staatsideologie treten in der Gerichtspraxis und in den Begründungen von Gesetzen und staatlichen Proklamationen stark hervor. So nimmt es denn nicht wunder, daß die Forschung bald die eine, bald die andere Seite dieses merkwürdig schillernden Staatsgebildes unterstrichen und hervorgehoben hat. Wichtiger aber als die Aufzeigung der vielerlei Einflüsse und Vorbilder, die auf Rogers Staatsgründung einwirkten, ist die Feststellung, daß dieser bunt zusammengesetzte Organismus vorzüglich funktionierte, daß der normännische Staat einen Grad von Konzentration erreichte wie kein anderes politisches Gemeinwesen seiner Zeit, und daß er ebenso an Leistungsfähigkeit sie alle weit hinter sich ließ. Darin offenbart sich das letzte Geheimnis dieses Staates und die eigentliche Leistung des Normannentums. Der einheitliche Geist, der Rogers Gründung in allen ihren Teilen durchdrang und bestimmte, war echt normännischer Geist, ausgeprägt vornehmlich in den beiden Zügen, die allen normännisch-wikingischen Staaten eigen sind: in der straffen Führung und in der rational zweckmäßigen Ordnung. Es ist der Geist der auf sich selbst gestellten und auf einer vom Fürsten garantierten unverbrüchlichen Rechtsordnung beruhenden politischen Gemeinschaft. Dies vollkommen diesseitig bestimmte Staatsgebilde konnte und mußte alle geschichtlichen Überlieferungen und Institutionen in sich aufnehmen, die in seinem Hoheitsbereich noch lebendig waren und ihren Zweck erfüllten. Das eben ist das Kennzeichen des in Roger II. gipfelnden staatsschöpferischen Genies der Normannen, daß sie die historische Kontinuität ihres Machtbereiches nicht unterbrachen, daß sie sich aller Formen bedienten, die sie dort vorfanden, und daraus doch etwas völlig Neues schufen.

Während sich dieser Staatsaufbau im Innern nach dem Willen und unter der angespanntesten Arbeit des Königs selber vollzog, stand die Welt draußen nicht still. Sie mußte nun Stellung nehmen zu der Tatsache, daß im Zentrum des Mittelmeeres, das durch seine Schwäche jahrhundertelang immer wieder die Randmächte angezogen hatte, ein starkes politisches Gemeinwesen entstanden war. Und sie

tat es, wie zu erwarten, in überwiegend feindlichem Sinne. Es bedurfte der ganzen Wachsamkeit und Geschicklichkeit Rogers, um den immer wieder heraufziehenden Gefahren rechtzeitig zu begegnen. Seine Staatsmannschaft hat gerade in den anderthalb auf Mignano folgenden Jahrzehnten die höchsten Triumphe gefeiert. Denn fast noch schwerer als die Durchsetzung des Gesamtstaates mit Waffengewalt in den dreißiger Jahren war es, das Errungene zu behaupten und für die Zukunft zu sichern, den Gegnern die Anerkennung der vollzogenen Entwicklung im normännischen Herrschaftsbereich abzunötigen. Daß es Roger immer wieder gelang, seinem Reich den Frieden zu erhalten und sich bildende Feindbünde zu zerstreuen, bevor ihr Angriff erfolgen konnte, war eine Leistung, die ebenbürtig neben dem kämpferischen Einsatz der Gründungszeit und der großartigen Aufbauarbeit im Innern steht.

Es waren vor allem die drei universalen Mächte der Zeit: das Papsttum, das Deutsche Reich und Byzanz, mit deren Gegnerschaft Roger ständig zu rechnen hatte. Die Nachfolger Innozenz II., der im September 1143 gestorben war, weigerten sich bald, die unter äußerem Zwang getroffenen Abmachungen von Mignano als rechtsverbindlich für sich anzuerkennen. Sie sahen in dem steten Vordringen der Normannen nach Norden in das Gebiet der Abruzzen eine ständig steigende unmittelbare Bedrohung des Patrimoniums Petri und hatten auch sonst zu klagen über das Verhalten dieses Vasallen, der keinerlei Eingriffe seines päpstlichen Lehnsherrn in die inneren Angelegenheiten seines Reiches duldete, nicht einmal auf kirchlichem Gebiete. Da sie allein nicht über ausreichende reale Machtmittel verfügten, um Roger entgegenzutreten, sahen sie sich nach Bundesgenossen um. Als solcher bot sich ihnen sofort der griechische Kaiser Manuel an. Dieser Herrscher hatte den Verlust der unteritalienischen Provinzen noch immer nicht verschmerzt. Nicht ohne Grund glaubte er zudem, einen Vorstoß der Normannen in das östliche Mittelmeer und ihren direkten Angriff auf Byzanz befürchten zu müssen, wenn der sizilische Staat sich konsolidiert hatte. Die Bedingungen seiner geographischen Lage wie die Tradition normännischer Außenpolitik wiesen eindeutig in diese Richtung. Robert Guiscard hatte nach der Festigung seiner apulischen Herzogsgewalt sofort nach Griechenland hinübergegriffen

Bohemund dann die Umklammerung des Ostreiches durch seine Festsetzung in Syrien versucht. Nur der vorzeitige Tod dieser beiden großen Normannenführer hatte die Unternehmungen nicht voll ausreifen lassen und die äußerste Gefahr von der Kaiserstadt am Bosporus abgewandt. Wenn jetzt der Neffe Guiscards und Vetter Bohemunds diese Pläne mit seinen erheblich vergrößerten Machtmitteln wieder aufnahm, konnte das zu einer Katastrophe für das oströmische Kaisertum führen. Rogers verschiedentliche Bemühungen um das syrische Erbe Bohemunds hatten mit Recht das Mißtrauen der Griechen erweckt. Der Dritte im Bunde wurde Lothars Nachfolger, der Staufer Konrad III. Er war nicht gesonnen, die von seinem Vorgänger erneuerten Ansprüche des Reiches auf Süditalien einfach wieder fallen zu lassen. Eine zahlreiche Gruppe normännischer Emigranten bildete den Hauptträger unablässiger Verhandlungen zwischen den verschiedenen Sizilien feindlichen Mächten. Auch Venedig wurde gewonnen und damit die Flotte, die man für einen Angriff auf das Normannenreich dringend benötigte.

Roger sah diesen kaum verhüllten Vorbereitungen zum Kampfe gegen sein Reich nicht untätig zu. Er trat sofort mit der welfischen Opposition in Deutschland in Verbindung und streckte nicht ohne Erfolg diplomatische Fühler nach Frankreich aus, wo er zwar noch nicht den König, wohl aber eine Reihe mächtiger Großer für seine Pläne gewann. Die christliche Welt begann sich in zwei große feindliche Lager aufzuspalten. Eine ganz neuartige internationale Opposition erhob sich gegen die universalistischen Mächte und die von ihnen repräsentierte Weltordnung. Jetzt zeigte sich deutlich, daß mit der Gründung des normännischen Gesamtstaates nicht nur ein neuer Machtfaktor in den mittelmeerischen und abendländischen Kreis eingetreten war, sondern daß darüber hinausgehend ein neues Prinzip der staatlichen Ordnung dieser Welt sich Bahn zu brechen begann. Der Übergang vom mittelalterlichen Universalstaat zum neuzeitlichen System gleichberechtigt nebeneinander stehender Staaten kündigte sich erstmalig an: äußerlich in jener Mächtegruppierung, die Roger herbeizuführen suchte, innerlich in der Lösung des Staates von der augustinischen Idee der Rechtfertigung aller politischen Gewalt durch religiöse Zielsetzungen.

Aber der drohende Konflikt kam nicht zum Ausbruch, weil der zweite Kreuzzug den Dingen eine ganz unerwartete Wendung gab und die Roger feindlichen Kräfte nach dem Orient ablenkte. Nichts ist nun bezeichnender für die ausschließlich an den realen Interessen seines Staates ausgerichtete Politik des sizilischen Königs als sein Verhalten während dieser Jahre, in denen die flammende Beredsamkeit Bernhards von Clairveaux das ganze Abendland zu neuem Aufbruch gegen die Feinde des Christentums mit sich fortriß. An Roger ist die Kreuzzugsbegeisterung, unter deren Einwirkung der deutsche König Konrad entgegen aller vernünftigen Überlegung sein Reich verließ, spurlos vorübergegangen. Er suchte in diesem Augenblick nur seine begonnene Politik gegen die universalen Mächte fortzusetzen. Wenn er auf einer großen Versammlung der französischen Kreuzfahrer durch Abgesandte seine Bereitschaft erklären ließ, ebenfalls ins heilige Land zu ziehen, und den Franzosen vorschlug, sie möchten den Seeweg wählen, wo ihnen die reichen Hilfsmittel des normännischen Staates unbeschränkt zur Verfügung ständen, so handelte er nur aus dem Bestreben heraus, den französischen König möglichst eng an sich zu binden und eine selbständig handelnde normännisch-französische Kreuzfahrergruppe zu schaffen, die ein Gegengewicht gegen die von den universalen Mächten im Osten versammelten Truppen bilden sollte. Als die Franzosen sich dennoch für den Landweg gemeinsam mit den Deutschen entschieden, war von einer Kreuzzugsteilnahme des sizilischen Königs keine Rede mehr. Dieser griff vielmehr mit seiner Flotte die von Truppen entblößten griechischen Küsten an und machte im Oktober 1147 einen letzten Versuch, Ludwig von Frankreich, der mit seinem Aufgebot damals gerade vor den Toren Konstantinopels angekommen war, zu einem Angriff auf das griechische Reich mit sich fortzureißen. Niemals ist Roger seinen letzten Zielen so nahe gewesen wie damals. Denn die machtpolitischen Voraussetzungen waren äußerst günstig. Ein kombinierter Angriff des französischen Heeres und der sizilischen Flotte hätte den Sturz des griechischen Kaisertums herbeiführen müssen. Ein solcher Erfolg aber hätte Roger endgültig von der starken Bedrohung durch die universalen Mächte befreit und den normännischen Einfluß im östlichen Mittelmeerbecken entscheidend gehoben. Indessen bei Ludwig VII. war das Gefühl der Kreuzzugsverpflichtung noch

stärker als imperialistische Zielsetzungen. Er lehnte Rogers Angebot ab, der das Unternehmen daraufhin abbrach.

Diese Episode lehrt, daß die Zeit noch nicht reif war, den Geist, der Roger und seine Politik erfüllte, ganz zu begreifen, und daß es deshalb nicht zur Verwirklichung der letzten Pläne des sizilischen Königs kommen konnte. Es ist ihm nach dem kläglichen Scheitern des Kreuzzuges zwar gelungen, den französischen König und Herzog Welf durch feste Bündnisabmachungen an sich zu ketten und seinen Staat dadurch aus der gefährlichen Isolierung zu befreien. Aber seine geschickte Propaganda, die unter Aufnahme der Motive Bohemunds das gesamte Abendland gegen die an der Katastrophe im heiligen Lande angeblich alleinschuldigen, verräterischen Griechen in Harnisch zu bringen versuchte, vermochte trotz allen Beifalls, den sie erntete, doch nicht, die Massen gegen Konstantinopel wirklich in Bewegung zu setzen. So blieb die normännische Herrschaft über das östliche Mittelmeer und den vorderen Orient ohne Erfüllung.

Das eine hat Roger indessen mit seiner aktiven Außenpolitik, die ihn zuletzt in einer vom gesamten Abendlande anerkannten Führerstellung sah, erreicht: wenn auch widerwillig mußten ihn jetzt die universalen Mächte der Zeit anerkennen. So konnte er, als der Tod ihn im Februar 1154 aus einem tatenreichen Leben abrief, seinem Sohne ein gesichertes Erbe hinterlassen, eine gefestigte Königsgewalt und ein wohlgeordnetes Reich. Nur vierzig Jahre ist dieses Reich noch unter normännischer Führung gewesen. Als der Mannesstamm der Hauteville schon 1189 ausstarb, ging die sizilische Herrschaft an die Staufer über. Dies rasche Ende des Geschlechts, das dem italienischen Normannentum zahlreiche und seine größten Führer und Staatengründer gestellt hat, ist ein Symbol für das schnelle Erlöschen der normännischen Volkskraft im Mittelmeerraum. Als einzelne Ritter oder in kleinen Gruppen waren die Normannen dorthin gelangt. Ungeheure Opfer hatten die vielen Kämpfe gefordert, die sie auszufechten hatten, und zu schnell riß die Verbindung mit der Heimat ab. Zahlenmäßig zu gering, gelang es ihnen nicht mehr, einen neuen geschlossenen Volkskörper zu bilden, wie das noch ihre wikingischen Vorfahren in der Normandie vermocht hatten. Das südliche Klima zehrte unaufhörlich an ihrer Kraft. So sind sie denn als eigenes Volkstum bald

untergegangen in dem Rassen- und Völkergemisch der Grenzzone von Orient und Okzident. Aber ihre große geschichtliche Leistung, der von ihnen geschaffene Staat hat diesen Untergang sieghaft überdauert. Die Ideen und Planungen Rogers II. wirken in Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II., dem Enkel Barbarossas und Rogers, ebenso nach wie bei den französischen Anjous, die nach den Staufern das normännische Erbe übernahmen. Darüber hinaus ist die sizilische Monarchie vorbildhaft für die neuzeitliche staatliche Organisation des gesamten Abendlandes geworden. Darauf vor allem beruht die weltgeschichtliche Bedeutung der Normannen.

Literaturauswahl

A. Brackmann, Die Wandlungen der Staatsanschauungen im Zeitalter Kaiser Friedrichs I. H. Z. 145 (1932) S. 1 ff.

— Der mittelalterliche Ursprung der Nationalstaaten in: S. B. d. preuß. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1936 B. 13.

A. W. Brøgger, Winlandfahrten, Wikinger entdecken Amerika. Hamburg 1939

A. Bugge, Wikinger. Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Herausgegeben von J. Hoops. Straßburg 1918/19 IV S. 529 ff.

E. Caspar, Roger II. und die Gründung der normannisch-sizilischen Monarchie. Innsbruck 1904.

F. Chalandon, Histoire de la domination normande en Italie et en Sicile. Paris 1907.

C. Erdmann, Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens. Stuttgart 1935.

E. A. Freeman, The history of the Norman conquest of England. Oxford 1877/79.

Ch. H. Haskins, The Normans in European history. London 1919.

T. D. Kendrick, A history of the Vikings. London 1930.

W. Kliutschewsky, Geschichte Rußlands. Übersetzt aus dem Russischen von Braun-Walter. I. Berlin 1925.

B. Kummer, Der nordische Mensch der Wikingzeit. Leipzig 1935.

G. Laehr, Die Anfänge des russischen Reiches. Politische Geschichte im neunten und zehnten Jahrhundert. Eberings historische Studien 189. Berlin 1930.

K. Maurer, Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergang des Freistaates. München 1874.

H. Mitteis, Lehnrecht und Staatsgewalt. Weimar 1933.

F. Nansen, Nebelheim. Leipzig 1911.

H. Niese, Die Gesetzgebung der normännischen Dynastie im regnum Siciliae. Halle 1910.

A. Noack, Geschichte der nordischen Völker, Bd. I. Nordische Frühgeschichte und Wikingerzeit. München-Berlin 1941.

R. Nordenstreng, Die Züge der Wikinger. Übersetzt aus dem Schwedischen von L. Meyn. Leipzig 1925.

P. Nørlund, Wikingersiedlung in Grönland. Leipzig 1937.

F. Panzer, Italienische Normannen in deutscher Heldensage, in: Deutsche Forschungen. Frankfurt a. M. 1936.

P. Paulsen, Der Stand der Forschung über die Kultur der Wikingerzeit, XXII. Bericht der römisch-germanischen Kommission. Frankfurt a. M. 1933.

H. Prentout, L'histoire de Normandie, in: Précis de l'histoire et de l'archeol. normandes. II Caën. 1929.

J. Revel, Histoire des Normands. Paris 1918/19.

O. Scheel, Die Wikinger. Aufbruch des Nordens. Stuttgart 1938.

J. Steenstrup, Normannerne. Kopenhagen 1876/82.

— Normandiets historie under de syv første hertuger. 911-1066. D. kgl. Danske Vidensk. Selksk. Skrifter. 7. raekke Historisk og filos. Afd. V, 1. Kopenhagen 1925.

A. Stender-Petersen, Die Varägersage als Quelle der altrussischen Chronik. Aarhus und Leipzig 1934.

D. Stichtenoth, Die Entstehung der normännischen Herzogsgewalt im zehnten Jahrhundert. Dissertation Hamburg 1938.

O. Vehse, Die Normannen im Mittelmeer, in: Welt als Geschichte V (1939).

W. Vogel, Die Normannen und das fränkische Reich bis zur Gründung der Normandie (799-911). Heidelberg 1906.

OTTO VEHSE NORDISCHE STAATENGRÜNDER